

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*I. Brender, J. Bent, W. Bienek, W. Bittner, W. Dürrson,
G. Elsner, A. Feldhoff, W. Gabel, Z. Gahse, M. Grünter,
V. M. Gutzschhahn, S. Hennemann, P. Herholtz, J. Kibgis,
J. Krug, A. Müller, J. Reis, W. Richter, J. de Sena,
W. P. Schnetz, R. Schoof, R. Schroer, S. Stange, A. Tondern,
H. U. Treichel, R. Valenta, R. Wega, Th. Weißenborn*

Dieter Arendt: Die pikarischen Helden des Notstands

Roland Jost: Dario Fo – die Komik des Faschistischen

Roman Ritter: Zeilenbruch und Wortsalat

Werner Stiefele: Kampf dem Atomtod – Stücke der 50er Jahre

*Jugendtheater wohin? – Gespräch: Sarah Camp, W. Anraths,
U. Gardein, W. Geifrig, O. Neumann*

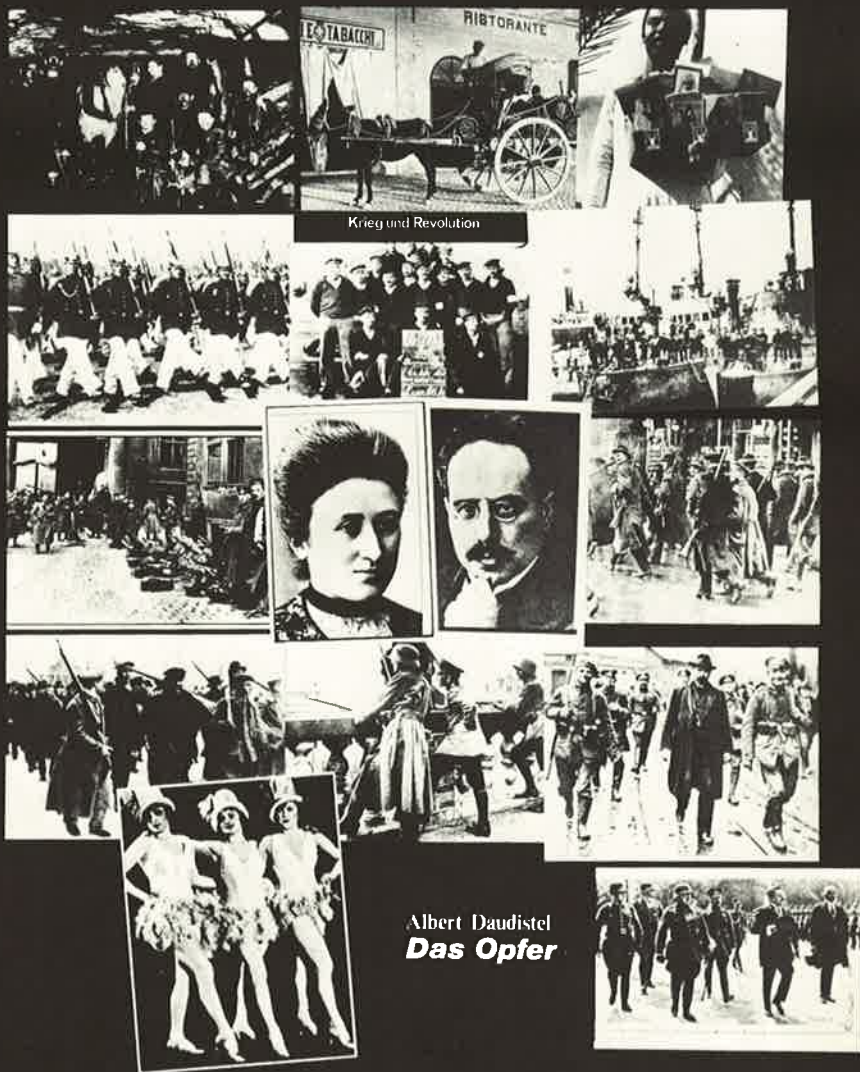
Das Theater in der Sandinistischen Revolution

*10 Jahre Berufsverbot – Horst Bethge, Gert Heidenreich,
Jochen Kelter, Christian Kneifel*

ANHÖRUNGSFALL DEMOKRATIE

Albert Daudistel
Das Opfer

Der erste deutsche
Arbeiterroman über
Krieg und Revolution



Albert Daudistel
Das Opfer

Kleine Arbeiterbibliothek
Damnitz Verlag GmbH

Band 75 DM 8,—

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

ANHÖRUNGSFALL DEMOKRATIE

ZU DIESEM HEFT	3
<i>Wolf Peter Schnetz</i> : Deutschland 2 / Nordatlantisches Bündnis 3	5
<i>Irmela Brender</i> : „Ich war ein Tausendfüßler“	10
<i>Gisela Elsner</i> : Abseits	14
<i>Martha Grünter</i> : Erinnerungen	28
<i>Jorge de Sena</i> : Die Straßenräuber	30
<i>Jorge Reis</i> : Der Heimkehrer	38
<i>Hans-Martin Säger</i> : Politik / Entfremdung / Paranoia	47
<i>Zsuzsanna Gahse</i> : Aussichten	48
<i>Joachim Bent</i> : Konsum / Der Abend	49
<i>Werner Dürrson</i> : Kleist in Würzburg	50
<i>Rolfrafael Schroer</i> : Heitere Nachrichten	51
<i>Theodor Weißenborn</i> : Anfrage an Karol Wojtyla	
<i>Wolfgang Gabel</i> : Zustände	52
<i>Wolfgang Bittner</i> : Berufsverbote / Juristensprache	
<i>Alf Tondera</i> : Perspektiven / Fortschritt / Planspiel III / Freispruch	53
<i>Renate Schoof</i> : Der unpolitische Vater . . .	54
<i>Wolfgang Bienek</i> : Bekenntnis des Polizeimeisters XY	
<i>Robert Wega</i> : Der letzte Kapitalist	
<i>Susanne Hennemann</i> : Mein blauer Reiher / Herbststimmung / Es bleibt noch manches zu tun	55
<i>Uwe-Michael Gutzschhahn</i> : Landbesetzer	
<i>Hans-Ulrich Treichel</i> : Zustände / Ikarus / An uns	56
<i>Heiner Feldhoff</i> : Aufatmen	
<i>Peter Herholtz</i> : Gedanken im Bus	57
<i>Ilse Kibgis</i> : Näherin	58
<i>Josef Krug</i> : Einsatzverpflegung	59
<i>Reinhard Valenta</i> : Unserem lieben Vater Staat	60
<i>Dieter Arendt</i> : Die pikarischen Helden des Notstands	61
<i>Roland Jost</i> : Die Komik des Faschistischen	80
<i>Roman Ritter</i> : Zeilenbruch und Wortsalat	88
Jugendtheater wohin? – <i>Sarah Camp, Wolfgang Anraths,</i> <i>Uwe Gardein und Werner Geifrig</i> im Gespräch mit Oskar Neumann	96
<i>Werner Stiefele</i> : Kampf dem Atomtod	104
Das Theater in der Sandinistischen Revolution	114
<i>Gert Heidenreich</i> : Die Berufsverbots-Bombe	119
<i>André Müller sen.</i> : Liebknecht	121
<i>Jochen Kelter</i> : Ein Deutsches Lied, ein Deutsches	122
<i>Christian Kneifel</i> : Berufsverbot für eine Familie	128
10 Jahre „Radikalerlaß“ – <i>Ein Bericht von Horst Bethge,</i> <i>Mitglied im zentralen Arbeitsausschuß</i> „Weg mit den Berufsverboten“	135
<i>Sabine Stange</i> : Nicodemo oder die Unfähigkeit zu handeln	141
ANMERKUNGEN	160

Zu diesem Heft

Die Demokraten in diesem Land haben sich aus unterschiedlichen Anlässen und Erfahrungen auf den Weg gemacht. Mißtrauisch gegen die machtausübenden Institutionen, meist außerhalb der regierenden Parteien, die vorgeblich im Namen des Volkes entscheiden, fragen sich immer mehr Bürger nach dem Sinn von Entscheidungen und Beschlüssen, die in den Selbstdarstellungen vor Wahlen so gut wie nie öffentlich dargelegt wurden. Die Berufung auf Sachzwänge zählt, wenn die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Bürger unmittelbar betroffen und eingeschränkt werden, nicht mehr. Man verschafft sich Gehör, ob es um die neuen Raketen geht, um die etappenweis geführten Angriffe der Regierung auf das ohnehin schon eingerissene soziale Netz, um den weiteren Ausbau des Frankfurter Flughafens, ob um die Spekulation mit dem elementaren Menschenrecht auf Wohnen – überall melden sich diejenigen zu Wort, in deren Namen regiert und gegen deren Interessen so selbstsicher entschieden wird. Akute Notstände der Demokratie zeigen an, daß für viele eine Krise des Systems sichtbar wird.

Man kann das natürlich auch anders sehen. Das *Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt* vermerkt mit deutlicher Mißbilligung, „200 000er-Demonstrationen sind mittlerweile ein Merkzeichen dieser Republik“. Theo Sommer denkt in der *Zeit* laut darüber nach, welche Fehler die hessische Landesregierung wohl gemacht haben könnte: „Hat sie alles getan, ihre Beschlüsse in der Öffentlichkeit werbend, überzeugend, publikumswirksam zu vertreten?“ Nach dem Inhalt und dem Zweck der Entscheidungen muß wohl gar nicht gefragt werden, aber man muß sie „publikumswirksam“ vertreten. Man muß die Sache richtig verkaufen – wie den Doppelbetrug des eigenen Volkes als „Doppelbeschuß der NATO“, wie die Fesselung der Bundesrepublik Deutschland an die Interessen des US-Imperialismus als „Dolmetschen“ fürs Weiße Haus.

Im Vorfeld der Propaganda für die Herrschenden verläuft die Kommunikation mit Behörden, Gerichten, geheimer und uniformierter Polizei genau anders herum: einer neuen geistigen Inquisition ähnlich werden Menschen als „Verfassungsfeinde“ observiert, registriert und beruflich ausgeschaltet. Seit zehn Jahren ist in der Bundesrepublik Deutschland das Berufsverbot institutionalisiert. Es gab *mehr als eine Million Überprüfungen und etwa 4 000 Anhörungsverfahren*. Man kennt einige Hundert zum Berufsverbot Verurteilte, die Dunkelziffern dürften wesentlich höher liegen. Offensichtlich ist, daß *alle Bereiche demokratischer Bürgeraktivität in den Rahmen der Berufsverbote einbezogen sind*. So sollen Bewegungen abgewürgt werden, bevor es ihnen gelingt, zu realen Faktoren im politischen Kräftefeld des Landes zu werden. Und der Übergang zu einer allgemeinen strafrechtlichen Verfolgung ist fließend. Gegen den Sprecher der Frankfurter Startbahngegner, den Magistratsdirektor Alexander Schubart, hat der Generalbundesanwalt Ermittlungen mit der Begründung der „Nötigung“ eingeleitet, die Stadt Frankfurt hat ihren Beamten umgehend des Dienstes enthoben, ein Hausverbot ausgesprochen und ein Disziplinarverfahren angestrengt. Der Bundestagsabgeordnete Manfred Thüsing teilt mit, daß der neueste Verfassungsschutzbericht auch die Friedensgruppen ins Visier genommen und ihre „Gefährlichkeit“ danach

qualifiziert hat, inwieweit sie den *Krefelder Appell* unterstützen, der inzwischen von über zwei Millionen Bundesbürgern unterzeichnet wurde.

Wo die Macht der publikumswirksamen, das heißt, die Bevölkerung mit Lügen und Täuschungen manipulierenden Medien, wo die Beschwörungsformeln der Spitzenpolitiker oder die ihnen dienenden Behörden und Gerichte die Herrschaft nicht mehr sichern, marschieren Polizeiheere auf, die bürgerkriegsähnliche Situationen erzeugen.

Man erkennt mehr und mehr die beiden Seiten der Gesellschaft und des Staates Bundesrepublik Deutschland: auf der einen Seite manifestiert sich ein zu massiver Unterdrückung ausgerüsteter und vorbereiteter Apparat, auf der anderen Seite eine, vor allem von der jungen Generation getragene Bewegung, die ein neues Verständnis von Frieden und Demokratie hat. Auch unter Schriftstellern und Publizisten zeichnet sich Linie grundsätzlicher Unterschiede zwischen Demokratie und Antidemokratischem ab. Wer sich kritisch äußert, weiß seit langem, wie weit der Preis der Anpassung geht. Während der Hamburger Lehrer und Schriftsteller Hans-Peter de Lorent des „literarischen Verbrechens“ (sein Roman „Die Hexenjäger“ wurde auf den „Dienstweg“ – Überprüfung, Anhörung, Gerichtsverhandlung – geschickt), angeschuldigt wird, behauptet sich Franz Schönhuber, Hauptabteilungsleiter des Bayerischen Rundfunks, mit einer Verherrlichung der Waffen-SS und Kapital-Chef Ludolf Herrmann, der im Bayerischen Rundfunk die Demonstranten im Bonner Hofgarten am 10. Oktober 1981 wie Untermenschen beschrieb, wird von oben milde daran erinnert, daß das doch nicht die feine englische Art sei, wie man sich öffentlich äußern dürfe. Angesichts der Gewalttätigkeiten des Neonazismus und des unter Herrschenden üblichen Zynismus ist in der Tat eine menschenwürdige Zukunft von jener Seite nicht zu erwarten.

Dies wird um so deutlicher, wenn in derselben Zeitspanne die Frage nach Krieg oder Frieden zur Entscheidung ansteht. Es ist zu früh, die dramatischen Vorgänge zu beschreiben, die den dritten Besuch Leonid Breschnews in der Bundesrepublik Deutschland prägten. Klar ist nur, daß die Versuche, den Besuch zu bagatellisieren, die sowjetische Seite zu provozieren und die Öffentlichkeit zu desinformieren, völlig mißlungen sind. Das Außerordentliche der Begegnung hat weitreichende Folgen, die das Selbstverständnis, die Sicherheit und Souveränität unserer Republik in ihrem Kern treffen. Die Alternative lautet klar: Vertiefung und Festigung der Entspannung und Zusammenarbeit, bei beharrlicher Anstrengung um Abrüstung – bis zu einer atomwaffenfreien Zone in Europa; oder Bindung an das Konzept eines Protektorats der USA, das die Funktion eines atomwaffenstarrenden Sperrgürtels gegen die UdSSR haben soll.

Die Verantwortungslosigkeit, mit der die Vertreter der herrschaftsausübenden Institutionen dabei sind, das Wohl und die Zukunft unseres Volkes aufs Spiel zu setzen, hat alle diejenigen gefordert, die Demokratie in einem neuen Sinn verstehen. Das Anhörungsverfahren hat viele Verluste zur Folge gehabt, aber es hat den Mut nicht gebrochen. Die Bereitschaft, die Sache des Friedens selbst wahrzunehmen, die Angriffe auf das Lebensniveau der Arbeitenden abzuwehren, die willkürliche, dem Profit dienende Zerstörung der Lebensumwelt nicht mehr länger hinzunehmen, ist größer und stärker geworden und damit auch das Bewußtsein um Verantwortung in allen Lebensbereichen.

Redaktion Kürbiskern

Wolf Peter Schnetz
Deutschland 2

Besonders herzlich
begrüße ich
die Herren vom Verfassungsschutz
die ihre Freizeit
– nicht zu verwechseln mit Freiheit –
opfern und ihren Abend hier verbringen müssen.

Kein Privatleben
Kein Film mit John Wayne heute
am Feierabend
im Fernsehen.
Keine Komplettierung
der Briefmarkensammlung,
zum Beispiel
Europamarken,
im Album.
Immer diese
tödlich
langweiligen Reden
von immer
denselben linken Leuten.

Um den Herren
das Handwerk leichter zu machen,
habe ich bereits
die statistische Auswertung vorgenommen,
wie häufig
das Wort Frieden
in diesem Manuskript enthalten ist:
30mal, und noch einmal
dick unterstrichen:
FRIEDEN

In der Tat:
Die Friedensbewegung
ist eine Gefahr für den Frieden.
Sie entzweit die Friedfertigen
in diesem Land.
Frieden durch Aufrüstung,
wollen die einen.
Frieden durch Abrüstung,
fordern die andern.

Herr Kohl läßt sagen:
Die Friedensbewegung und ihre Mitläufer
sind zu unterteilen in:

„Zweckpazifisten“
die den treibenden Kern darstellen und
von Moskau gesteuert sind;
„Angstpazifisten“
die einfach nur Angst
vor der Rüstungsentwicklung haben
und durch sachliche Argumentation
aufgeklärt werden müssen;
„Gesinnungspazifisten“
die in ihrem persönlichen Bereich
entscheiden können,
keine Gewalt anzuwenden,
aber
die Konsequenzen sehen müssen;
„Verantwortungspazifisten“
wie die Union.

Ich bin:
Zweckpazifist
Angstpazifist
Gesinnungspazifist
Verantwortungspazifist.

Aus meiner Verantwortung sage ich:
Frieden
ohne Bedingung,
bedingungslose Kapitulation
vor dem Frieden.

Besonders herzlich danke ich
den Herren vom Verfassungsschutz
für das
aufmerksame Zuhören heute abend.
Und bitte
notieren Sie
die Nummer meines geparkten Autos
in der Nähe des Veranstaltungsraumes,
ER-AD 218:
zwecks
vorbeugender Verbrechensbekämpfung.

Nordatlantisches Bündnis 3

Ich spreche
aus einer Position der Schwäche,
Herr Bundeskanzler,
ich besitze nicht
die Kraft
der großen Argumente
für:
Frieden, Freiheit, Wirtschaft, Wohlstand,
nur
den Ausdruck
meiner ganz persönlichen
kleinen Gefühle.

Diese Gefühle,
Herr Bundeskanzler,
wollen nicht wahrhaben,
daß der Doppelbeschluß
des Nordatlantischen Bündnisses
über Nachrüstung, Aufrüstung,
Gleichheit der Waffen und
Waffensysteme,
gut ist für
Frieden, Freiheit,
Wirtschaft, Wohlstand:
Atomraketen
im Herzen Europas.

Meine Gefühle,
Herr Bundeskanzler,
fürchten die Folgen.

Als ich
zur Schule ging,
lernte ich
im Kreis meiner Mitschüler
das Gesetz
der Wahrscheinlichkeit.
Ein Messer,
hieß es
in der bildreichen Sprache
des Lehrers,
führt irgendwann
sicher
zum Mord:
ein Messer, ein Schwert, eine Axt.

Eine gefährliche Kreuzung
führt irgendwann
sicher zum Unfall.

Das Arsenal der Waffen
führt irgendwann
sicher
zum Krieg.

Ich kenne
Ihre Argumente,
Herr Bundeskanzler,
Herr Schmidt, Herr Kohl, Herr Genscher, Herr Strauß:
Hat der andre
ein Messer,
brauchst auch du
das Messer,
damit der andre
nicht angreift.
Hat er
ein schärferes Messer,
brauchst du
das schärfere Messer.

In den Augen
des Gegners
lauert
die Angst.

Nach dem Gesetz
der Wahrscheinlichkeit
muß
einmal
einer,
und sei es nur in Gedanken,
den ersten
Schritt tun.
Der andere
wird
diesem zuvorkommen
wollen.
Die Reaktion der Pupille.
Das Blitzen
der Messer.
Ich werde
sterben.
Vielleicht

sterben
beide.

Ich brauche
das Messer
nicht
in der Faust.
Ich brauche,
Herr Bundeskanzler,
Herr Schmidt, Herr Kohl, Herr Genscher, Herr Strauß,
anstelle
der tönernen Worte
das sichere Wissen
um meine
Gefühle,
die furchtsam sind,
sie fürchten,
unabwendbar,
das donnernde Rollen der Schritte,
das Blitzen
der mordenden Messer.

Irmela Brender „Ich war ein Tausendfüßler“

*Antworten der Lehrerin Anna N.
auf Fragen nach ihrem Verbleib am 10. 10. 1981*

Nein, ich war nicht krank am 10. Oktober. Im Gegenteil. Ich fühlte mich zwischen den dreihunderttausend Friedensdemonstranten in Bonn so gesund wie selten, wir alle hatten eine ansteckende Gesundheit, die wir übertragen wollten in Ost und West, in Europa und darüber hinaus.

Gewiß, ich halte mich an die Tatsachen. Es stimmt, daß ich am Freitagabend, am 9. Oktober, meinen Kollegen R. anrief und ihn bat, mich am nächsten Tag in der Schule zu entschuldigen und meine Klasse zu beschäftigen. Ich sagte, ich sei stark erkältet, zwischendurch hustete ich auch mehrmals. Der Kollege R. wünschte mir gute Besserung und versprach, alles zu erledigen. Übrigens klingelte kurz darauf das Telefon, und der Anrufer, der seinen Namen nicht nannte, sagte: „Demonstrier für mich mit“. Nein, die Stimme des Anrufers habe ich nicht erkannt, ich habe mir auch keine Gedanken darüber gemacht, wer es gewesen sein könnte.

Die Karte für den Sonderzug nach Bonn zur Friedensdemonstration besaß ich seit vierzehn Tagen. Ich hatte sie beim Stadtjugendring gekauft, nachdem ich durch eine Anzeige in der von mir abonnierten bürgerlichen Tageszeitung auf diese Möglichkeit aufmerksam geworden war. Es stimmt, daß mir zu diesem Zeitpunkt die Anweisung bekannt war, nach der Lehrer unseres Bundeslandes zum Besuch der Friedensdemonstration ebensowenig wie Schüler vom Unterricht befreit werden können. Es war mir klar, daß ich bei unentschuldigtem Fernbleiben Schwierigkeiten wegen Verletzung der Dienstvorschriften, vielleicht auch wegen Arbeitsverweigerung bekommen könnte. Deshalb habe ich ja den Kollegen R. gebeten, die Schulleitung von meiner schweren Erkältung zu informieren und meine Klasse zu übernehmen. Nein, ich hatte deshalb überhaupt keine Gewissensbisse und war mir auch keiner Pflichtvergessenheit gegenüber den Schülern bewußt. Im Gegenteil, ich hatte das Gefühl, gerade durch meine Teilnahme an der Friedensdemonstration den Schülern gegenüber meine Pflicht zu tun. Meine Schüler können nämlich im Gegensatz zu Ihnen, meine Herrn, das Jahr zweitausend in voller körperlicher und geistiger Gesundheit erleben, wenn nichts dazwischenkommt. Ich wollte dazu beitragen, daß nichts dazwischenkommt, und will das auch weiterhin.

Nein, ich schweife nicht ab, ich bin gerade dabei, Ihnen zu erklären, warum ich nicht bei meiner Erkältungslüge geblieben bin. Im Sonderzug traf ich mehrere Eltern mit ihren schulpflichtigen Kindern. Sie erzählten mir, daß sie vor allem wegen der Kinder zur Demonstration fahren, die Kinder sollen doch in Frieden leben, sagten sie, und sie sagten auch: Es ist wichtig, daß die Kinder dabei sind. Die Kinder müssen mitkriegen, worum es geht, und alle müssen mitkriegen, daß wir friedlich demonstrieren wollen, sonst würden wir ja die Kinder nicht mitnehmen. Manche hatten auch Säuglinge dabei und Kinder, die noch im Wagen lagen; als die Kleinen unruhig wurden auf der langen Fahrt, haben sich die Erwachsenen abwechselnd um sie gekümmert; in unserem Wagen gab es

ein richtiges Spielfest, und so haben die Schulkinder schon auf der Hinfahrt Unterricht in Fächern bekommen, die sonst sehr vernachlässigt werden, Hilfsbereitschaft zum Beispiel, Toleranz, Gemeinschaftsgefühl.

Ja, dazu wollte ich gerade kommen: Die schulpflichtigen Kinder hatten natürlich nicht für die Demo freibekommen. Die Eltern sagten, da schreiben wir halt am Montag eine Entschuldigung, Bauchweh, oder die Oma war krank, darauf soll's uns nicht ankommen.

Nein, meine Herrn, diese Eltern nahmen ihre Erziehungsaufgabe keineswegs leicht. Sie erklärten ihren Kindern zum Beispiel mit großer Geduld, was auf den Flugblättern stand, die ständig verteilt wurden. Sie sagten ihnen, was Aktion Sühnezeichen ist und warum es sie geben muß. Sie übersetzten mit unterdrückter Wut Wörter wie overkill und Marschflugkörper und nukleares Gleichgewicht. Bei einem Flugblatt schauten sich die Erwachsenen stumm an. Dann stand ein Mann auf, öffnete das Fenster und hielt den Kopf in den Fahrtwind. Er war blaß, als er hinterher den Kindern sehr ruhig erklärte, warum beim Abwurf einer Neutronenbombe die Menschen versauert werden und wieviele von ihnen so langsam sterben, daß sie froh sind, wenn ihnen ein Arzt eine tödliche Spritze gibt. Er hat auch gesagt, was die Wörter Katastrophenmedizin und Euthanasie heißen. Eine Frau holte ein Buch aus der Tasche und las vor, was ein japanischer Journalist lange, bevor diese Kinder geboren waren, über den Atombombenabwurf über Hiroshima geschrieben hatte. „Innerhalb weniger Sekunden wurden Tausende Menschen von der glühenden Hitzewelle verbrannt. Andere krümmten sich in Agonie auf dem Boden, schreiend von dem unerträglichen Schmerz ihrer Wunden . . .“ Nein, ich glaube nicht, daß ich abschweife. Ich will Ihnen nur erklären, warum die Leute in unserem Eisenbahnwagen „We shall overcome“ sangen, als wir im Bonner Hauptbahnhof einfuhren, und daß die Kinder den englischen Text sehr schnell gelernt haben.

In Bonn dann – ich denke, Sie haben die Bilder im Fernsehen gesehen, und die Reden konnten Sie in der Zeitung nachlesen, ich weiß, Ihre Zeit ist knapp, ich will nichts wiederholen, was Sie wissen.

Sie meinen, ich sei über das Alter hinaus, in dem man demonstriert? Darüber habe ich lange, wenn auch ein bißchen anders, nachgedacht. Wissen Sie, ich war ja ein Tausendfüßler, ich bin für so viele durch die Poppelsdorfer Allee zur Hofgartenwiese gegangen, für so viele, die mich zuvor angerufen hatten und mir gesagt hatten: „Demonstrier für mich mit! Du hast ja recht: Man darf das nicht den Routinedemonstranten überlassen, nicht den Jungen überlassen, nicht den Kommunisten überlassen, nicht den Christen überlassen, unsereiner gehört auch dazu, demonstrier für mich mit!“ Die achtzigjährige Frau P. hat das zu mir gesagt, sie war mal Handarbeitslehrerin an dieser Schule, zwei Weltkriege hat sie erlebt, den jüngsten Sohn hat sie in Dresden verloren, den Mann und zwei Jungen an der Front. Der gelähmte Herr H. hat das zu mir gesagt, er war im KZ. Meine Schwiegermutter hat es mir gesagt, sie hat geweint am Telefon, sie war verschüttet im letzten Krieg, seither weint sie so leicht und ist immer mal wieder im PLK, ach ja, das heißt Psychiatrisches Landeskrankenhaus. Meine Verwandten jenseits der Grenze haben es mir gesagt, sie wissen noch, wie ihre Väter und mein Vater aufeinander schießen mußten. Viele

haben es mir gesagt: „Man darf das nicht den anderen überlassen.“ Das ist, dachte ich mir in Bonn, nicht ganz richtig. Man darf sie nicht allein damit lassen, so ist es.

Die Jungen, unsere Schüler, meine Herrn, die haben noch länger zu leben als wir, ihr Lebenswille ist drängender, ihr Friedenswille ist vitaler, da müssen wir doch ehrlich sein, in zwanzig Jahren ist es für uns sowieso aus, plus minus ein paar Jährchen, dann haben wir ausgesorgt. Aber wir dürfen doch die Jungen nicht allein lassen mit der Zukunft, sie brauchen unseren Glauben daran, unser Vertrauen aufs Leben, sonst haben sie ausgespielt, bevor sie zum Zug gekommen sind.

Meine Herrn, erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang auf eine noch nicht gestellte Frage zu antworten: Ich bin tatsächlich der Meinung, daß jeder Lehrer den Dienst quittieren müßte, der nicht an die Zukunft seiner Schüler glaubt. Gewiß, Sie haben recht, von Bonn bin ich ganz abgekommen. Täusche ich mich, oder wollen Sie tatsächlich einen Erlebnisbericht hören? Es ist nur so, daß ich Sie nicht über Gebühr beanspruchen will.

Es waren so viele Menschen da, plötzlich steckte ich in einer straff organisierten Gruppe mit Transparenten voller Abkürzungen. Ein Mann schrie von hinten: „Bei dem Wind reißt das Bomben-Band, wenn wir keine Löcher bohren. Schere! Wer hat die Schere?“ Eine straff frisierte Frau mittleren Alters rief zurück: „Schere, Heinz? Schere hier! Die Transparente müssen dichter!“ Da ging ich an den Rand. Dann zog mich eine sehr gemischte Gruppe mit, Punks waren darunter, das sind die mit den bunten Haaren und den scharfen Sachen in den Ohrläppchen, sie verhielten sich aber sehr ruhig. Von allen Seiten wurde sozusagen höflich gedrängt, mal lag meine Nase an einem Parka, mal unter Haaren, die nach Apfelschampoo rochen, für die Rollstühle der Behinderten und für die Kinderwagen wurde Platz gemacht, da trat einem mancher auf die Füße und sagte: „Entschuldige, nicht so gemeint.“ Auf der Tribüne sangen sie schon. Die Ansprachen hörte ich am Hofgartenwiesenrand, das Gras war zertrampelt, wir setzten uns auf Flugblätter, neben mir hielt ein sehr kleiner Italiener die Fahne seines Landes hoch und verteilte Grußworte von Berlinguer, vor mir küßten sich zwei, hinter mir stand ein älterer Mann und fragte immer wieder: „Wann kommt denn der Schorsch Benz? Ich will endlich mal einen Arbeiter hören.“ Neben mir hockte ein Junge aus Bremen und bot mir Schokolade an, ich gab ihm ein hartgekochtes Ei. Geklatscht wurde hier mit Instinkt. Als einer bloß Phrasen ins Mikro redete, saßen alle still, und als es nicht mehr zum Anhören war, klatschten sie ihm den Abgang. Der Ältere wurde ein wenig sauer und redete von den Studenten, die wir mit der Steuer finanzieren, aber die anderen sagten, sie seien Azubis und wollten Argumente hören, Kollege, sei friedlich, hier geht's um mehr.

Sie haben die Reden gelesen. Als der fünfhunderttausendste Wehrdienstverweigerer sagte: „Stellt euch vor, es gibt Krieg, und keiner geht hin!“ Da hat sich aus der zittrigen Stimme dieses Jungen etwas Ungeheures mitgeteilt. Von denen, die hier standen, ginge keiner hin zum Krieg, das war ganz klar. Wir haben uns angeguckt, eine ältere Frau hat geheult, ein Mädchen hat ihr den Kopf gestreichelt. Es gab einige Momente wie diesen. „Wir wollen keine anderen Länder mehr besetzen. Ein paar von uns besetzen höchstens Häuser,

die unrechtmäßig leer stehen.“ Und: „Wir haben keine Angst!“

Das war ein Satz, bei dem die Menschen, eingekeilt zwischen Menschen, nach den Händen anderer Menschen griffen und sie drückten, nein, sie hatten keine Angst, sie ließen jeden atmen, leben, sie brauchten keinen Schutz, keine Waffen, sie vertrauten darauf, daß jeder war wie sie, lebendig, daß jeder weiterleben wollte. Wir waren nicht nur höflich zueinander, nein, wir waren, entschuldigen Sie, meine Herrn, wir waren liebevoll. In der Kneipe rückte man zusammen, kann ich dir was bestellen, tut mir leid, die sind hier überfordert, trink inzwischen von meinem Bier, setz dich, nach fünf Minuten kriegt der nächste den Stuhl. Sie haben es gelesen, es gab keine Zwischenfälle.

Am Bahnhof gab es dann das: Die Bahnsteige waren überfüllt, ein Sonderzug nach dem anderen setzte sich in Bewegung, jedesmal winkten alle im Zug, alle auf dem Bahnsteig, adieu, Freunde, das war gut, wenn's sein muß, kommen wir wieder und ihr auch. Im Vorbeifahren schaute man in Augen, die vergißt man nicht, die waren nicht ängstlich, die waren voller Freundschaft und Vertrauen. Meine Herrn, ich habe nichts vom Inhalt der Reden gesagt, Sie haben sie gelesen, Sie kennen die Argumente, ich will Sie nicht ermüden, ich will nur versuchen, Ihnen mitzuteilen, wie es war, unter Menschen zu sein, die alle das gleiche wollten: In Frieden leben miteinander und dem Rest der Welt.

Denn ohne Frieden ist nichts, verzeihen Sie, wenn ich persönlich werde, ich habe es gelernt als Kleinkind: Ohne Frieden keine Wohnung, kein Ofen, keine Schuhe, keine Eltern, kein Leben. Ohne Frieden ist nichts. Ich habe es gelernt mit dem ABC, es zu lehren ist mir wichtiger als das Einmaleins.

Auf der Heimfahrt sagten die Mütter und die Väter: Nein, wir schreiben keine Entschuldigung wegen Bauchweh oder der kranken Oma. Wir haben auch für die Oma demonstriert, Gottseidank ist sie nicht krank, sie hat gewollt, daß ihr Enkel hier dabei ist. Wir teilen dem Lehrer mit: Unser Kind konnte am Samstag, am 10. Oktober, den Unterricht nicht besuchen, weil es Wichtigeres zu tun hatte: Es war mit dreihunderttausend anderen in Bonn für den Frieden. Meine Herrn, auch ich war am 10. Oktober nicht krank. Ich habe mich am 10. Oktober zu einer ansteckenden Gesundheit bekannt, und ich möchte sie Ihnen übertragen.

Gisela Elsner Abseits

Auszug aus einem Roman

Punkt achtzehn Uhr nahm Lilo Besslein vor dem Verlagsgebäude der größten Tageszeitung von M. Aufstellung, wo sich bereits zahlreiche Wohnungssuchende versammelt hatten. Einen Teil von ihnen erkannte sie wieder. Manche grüßten sie nickend und sie grüßte nickend zurück. Während sie auf das Auftauchen der Zeitungsverkäufer wartete, kam sie mit einer Wohnungssuchenden ins Gespräch. Es war eine etwa dreißigjährige Frau, die ihr erzählte, daß sie schon seit einem halben Jahr eine Zwei-Zimmer-Wohnung suchte. Sie sei alleinstehend, meinte sie, und habe die größten Schwierigkeiten, von den Maklern und den Vermietern als Mieterin akzeptiert zu werden, obwohl sie berufstätig sei und ein sicheres Einkommen habe. Nach wie vor zögen die nun einmal alleinstehende Herren oder kinderlose Ehepaare den Studenten und den alleinstehenden Frauen vor. Sie sei dicht daran, die Wohnungssuche aufzugeben, fügte sie hinzu und sie lächelte Lilo Besslein traurig an. Die meinte, daß es ihr ähnlich ergehe. Sie stehe kurz vor einer Scheidung und müsse genaugenommen im Lauf von dreizehn Tagen eine Wohnung finden, fuhr sie fort. Das werden Sie nicht schaffen, sagte die junge Frau und dann unterbrach sie das Gespräch abrupt. Denn in diesem Augenblick tauchten die Zeitungsverkäufer auf. Sämtliche Wohnungssuchende stürzten sich förmlich auf sie. Lilo Besslein drängte sich so rücksichtslos vor, daß sie innerhalb von kürzester Zeit eine Zeitung ergattern konnte. Mit der Zeitung in der Hand rannte sie zu einem Lokal in der Nähe, weil sich dort eine Telephonzelle befand. Sie bestellte sich eine Tasse Kaffee und überflog daraufhin die Wohnungsangebote, ehe sie zur Telephonzelle hastete, um die angegebenen Nummern zu wählen. Wiederum mußte sie feststellen, daß sämtliche Nummern besetzt waren. Aber sie gab nicht auf. Sie wählte sie der Reihe nach immer wieder von neuem und schließlich gelang es ihr, mit einem Vermieter, einem Herrn Seibold, eine Verbindung herzustellen. Herr Seibold sagte ihr, daß sie die Wohnung sofort besichtigen könne. Und sie beglich die Rechnung und fuhr unverzüglich zu der Adresse, die er ihr mitgeteilt hatte. Es handelte sich um eine Straße in der Bahnhofsgegend, die ziemlich heruntergekommen war. Lilo Besslein entdeckte im Vorbeifahren schäbige Striptease-Lokale, Bars, Spielsalons, Discount-Geschäfte und Sexshops. Doch dies irritierte sie nur in einem unerheblichen Maße. Ihre Angst, zu ihren Eltern ziehen zu müssen, wuchs von Tag zu Tag. Diese Angst hatte zur Folge, daß sie mittlerweile die Wohngegend und die Wohnung betreffend bei weitem nicht mehr so wählerisch war wie zuvor. Langsam fuhr sie bis zum Ende der Straße, wo sich das Haus befand, in dem die Wohnung frei geworden war. Es war ein recht verwahrloster Altbau, der dringend eines neuen Anstrichs bedurft hätte. Hinter den beiden Fenstern im Erdgeschoß rechts neben der Haustür sah sie zahlreiche Leute auf und ab gehen oder in kleinen Gruppen beisammenstehen, und sie hatte zunächst den

Eindruck, es fände dort eine Party statt. Nachdem sie indes auf den Klingelknopf unter dem Namen Lobeck gedrückt und das Haus betreten hatte, stellte es sich heraus, daß es sich bei der besagten Wohnung im Erdgeschoß um die freigebliebene Wohnung handelte. Die Leute, die sich darin befanden, waren nicht, wie sie es angenommen hatte, die Teilnehmer einer Party, sondern Wohnungssuchende wie sie. Einer von ihnen, der gerade im Weggehen begriffen war, hatte ihr die Tür geöffnet. Sie betrat den Korridor, in dessen Mitte ein silbrig glänzendes Metallgehäuse mit einer Tür stand, das den Durchgang zu dem hinteren Teil der Wohnung um ein Haar versperrt hätte, wenn es noch ein wenig breiter gewesen wäre. Es hatte etwa den Umfang von einem Quadratmeter und reichte fast bis zur Decke. Lilo Besslein öffnete die Tür so weit, daß sie gegen die gegenüberliegende Wand stieß und den Durchgang versperrte. Zu ihrer Verwunderung stellte sie fest, daß sich in dem Metallgehäuse eine Dusche befand. Sie war noch ganz in den Anblick der Dusche vertieft, als ein Wohnungssuchender, der ans andere Ende des Korridors gelangen wollte, voller Ungeduld mit der Faust gegen die Tür der Duschkabine hämmerte. Hastig schloß sie sie wieder und der Wohnungssuchende schlängelte sich, gefolgt von seiner Frau, zwischen der Duschkabine und der Korridorwand hindurch und strebte, indem er meinte, daß diese Wohnung eine Bruchbude sei, auf die Haustür zu. Ohne sich von dieser Bemerkung irritieren zu lassen, wendete sich Lilo Besslein dem ersten Zimmer links neben der Haustür zu. In der Zimmertür standen zwei Wohnungssuchende, ein junger Mann und eine junge Frau, die auf ihre Bitte hin in den Korridor traten, so daß sie das Zimmer besichtigen konnte. Es war von Wohnungssuchenden, von denen die Mehrzahl Zollstäbe in den Händen hielt, dermaßen überfüllt, daß sie in der Tür stehenbleiben mußte. Mit einem Blick stellte sie fest, daß es sich um ein extrem schlauchförmiges Zimmer handelte, auf dessen Breitseite bestenfalls ein schmales Bett und ein Nachttisch Platz gefunden hätten. In der Ecke neben der Tür sah sie einen kleinen eisernen Ofen stehen, dessen verrußtes Rohr fast bis zu der nahezu vier Meter hohen Decke reichte. Sie überlegte gerade, ob sie wohl in der Lage sein würde, diesen Ofen anzuschüren, als sie von zwei weiteren Wohnungssuchenden, die das Zimmer ebenfalls besichtigen wollten, gebeten wurde, beiseite zu treten. Sie tat einen Schritt in den Korridor und schlängelte sich dann zwischen der Duschkabine und der Wand hindurch, um sich das zweite Zimmer anzusehen. Auch dieses zweite Zimmer war mit Wohnungssuchenden, die mit Zollstäben ausgerüstet waren und zum Teil auf dem Fußboden kauerten, um die Länge der Wände auszumessen, dermaßen überfüllt, daß sie es nicht betreten konnte, ohne drinnen ein allgemeines Gedrängel hervorzurufen. Deshalb blieb sie erneut in der Tür stehen, obwohl sie wegen des Ausblicks gern ans Fenster getreten wäre. Sie stellte fest, daß es sich ebenfalls um ein schlauchförmiges Zimmer handelte, das allerdings mindestens doppelt so breit war wie das erste Zimmer. Auch hier stand in der Ecke neben der Tür ein kleiner eiserner Ofen, dessen Rohr fast bis zu der ungewöhnlich hohen Decke reichte. An dem Ofen hantierte ein kleiner schwarzhaariger Mann, offensichtlich ein Gastarbeiter türkischer Herkunft herum, wenn er nicht zwischendurch seine Frau, eine kleine schwarzhaarige, schwarzäugige Person, die zwei Kinder an den Händen

hielt, in einer Sprache, die Lilo Besslein nicht verstand, auf irgend etwas hinwies, das allem Anschein nach mit dem Ofen im Zusammenhang stand. Nach den Türken musterte Lilo Besslein auch die übrigen Wohnungssuchenden genauer. Es handelte sich zum größten Teil um jüngere Leute, möglicherweise um Studenten, die Blue-Jeans trugen und entweder extrem langes oder extrem kurzgeschnittenes Haar hatten. Dazwischen sah sie einige jüngere Frauen stehen, die wesentlich besser angezogen waren und einen weitaus bürgerlicheren Eindruck machten als die übrigen Wohnungssuchenden. Vor dem Fenster entdeckte sie schließlich eine zweite türkische Familie. Der Anblick der zumal im zweiten Zimmer versammelten Wohnungssuchenden beruhigte sie nicht allein. Er veranlaßte sie dazu, sich Hoffnungen zu machen, daß sie diese Wohnung bekam. Sie konnte nicht sagen, daß sie ihr gefiel. Mit ihren schlauchförmigen Zimmern, die vermutlich tagsüber so dunkel waren, daß man auf eine elektrische Beleuchtung nicht verzichten konnte, sowie mit ihren Öfen und ihrer Duschkabine im Korridor anstelle eines Badezimmers wurde sie zwar ihren Ansprüchen nicht gerecht. Aber ihr bisheriges Scheitern bei der Wohnungssuche und die Angst, die sie davor hatte, wieder in ihr Elternhaus zurückkehren zu müssen, das für sie mehr und mehr den Charakter einer Falle gewann, hatten sie, wie gesagt, weitaus weniger wählerisch gemacht als zuvor.

Man kann auch aus solch einer Wohnung etwas machen, sagte sie sich, während sie wieder in den Korridor trat und eine schmale Tür neben dem zweiten Zimmer öffnete. Dahinter befand sich die Toilette, die groteskerweise so geräumig war, daß darin außer dem Klosettbecken und dem kleinen Waschbecken rechterhand des Klosetts durchaus ein Eßtisch mit vier Stühlen Platz gefunden hätte. Kopfschüttelnd schloß Lilo Besslein wiederum die Tür und betrat dann die Küche, einen hübschen quadratischen Raum mit einer Balkontür und einem kleinen Balkon an der Rückwand, in deren Mitte auf einem möglicherweise von den ehemaligen Mietern zurückgelassenen Schemel ein aufgeschwemmter, kahlköpfiger älterer Mann saß, der eine vielfach geflickte Wolljacke und Pantoffeln trug und einen Notizblock und einen Kugelschreiber in den Händen hielt. Offensichtlich handelte es sich um Herrn Seibold, den Vermieter. Denn es drängten sich mehrere Wohnungssuchende um ihn, die den Wunsch äußerten, diese Wohnung zu mieten und ihm nicht nur ihre Adressen, ihre Telefonnummern und ihre Berufe angaben. Sie mühten sich auch, ihn durch Schilderungen ihrer verzweifelte Lage dazu zu bewegen, daß er ihnen diese Wohnung vermietete, deren Miete nur vierhundertfünfzig Mark im Monat betrug. Während sie sich ihm gegenüber wie Bittsteller gebärdeten, während einer von ihnen, ein magerer junger Mann mit schulterlangem, tizianrot gefärbtem Haar sogar in Tränen ausbrach, saß Herr Seibold mit einer gelangweilten Miene auf dem Hocker und notierte sich, ohne auf die haarsträubenden Schilderungen der Umstehenden einzugehen, deren Namen, Adressen, Telefonnummern und Berufe immer erst nach einer längeren Zwischenpause, die er dazu benutzte, um sich mit der rechten Hand unter sein schmutziges, zerknittertes Hemd zu greifen und sich an der Brust zu kratzen. Lilo Besslein drängte sich bis zu ihm vor und gab ihm laut und deutlich ihren Namen, ihre Adresse, ihre Telefonnummer und ihren Beruf an. Er notierte

lediglich ihre Angaben. Sie überlegte gerade, wie sie seine Aufmerksamkeit auf sich lenken konnte, als sie von zwei Wohnungssuchenden zur Seite gedrängt wurde. Sie trat ein paar Schritte zurück, stellte sich neben die Küchentür und wartete darauf, daß die Wohnungssuchenden die Küche und die Wohnung verließen. Sie hatte nämlich die Absicht, in aller Ruhe mit dem Vermieter zu reden, sobald sich die Wohnung geleert hatte. Allerdings leerte sie sich nur sehr langsam. Immer wieder kamen Wohnungssuchende in die Küche, um Herrn Seibold ihre Adressen und ihre Berufe anzugeben, soweit sie überhaupt schon berufstätig waren. Bei den meisten handelte es sich, so wie dies Lilo Besslein vermutet hatte, tatsächlich um Studenten, von denen nicht wenige das Mitleid von Herrn Seibold zu erwecken suchten. Lilo Besslein hatte den Eindruck, daß er ihnen gar nicht zuhörte. Ein wenig nach vorn gebeugt und mit weit auseinander gespreizten Beinen saß er auf dem Schemel und blätterte, so als wolle er die Anzahl der vielen Interessenten für seine Wohnung schätzen, in seinem Notizblock. Sein Desinteresse schwand erst in dem Augenblick, da die türkische Familie in der Küche auftauchte. Während sich die Frau mit den Kindern im Hintergrund hielt, näherte sich ihm der Türke eher zögernd, um ihm nach einer kleinen Verbeugung seinen Namen, seine Adresse und seinen Beruf anzugeben. Herr Seibold hörte ihm zwar ruhig zu. Doch notierte er sich nicht einmal seinen Namen.

Deutschland nix gut für dich, du zurückgehen in die Türkei, meinte er schließlich, ehe er den Türken mit einer wegweisenden Bewegung dazu veranlaßte, ein paar Schritte zurückzutreten. Minutenlang blieb er unschlüssig neben seiner Frau und den beiden Kindern in der Küche stehen. Dann verließ er mit ihnen die Wohnung, in der sich jetzt nurmehr eine Handvoll Wohnungssuchender aufhielt. Lilo Besslein hatte das Gefühl, daß sie alle mit Herrn Seibold reden wollten. Der erhob sich plötzlich und traf Anstalten, die Küche zu verlassen. Ehe er in den Korridor treten konnte, stellte sie sich ihm in den Weg.

Ob er noch einen Augenblick Zeit habe, erkundigte sie sich.

Er sitze hier schon über zwei Stunden und habe noch nicht zu Abend gegessen, meinte Herr Seibold und er musterte sie unverschämt von oben bis unten.

Sie wolle nur wissen, welche Chancen sie habe, die Wohnung zu bekommen, sagte sie und sie lächelte Herrn Seibold anbiederisch an. Der zeigte ihr schweigend die vielen vollgekritzelten Seiten seines Notizblocks, in dem sich ein Name an den nächsten reihte. Lilo Besslein sagte sich, daß es gut und gern fünfzig Namen sein konnten, die er da aufgeschrieben hatte. Sie sah, daß einige Namen unterstrichen waren.

Ob er nicht ihren Namen ebenfalls unterstreichen könne, erkundigte sie sich. Wiederum musterte sie Herr Seibold unverschämt von oben bis unten.

Ob sie verheiratet sei, wollte er schließlich von ihr wissen.

Momentan sei sie noch verheiratet, erwiderte sie. Aber ihre Scheidung stehe in dreizehn Tagen bevor und sie habe noch immer keine Unterkunft.

Er solle ihr doch eine Chance geben und wenigstens ihren Namen unterstreichen, fügte sie hinzu.

Herr Seibold schob seine wulstige Unterlippe vor und wiegte den Kopf hin und her.

Er lege Wert darauf, daß seine Mieter einen untadeligen Lebenswandel führten, meinte er großspurig. Eine geschiedene Frau biete ihm hierfür keine Gewähr.

Trotzdem wolle er ausnahmsweise ein Auge zudrücken. Sie solle ihm noch einmal ihren Namen sagen, fuhr er fort.

Miteinemmal von Zuversicht erfüllt, gab ihm Lilo Besslein erneut ihren Namen, ihre Adresse, ihre Telefonnummer und ihren Beruf an. Allerdings schwand ihre Zuversicht schlagartig, als sie feststellte, daß Herr Seibold ihren Namen nicht unterstrich, sondern lediglich eine gestrichelte Linie darunter setzte und ihre Angaben am Rand mit einem großen Fragezeichen versah.

Was hat denn dieses Fragezeichen zu bedeuten, erkundigte sie sich bei ihm. Es hat zu bedeuten, daß ich es, wie gesagt, bezweifle, daß Sie als eine geschiedene Frau einen untadeligen Lebenswandel führen werden, antwortete er und er musterte sie erneut von oben bis unten.

Zumal in dieser Gegend mit all ihren Stripteaselokalen, Bars und Sexshops kann eine alleinstehende Frau sehr rasch unter die Räder kommen, wenn sie so aussieht wie Sie, fügte er hinzu.

Warum sagen Sie mir nicht gleich, daß meine Chancen, die Wohnung zu bekommen, gleich null sind, fragte Lilo Besslein nun recht verärgert, weil sie sich vor diesem in gleicher Weise anmaßenden wie heruntergekommenen Menschen, der es sichtlich genoß, daß er sich dank der Misere auf dem Wohnungsmarkt wie ein kleiner Herrgott gebärden konnte, fast gedemütigt hatte.

Ich würde nicht sagen, daß Sie absolut keine Chancen haben, erwiderte er in einem gönnerhaften Tonfall. Wenn sämtliche Interessenten, deren Namen ich unterstrichen habe, trotz der niedrigen Miete aus irgendeinem Grund davon Abstand nehmen sollten, diese Wohnung zu mieten, dann bekommen Sie sie, obwohl ich mir über Ihren Lebenswandel keine Illusionen mache.

Sie glauben doch selber nicht, daß alle Interessenten davon Abstand nehmen werden, stieß Lilo Besslein hervor. Sie war den Tränen nah und mußte ihre ganze Willenskraft aufbieten, damit sie jetzt nicht zu weinen anfing.

Ich halte es, offen gesagt, für höchst unwahrscheinlich, daß sämtliche Interessenten davon Abstand nehmen, meinte Herr Seibold mit einem kurzen, kehligen Auflachen.

Lilo Besslein warf ihm einen wütenden Blick zu, ehe sie wortlos auf dem Absatz kehrte und die Wohnung verließ. Erst nachdem sie in ihren Wagen gestiegen war, fing sie leise und haltlos zu weinen an. Sie weinte während der ganzen Fahrt nach Lerchenau. Zuhause angelangt, schluckte sie sechs Kapseln Beruhigungsmittel und ging sofort zu Bett. Obwohl sie sich wenig Hoffnungen machte, daß sie innerhalb von kürzester Zeit eine Wohnung bekam, faßte sie vor dem Einschlafen den Entschluß, die Wohnungssuche fortzusetzen.

Während der darauffolgenden Tage telefonierte sie mit den verschiedensten Maklern und besichtigte gemeinsam mit anderen Wohnungssuchenden erst Wohnungen, deren Miete nicht mehr als sechshundert Mark im Monat betrug, und schließlich auch Wohnungen, deren Miete höher war. Um einen guten Eindruck auf die Makler zu machen, zog sie sich ihre besten Sachen an. Auch umrandete sie ihre Augen nur noch hauchdünn. Trotzdem bekam sie einen

abschlägigen Bescheid nach dem anderen. Dies hatte zur Folge, daß eine dumpfe Verzweiflung von ihr Besitz ergriff. Diese Verzweiflung vergrößerte sich noch zusätzlich, als ihr Vater am Wochenende anrief und ihr mitteilte, er habe mit einer Transportfirma vereinbart, daß ihre Möbel einen Tag nach der Scheidung morgens früh um sieben Uhr abgeholt und nach N. befördert werden sollten. Obwohl sie nicht die Absicht hatte, zu ihren Eltern zu ziehen, wagte sie es nicht, dagegen Widerspruch zu erheben. Vielmehr bedankte sie sich bei ihm für seine Bemühungen. Nach dem Anruf trank sie trotz der Anwesenheit ihres Mannes, der sich inzwischen neue Möbel bestellt hatte, eine Flasche Martini. Als sie betrunken war, bat sie ihn unter Tränen, er möge sich nicht von ihr scheiden lassen. Er solle doch Mitleid mit ihr haben, meinte sie. Ihre Lage sei völlig aussichtslos. Sie habe bislang keine Wohnung und keine Stellung gefunden. Genaugenommen habe sie die Wohnungssuche nur fortgesetzt, damit sie sich nichts vorwerfen müsse.

Selbst wenn sie eine Wohnung finden würde, seien ihre Probleme keineswegs gelöst. Sie habe nämlich eine panische Angst davor, allein zu leben. Sie sei bei weitem nicht selbständig genug, um ohne fremde Hilfe zurande zu kommen. Auf der anderen Seite sei sie immerhin so selbständig, daß sie davor zurückschrecke, wieder zu ihren Eltern zu ziehen, deren Wünschen und Forderungen sie sich unterwerfen müsse. Zumal ihrer Mutter gegenüber habe sie sich nie behaupten können und sie sehe voraus, daß sie sich ihr gegenüber auch in Zukunft nicht würde behaupten können.

Ob er es nicht doch noch einmal mit ihr versuchen wolle, erkundigte sie sich und sie sah ihn bittend an.

Aber er zeigte sich unansprechbar.

Das komme überhaupt nicht infrage, erwiderte er, ehe er aufstand und das Zimmer verließ, um das Kind zu wecken, das er mittags schlafengelegt hatte. Während er es anzog, hörte Lilo Besslein, daß er ihm erzählte, daß sie an diesem Nachmittag bei Tante Dülfer eingeladen seien. Sie sagte sich, daß für ihn das Leben weitergehe, so als ob nichts Wichtiges vorgefallen sei. Sie war davon überzeugt, daß er bald wieder heiraten würde. Voller Verbitterung ging sie ins Badezimmer, schluckte vier Kapseln Beruhigungsmittel und legte sich dann ins Bett. Sie hörte, wie er mit dem Kind die Wohnung verließ. Als er gegangen war, versuchte sie, ein wenig zu schlafen. Doch trotz ihrer Betrunkenheit gelang ihr dies nicht. Die Arme unter dem Kopf verschränkt, lag sie da und überlegte, wie sie weiterleben sollte. Sie fühlte, daß sie nicht mehr die Kraft hatte, die Wohnungssuche fortzusetzen, von der Stellungssuche ganz zu schweigen. In ihr Elternhaus wollte sie unter keinen Umständen ziehen. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß sie wieder in die psychiatrische Klinik gehen konnte. Sie sagte sich, daß ein längerer Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik zwar ihre Probleme nicht lösen würde, daß er aber einem Aufschub gleichzusetzen sei. Sie fand, daß sie eine Schonzeit, während der ihr die Ärzte und Schwestern die Verantwortung für sich selbst weitgehend abnehmen würden, dringend nötig habe. Sie nahm sich vor, Professor Püschel schon am kommenden Tag aufzusuchen.

Am nächsten Morgen vereinbarte Lilo Besslein mit der Sprechstundenhilfe von Professor Püschel einen Termin für den frühen Nachmittag. Als sie dies getan

hatte, schwand ihre Angst vor der Zukunft mehr und mehr. Sie freute sich auf den Aufenthalt in der psychiatrischen Klinik, die sie als eine regelrechte Zufluchtstätte betrachtete. Sie freute sich auf die Gespräche mit den anderen Patienten. Sie hoffte, alte Bekannte wiederzutreffen. Weil sie davon überzeugt war, daß man sie noch an diesem Tag in der Klinik aufnehmen würde, verbrachte sie den Vormittag hauptsächlich damit, sich die Pyjamas, die Unterwäsche und die Anziehsachen zurechtzulegen, die sie mitnehmen wollte. Gegen zwölf Uhr mittags verließ sie das Haus und ging zur Geschäftsstraße im Süden von Lerchenau, um sich einen Zeichenblock, einen Aquarellkasten und ein Tagebuch zu kaufen. Denn sie hatte nicht nur vor, in der Klinik wieder mit dem Malen anzufangen. Sie hatte auch vor, sich mithilfe von Tagebucheinträgen über sich selbst Klarheit zu verschaffen. Wieder zuhause angelangt, legte sie den Zeichenblock, den Aquarellkasten und das Tagebuch zu den Anziehsachen, die sie mitnehmen wollte. Darauf machte sie sich im Badezimmer für den Arztbesuch zurecht. Sie verbrachte fast zwei Stunden vor dem Spiegel und brach danach verspätet und in größter Eile auf. Während der Fahrt zur psychiatrischen Klinik machte sie sich wegen ihrer Unpünktlichkeit die ärgsten Vorwürfe. Erst nachdem sie sich bei der Sprechstundenhilfe angemeldet und das Wartezimmer betreten hatte, beruhigte sie sich. Denn im Wartezimmer befanden sich außer ihr noch vier weitere Patienten, die allesamt vor ihr an der Reihe waren. Sie mußte über eine Stunde warten, ehe sie von der Sprechstundenhilfe aufgerufen wurde. Sie stand sofort auf und betrat das Sprechzimmer, in dem sich Professor Püschel mit einem strahlendem Lächeln hinter seinem Schreibtisch erhob und ihr die Hand hinstreckte. Er bat sie, Platz zu nehmen, und fragte sie dann, wie es ihr gehe.

Lilo Besslein hatte sich zuvor zurechtgelegt, was sie ihm sagen wollte. Sie erzählte ihm von ihrer bevorstehenden Scheidung, von ihrer Wohnungssuche und ihrer Stellungssuche und von der Furcht, die sie davor hatte, wieder in ihr Elternhaus zu ziehen. Als sie merkte, daß er ungeduldig zu werden begann, unterbrach sie die Schilderung ihrer Situation und teilte ihm mit, daß sie, um ihren Lebensumständen zumindest halbwegs gewachsen zu sein, seit einiger Zeit täglich sechzehn Kapseln des Beruhigungsmittels schlucke, das er ihr verschrieben habe.

Offensichtlich sei sie schon wieder tablettensüchtig, fügte sie hinzu.

Professor Püschel zeigte sich so wenig beunruhigt, daß sie es als ungemein irritierend empfand. Schweigend notierte er sich ihre Angaben. Darauf sah er sie prüfend an.

Genaugenommen müsse sie sofort in die psychiatrische Klinik, meinte er schließlich. Trotzdem könne er sie jetzt nicht einweisen. Es sei nämlich kein einziges Bett mehr frei.

Wann denn wieder ein Bett frei werden würde, wollte Lilo Besslein wissen. Das könne vierzehn Tage, das könne aber auch vier Wochen dauern, erwiderte Professor Püschel.

Er würde sie vormerken und sofort informieren, wenn ein Bett frei werden würde, fügte er hinzu und er sah Lilo Besslein von neuem prüfend an. Die war im Augenblick zu verzweifelt, als daß sie hätte weinen können. Völlig stumpf saß sie da und starrte Professor Püschel an, der schon wieder voller Ungeduld

auf seinem Sessel hin und her rutschte. Offensichtlich wartete er nur darauf, daß sie aufstand und sich von ihm verabschiedete.

Wann denn ihre Scheidung sei, erkundigte er sich ohne Interesse.

Sie stände in sieben Tagen bevor und sie wisse nach wie vor nicht, wo sie unterkommen könne, erwiderte Lilo Besslein.

Er rate ihr, vorübergehend doch zu ihren Eltern zu ziehen, meinte Professor Püschel, ehe er sich halbwegs von seinem Sessel erhob und ihr die Hand hinstreckte.

Wortlos verließ Lilo Besslein das Sprechzimmer. Sie fuhr auf dem kürzesten Weg zurück nach Lerchenau. Zuhause angelangt, räumte sie die Sachen, die sie sich so voreilig für den Klinikaufenthalt zurechtgelegt hatte, wieder in den Schrank. Sie schloß gerade die Schranktür, als das Telephon zu läuten begann. Fred Meichelbeck war am Apparat. Er teilte ihr mit, er habe erfahren, daß in einem Apartmenthaus mitten in Malching ein Ein-Zimmer-Apartment frei werden würde. Momentan würde das Apartment von einer Kunststudentin bewohnt, meinte er. Voraussichtlich würde es von dem fraglichen Maklerbüro auch ein weiteres Mal an eine alleinstehende Frau vermietet.

Sie solle sich gleich mit der Kunststudentin wegen eines Besichtigungstermins in Verbindung setzen, fügte er hinzu, ehe er ihr deren Namen, Adresse und Telephonnummer und die Adresse und Telephonnummer des Maklerbüros angab.

Lilo Besslein notierte sich seine Angaben und bedankte sich für seine Bemühungen. Im Anschluß an das Gespräch wählte sie während der folgenden Stunde immer wieder die Nummer des Maklerbüros und die Nummer der Kunststudentin. Doch es gelang ihr nicht, eine Verbindung herzustellen. Die Nummer des Maklerbüros war dauernd besetzt. Und was die Nummer der Kunststudentin betraf, so meldete sich niemand. Enttäuscht gab sie vorläufig ihre Versuche auf und ging ins Badezimmer, um vier Kapseln des Beruhigungsmittels einzunehmen. Sie steckte sie sich gerade in den Mund, als sie ihren Mann die Wohnungstür aufschließen und mit ihrem Töchterchen, das er in der letzten Zeit regelmäßig von Frau Finsinger abholte, den Korridor betreten hörte. Sie verließ das Badezimmer und begrüßte das Kind, das ihr zu ihrem Ärger keinerlei Beachtung schenkte. Vielmehr klammerte es sich an die Beine ihres Mannes und bat ihn, daß er mit ihm spielen sollte.

Er habe jetzt keine Zeit, meinte der, während er seinen Mantel auszog.

Es würden ihm gleich seine neuen Möbel geliefert, fügte er zur Überraschung seiner Frau hinzu, die sich fragte, wo er in dieser ohnehin schon vollgestellten Wohnung neue Möbel unterbringen wollte. Merklich irritiert ging sie in die Küche, um für das Kind das Abendessen zuzubereiten. Etwa zehn Minuten später läuteten die Lieferanten. Sie schloß die Küchentür, schmierte sich ein Brot und mühte sich, die Vorgänge in der Wohnung zu ignorieren. Nur hin und wieder warf sie einen Blick auf die Milchglasscheibe in der Tür, hinter der sie die schattenhaften Umrisse der Gestalten der beiden Lieferanten und die schattenhaften Umrisse der vielen Möbelstücke sah, die sie in die Wohnung schleppten.

Erst als die Lieferanten gegangen waren, verließ sie die Küche, um sich in der Wohnung umzusehen. Sie stellte fest, daß im Korridor außer einer zweiten,

recht geschmacklosen Garderobe aus Teakholz ein Kühlschrank und zwei Küchenschränke standen, die so breit waren, daß sie als Durchgang zum hinteren Teil der Wohnung nur eine etwa dreißig Zentimeter breite Lücke freiließen. Sie schlängelte sich durch diese Lücke hindurch und warf einen Blick ins Kinderzimmer, in dessen Mitte trotz des Platzmangels zwei weitere Küchenschränke abgestellt worden waren, auf denen mehrere Kochtöpfe und eine Bratpfanne standen. Kopfschüttelnd betrat sie das Schlafzimmer. Hier waren die beiden kistenartigen Nachttische und das schlauchbootförmige Bett, das zuvor in der Mitte des Zimmers gestanden hatte, an die Wand mit dem Fenster gerückt worden, so daß gerade der Platz für ein mit einem scheußlichen blaurot geblühten Stoff bezogenes Doppelbett frei wurde, auf dem zwei völlig konventionelle Nachttische aus Teakholz und zwei mit lindgrünem Plüsch bezogene Polstersessel standen.

Er hat sich also schon jetzt ein Doppelbett mit zwei Nachttischen angeschafft, sagte sich Lilo Besslein voller Verbitterung, während sie das Schlafzimmer verließ. Sie schlängelte sich durch die schmale Lücke zwischen der Korridorwand und den beiden Küchenschränken und dem Kühlschrank hindurch und betrat das Wohnzimmer. Hier waren die beiden schwarz-weißen Sessel auf das Sofa gestellt worden. Auf dem dadurch freigewordenen Platz neben dem Eßtisch mit den vier Stühlen standen ein zweiter Eßtisch mit einer runden Platte aus Kunststoff und einem plumpen Chromfuß und vier weitere Stühle aus Chrom, die quittengelbe Stofflehnen und quittengelbe gepolsterte Sitze hatten. Auf einem der Stühle, die mit dem Tisch den Durchgang zum Balkon versperren, hatte Ernst Besslein mit dem Kind auf dem Schoß Platz genommen. Sichtlich befriedigt startete er in die Richtung des Balkons, auf dem Lilo Besslein ein mit lindgrünem Plüsch bezogenes Sofa stehen sah.

Hätte das nicht bis zu meinem Auszug Zeit gehabt, erkundigte sie sich in einem scharfen Tonfall bei ihm.

Wir werden schließlich nur eine Woche lang ein wenig beengter wohnen, erwiderte er, ohne ihr den Kopf auch nur kurzfristig zuzudrehen.

Ein wenig beengt nennst du das, rief sie. Man kann sich in der dieser Wohnung ja kaum mehr bewegen. Alle Zimmer sind mit widerlichen Möbeln vollgestellt. Du kannst es wohl nicht mehr erwarten, daß ich hier verschwinde, erkundigte sie sich. Aber er gab ihr keine Antwort. Wie ein Ölgötze saß er da und starrte in die Richtung des lindgrünen Sofas auf dem Balkon. Sie mußte an sich halten, um nicht mit beiden Fäusten auf ihn loszugehen. Vor Erregung wurden ihre Knie so weich, daß sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Sie zweifelte nicht daran, daß er sich die Möbel schon jetzt hatte liefern lassen, um sie aus dieser vollgepfropften, unbewohnbar gewordenen Wohnung noch vor der Scheidung herauszuekeln. Sie überlegte, ob sie sich ein Hotelzimmer nehmen sollte. Sie hatte zwar weder Geld auf ihrem Konto noch auf ihrem Sparbuch. Aber in ihrem Geldbeutel befanden sich noch einhundertfünfzig Mark Haushaltsgeld. Kurzentschlossen holte sie einen Koffer aus dem Keller und packte außer den Anziessachen, die sie zu brauchen glaubte, auch ein extravagantes schwarzes Abendkleid und perlenbesetzte Sandalen ein. Sie verließ die Wohnung, ohne sich von ihrem Mann oder ihrem Töchterchen zu verabschieden, und fuhr zu einem kleinen Hotel in der Geschäftsstraße im Norden von

Lerchenau, das nur einen Häuserblock von der Apotheke entfernt lag, in der sie tätig war. Zu ihrer Erleichterung waren noch Zimmer frei. Die Dame hinter dem Empfangspult, bei der es sich offensichtlich um die Inhaberin des Hotels handelte, bat sie, ein Anmeldeformular auszufüllen und händigte ihr daraufhin meinend, daß sich das Zimmer im ersten Stockwerk befinde, einen Schlüssel mit der Nummer fünfzehn aus. Lilo Besslein fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf zum ersten Stockwerk und ging dann einen schmalen Korridor entlang, der äußerst spärlich beleuchtet war. Auf einer Tür am Ende dieses Korridors entdeckte sie die Nummer fünfzehn. Sie schloß die Tür auf und betrat mit dem Koffer in der Hand das Zimmer. Es war ein häßliches, alles andere als helles Doppelzimmer mit einer grüngelb geblühten Tapete, in dem ausnahmslos dunkelbraun gebeizte Möbel mit schmalen Messingleisten standen, die, ihrer Form nach zu urteilen, wohl in den ersten Nachkriegsjahren hergestellt worden sein mußten. Über den Doppelbetten hing ein Bild, auf dem einige schneebedeckte Bergespitzen und eine ebenfalls schneebedeckte Almhütte dargestellt waren. Der Fußboden war mit einem fleckigen braunen Auslegeteppich bedeckt. Das alles ließ eine Atmosphäre entstehen, die Lilo Besslein von vornherein als niederdrückend empfand. Sie stellte den Koffer auf den Gepäckständer und trat ans Fenster. Es bot den Ausblick auf einen Hinterhof, in dem sechs Mülltonnen standen. Mit dem Gefühl, es hier keine halbe Stunde lang aushalten zu können, kehrte sie dem Fenster den Rücken und knipste in der Hoffnung, daß das Zimmer dadurch gemütlicher werden würde, die Deckenbeleuchtung und die beiden Nachttischlampen an. Zu ihrer Enttäuschung warfen sie jedoch nur ein höchst trübes Licht auf die Möbelstücke, Gegenstände und Wände. Aufseufzend setzte sie sich auf den Bettrand. Sie sagte sich, daß sie zumindest vorläufig eine Unterkunft habe. Das Zimmer kostete pro Übernachtung sechzig Mark. Sie rechnete aus, daß sie hier zwei Tage lang bleiben konnte. Wohin sie danach gehen sollte, das wußte sie nicht. Um in sich keinen stärkeren Erregungszustand aufkommen zu lassen, ergriff sie ihre Handtasche, entnahm ihr die Schachtel mit dem Beruhigungsmittel und ging ins Badezimmer, wo sie sechs Kapseln schluckte. Dann zog sie sich die Schuhe aus und legte sich auf das Bett, das in der Nähe des Fensters stand. Sie versuchte, jeden Gedanken an die Zukunft zu verdrängen. Doch dies gelang ihr nicht. So sehr sie sich auch mühte, an etwas Angenehmes zu denken, ihre ungelösten Probleme kamen ihr immer wieder in den Kopf. Für einen Augenblick zog sie es in Erwägung, die Kunststudentin anzurufen, deren Apartment in Malching frei werden sollte. Sie hatte zwar den Zettel, auf dem ihre Telefonnummer stand, zuhause liegen gelassen. Aber sie hätte Fred Meichelbeck anrufen und nach der Nummer fragen können. Trotzdem unterließ sie dies. Denn sie sagte sich, daß ihr mit einem Apartment genaugenommen auch nicht gedient sei. Sie hatte panische Angst davor, ganz auf sich selbst gestellt zu sein. Sie war von Kindesbeinen an auf eine Art und Weise behütet worden, die ihrer Selbständigkeit Abbruch tat. Und sie traute es sich nicht zu, allein ihr Leben meistern zu können. Sie dachte an Christian Blome. Sie fragte sich, ob sie mit ihm glücklich geworden wäre. Sie sagte sich, daß sie mit ihrem Zögern die Chance, glücklich zu werden, ein für alle Mal verspielt habe. Sie haßte sich, weil sie außerstande war, die bürgerlichen Wertvorstellungen, an die sie nicht mehr glaubte, über

Bord zu werfen. Ihre Zukunft betreffend hatte sie keinerlei Hoffnungen mehr. Sie sah voraus, daß sie mit ihren ungelösten Problemen nicht fertig werden würde. Ihre autoritäre Erziehung, die Willkürakte ihrer Mutter und nicht zuletzt ihre unglückliche Ehe hatten sie vorzeitig zermürbt und jeder Tatkraft und Zuversicht beraubt. Sie war überzeugt davon, daß sie im entscheidenden Augenblick kleinbeigeben und wider besseren Wissens in ihrem Elternhaus Zuflucht suchen würde. Sie sagte sich, daß sie auf ganzer Linie versagt habe und daraus rechtzeitig ihre Konsequenzen ziehen müsse. In aller Ruhe faßte sie den Entschluß, sich am kommenden Tag umzubringen.

Am nächsten Morgen stand Lilo Besslein frühzeitiger als gewöhnlich auf, um noch vor Frau Högemann und Sabine Ickstett in der Apotheke zu sein und sich ungestört eines von den Giften aussuchen zu können, die in braunen Glasgefäßen im Giftschrank in der Drogenkammer standen. Als sie jedoch die Apotheke betrat, mußte sie feststellen, daß Frau Högemann bereits anwesend war. Sie saß am Schreibtisch in der Rezeptur und prüfte einige Rechnungen. Offensichtlich war sie ein wenig überrascht, daß ihre Angestellte so überpünktlich zur Arbeit kam. Denn sie warf Lilo Besslein, deren Gesicht kreideweiß war, einen prüfenden Blick zu und fragte sie dann mit einer gewissen Betroffenheit, ob sie sich nicht wohlfühle.

Sie solle sich doch eine Tasse Kaffee einschenken, fügte sie hinzu und sie deutete dabei auf die Kaffeekanne, die mitten auf dem Schreibtisch stand. Obwohl Lilo Besslein gerade erst im Hotel zwei Tassen Kaffee getrunken hatte, wollte sie das Angebot ihrer Chefin nicht ausschlagen. Sie holte sich im Labor eine Tasse, nahm Frau Högemann gegenüber am Schreibtisch Platz und schenkte sich Kaffee ein. Während sie dies tat, sah Frau Högemann von ihren Rechnungen auf und warf ihr erneut einen prüfenden Blick zu.

Sie solle sich die Scheidung doch nicht so zu Herzen nehmen, meinte sie.

Lilo Besslein wußte nicht, was sie ihr hierauf erwidern sollte. Schweigend griff sie in ihre Handtasche, entnahm ihr ein Päckchen Zigaretten und zündete sich eine Zigarette an. Sie hatte gerade die ersten Züge geraucht, als Sabine Ickstett die Apotheke betrat. Mit eiligen Schritten näherte sie sich der Rezeptur und wünschte Frau Högemann und Lilo Besslein mit einer sichtlichen Wohlge-launt-heit einen schönen guten Tag.

Sie habe ihnen eine Neuigkeit zu berichten, meinte sie. Sie sei gestern Abend nach einer Gewerkschaftsveranstaltung, zu der sie ihr Freund mitgenommen habe, in die Gewerkschaft eingetreten. Man habe sie davon überzeugt, daß sich auch die Angestellten organisieren und mit der Arbeiterschaft solidarisieren müßten, wenn sie Wert auf eine Veränderung der herrschenden Zustände legten.

Ob sie nicht auch in die Gewerkschaft eintreten wolle, fragte sie Lilo Besslein. Die schüttelte lediglich den Kopf und meinte dann, daß sie andere Probleme habe. Und Sabine Ickstett drängte sie nicht weiter. Sie zog sich vielmehr ihren weißen Kittel an und öffnete dann die Apothekentür, vor der bereits ein Kunde wartete. Während sie diesen Kunden bediente, stand Lilo Besslein auf, um sich ebenfalls ihren weißen Kittel anzuziehen, der im Labor hing, das sich hinter der Drogenkammer befand. Hastig knöpfte sie den Kittel zu und betrat darauf die Drogenkammer. Für einen Augenblick blieb sie aufhorchend stehen. Dann

griff sie nach einer kleinen Schatulle, die hinter zwei Beuteln mit Kräutern versteckt war. Sie öffnete sie und entnahm ihr den Schlüssel für den Giftschrank. Wiederum hielt sie für einen Augenblick aufhorchend inne. Als sie feststellte, daß sich keine Schritte näherten, steckte sie den Schlüssel ins Schlüsselloch des Giftschrankes und schloß ihn auf. Sie sah, daß er außer Mäusegiften und Ungeziefervertilgungsmitteln unter anderem ein Gefäß mit Arsen, ein Gefäß mit Strychnin und ein Gefäß mit Zyankali enthielt. Ohne lange zu überlegen, ergriff sie das Gefäß mit dem Zyankali und steckte es in die Tasche ihres weißen Kittels. Darauf schloß sie den Giftschrank wieder ab, verwahrte den Schlüssel in der Schatulle und legte sie in ihr Versteck zurück. Mit dem Gefühl, einen großen Schritt weitergekommen zu sein, ging sie zurück zur Rezeptur, wo sie ihre Handtasche stehengelassen hatte. Frau Högemann saß noch immer am Schreibtisch und prüfte Rechnungen. Sie lächelte ihr zu und Lilo Besslein lächelte zurück, ehe sie ihre Handtasche ergriff, hinter den Rücken von Frau Högemann trat und das Gefäß mit dem Zyankali hineinschob. Sie hatte ihre Handtasche gerade geschlossen und in ein Eck auf dem Fußboden gestellt, als sie von Sabine Ickstett gerufen wurde. Sie ging sofort in den Verkaufsraum, wo mittlerweile drei Kunden warteten. Zwei von ihnen bediente Sabine Ickstett. Den dritten bediente sie selbst. Er verlangte ein pflanzliches Abführmittel, das den Darm nicht reizte. Nach ihm bediente sie eine Frau mittleren Alters, die ihr ein Rezept für ein Anti-Depressivum vorlegte. Als die gegangen war, kam ein älterer Mann, der eine Packung Präservative haben wollte. Danach tauchten eine Viertelstunde lang keine Kunden in der Apotheke auf und Lilo Besslein dachte an das Zyankali, das sie in ihrer Handtasche hatte. Sie fragte sich, wie lange es nach der Einnahme wohl dauern würde, bis der Tod eintrat. Sie fragte sich, ob sie starke Schmerzen zu erleiden haben würde, ehe sie starb. Dann riß sie Sabine Ickstett aus ihren Gedanken. Sie war von einem Optimismus erfüllt, der sie irritierte. Voller Begeisterung erzählte sie ihr von der Kameradschaftlichkeit, die zwischen den Gewerkschaftsmitgliedern herrschte.

Bei der Gewerkschaftsveranstaltung habe sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben in einem Kollektiv aufgehoben gefühlt, sagte sie und dann fragte sie Lilo Besslein, ob sie verstehe, was sie meine.

Sie verstehe es, erwiderte die, damit sie Sabine Ickstett in Ruhe ließ. Zu ihrer Erleichterung betraten in diesem Augenblick zwei weitere Kunden die Apotheke, die beide ein Mittel gegen Grippe haben wollten. Auch von den fünf nächsten Kunden, die nach ihnen in die Apotheke kamen, verlangten vier ein Anti-Grippemittel. Lilo Besslein sagte sich, daß offensichtlich wieder eine Grippe grassiere. Sie sah, daß Sabine Ickstett während einer kurzen Zwischenpause ein vorbeugendes Mittel einnahm. Es waren drei rote Tabletten, die sie schluckte. Sie fragte Lilo Besslein, ob sie nicht auch ein vorbeugendes Mittel einnehmen wolle. Und um sie nicht stutzig zu machen, nahm Lilo Besslein ebenfalls ein vorbeugendes Mittel ein. Dann kamen weitere Kunden, von denen ein Teil rote Nasen hatte und kräftig nießte und hustete. Lilo Besslein hatte nicht einmal Zeit, zwischendurch eine Zigarette zu rauchen. Erst als Frau Högemann gegen elf Uhr im Verkaufsraum auftauchte, um ihrerseits Kunden zu bedienen, ging sie hinüber zur Rezeptur, entnahm ihrer Handtasche ein

Päckchen Zigaretten und zündete sich eine Zigarette an. Während sie sie rauchte, betrachtete sie das braune, etwa zwölf Zentimeter hohe Glasgefäß in ihrer Handtasche, von dem etwa ein Drittel mit Zyankali gefüllt war. Sie sagte sich, daß die Menge des Giftes gewiß ausreichen würde, um ihr einen sicheren Tod zu gewährleisten. Beruhigt schloß sie die Handtasche, drückte ihre Zigarette aus und ging in den Verkaufsraum zurück. Sie bediente bis zur Mittagspause noch die verschiedensten Kunden. Obwohl sie immer wieder an ihren bevorstehenden Tod dachte, unterlief ihr dabei kein einziger Fehler. Als die Mittagspause begann, zog sie sich den Mantel an, ergriff ihre Handtasche und warf Frau Högemann und Sabine Ickstett, die hierüber ein wenig befremdet waren, einen langen, nachdenklichen Blick zu, ehe sie die Apotheke verließ. Wie gewöhnlich während der Mittagspause, ging sie in die Pizzeria Boccaccio, setzte sich an den Tisch, an dem Christian Blome immer gearbeitet hatte und bestellte sich erst einen Schoppen Rotwein und kurz darauf noch einen zweiten. Sie blieb in der Pizzeria, bis es Zeit war, wieder in die Apotheke zu gehen. Allein, im Gegensatz zu ihren sonstigen Gewohnheiten kehrte sie nicht in die Apotheke zurück. Vielmehr betrat sie einen der beiden Selbstbedienungsläden in der Nähe der Apotheke und erwarb dort eine Flasche französischen Cognac. Mit der Flasche unter dem Arm ging sie ins Hotel und ließ sich dort ihren Zimmerschlüssel aushändigen. Sie fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf zum ersten Stockwerk, ging den langen, spärlich beleuchteten Korridor entlang, öffnete ihre Zimmertür und schloß sie, kaum daß sie das Zimmer betreten hatte, sogleich hinter sich ab. Wiederum stellte sie fest, wie häßlich dieses Zimmer mit seiner grüngelb geblühten Tapete, mit seinen dunkelbraun gebeizten Möbeln und mit seinem fleckigen braunen Teppich war. Sie hätte sich zum Sterben eine schönere Umgebung gewünscht. Auch bedauerte sie es, daß sich im Zimmer kein Radio befand. Denn sie hätte jetzt gern Musik gehört. Sie sagte sich, daß sie zumindest eine Flasche französischen Cognac hatte, um sich das Sterben zu erleichtern. Sie stellte die Cognacflasche und das Gefäß mit dem Zyankali auf den Nachttisch, der sich in der Nähe des Fensters befand, und holte dann das Zahnputzglas aus dem Badezimmer. Mit ruhigen Handbewegungen öffnete sie die Cognacflasche, füllte das Glas und leerte es mit großen Schlucken, ehe sie es abermals füllte. Sie fragte sich, wie ihr Mann wohl auf ihren Tod reagieren würde. Sie fragte sich, was ihre Eltern dazu sagen würden. Dann dachte sie an Christian Blome.

Ich habe die Chance verpaßt, glücklich zu werden, sagte sie sich und sie ergriff von neuem das Glas, leerte es mit großen Schlucken und füllte es abermals. Der Alkohol fing ihr in den Kopf zu steigen an. Selbstmitleid machte sich in ihr breit. Sie fand, daß sie es nicht verdient habe, in einem so häßlichen Hotelzimmer von Gott und der Welt verlassen zu sterben. Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war halb drei Uhr nachmittags. Sie fragte sich, wann sie wohl tot sein würde. Von neuem ergriff sie das Glas und leerte es mit großen Schlucken. Sie dachte an ihr Begräbnis. Sie wollte verbrannt werden. Weil sie sich nicht sicher war, ob ihr Mann dies wußte, riß sie aus ihrem Adressbuch eine Seite heraus, schrieb darauf, daß sie verbrannt werden wollte, und legte den Zettel auf den Nachttisch. Dann trank sie ein weiteres Glas Cognac. Sie wurde immer betrunkenener und je betrunkenener sie wurde, umso gelassener stand sie

ihrem Tod gegenüber. Sie war sich sicher, daß ihr das Leben nichts mehr zu bieten hatte, was es lebenswert machte. Sie hatte jegliche Hoffnung auf eine annehmbarere Zukunft verloren. Sie fragte sich, wann man ihre Leiche wohl finden würde. Sie nahm an, daß dies erst im Lauf des nächsten Vormittags geschehen würde. Plötzlich kam ihr der Gedanke, daß sie sich für ihren Tod schön machen könnte. Sie ging zu ihrem Koffer und entnahm ihm das extravagante schwarze Abendkleid, dessen Kauf sie einem Schritt in eine annehmbarere Zukunft gleichgesetzt hatte, und die perlenbesetzten, hochhackigen Sandalen. Langsam zog sie sich aus und schlüpfte darauf in das Abendkleid und in die Sandalen. Dann öffnete sie die Schranktür, an der sich ein größerer Spiegel befand, und betrachtete sich darin. Sie stellte fest, daß sie sehr elegant aussah. Um diesen Eindruck noch zu verstärken, ging sie ins Badezimmer, kämmte sich das Haar und umrandete ihre Augen ein letztes Mal mit sorgfältigen Pinselstrichen. Darauf schenkte sie sich den Rest des Cognacs ins Glas. Diesmal leerte sie das Glas mit kleinen Schlucken. Und während sie es leerte, überkam sie die Angst vor ihrem Tod. Sie fragte sich, ob ihr das Leben wirklich nichts mehr zu bieten habe, was es lebenswert machte. Doch sie beantwortete sich diese Frage nicht. Mit zitternden Händen ergriff sie das Glasgefäß mit dem Zyankali. Sie dachte daran, daß sie weder eine Wohnung noch eine Stellung gefunden hatte. Sie dachte daran, daß sie unfähig war, ganz auf sich selbst gestellt mit dem Leben zurande zu kommen. Sie dachte daran, daß sie wieder zu ihren Eltern würde ziehen müssen.

Ich will nicht mehr weiterleben, flüsterte sie und sie öffnete mit bebenden Fingern das Gefäß, hob es an die Lippen, ließ das weiße Pulver, das wie Salz aussah, in ihren Mund rinnen und spülte es mit dem Rest Cognac, der sich noch im Glas befand, hinunter. Von Angst gepackt horchte sie in sich hinein. Doch eine Weile lang zeigte sich keinerlei Wirkung. Sie legte sich auf dem Bett lang und dachte an Christian Blome. Plötzlich wurde es ihr schwindlig und ein heftiges Ohrensausen setzte ein. Auch machte sich bei ihr ein Brechreiz bemerkbar. Sie versuchte, tief ein- und auszuatmen, damit sich dieser Brechreiz legte. Doch dies gelang ihr von Minute zu Minute weniger. Sie konnte kaum mehr atmen. Ihre Brust war wie eingeschnürt. Um der Atemnot Abhilfe zu schaffen, richtete sie sich auf und setzte, in der Absicht, das Fenster zu öffnen, beide Füße auf den Fußboden. Langsam stand sie auf, um einen Schritt in die Richtung des Fensters zu tun. Doch kaum, daß sie aufgestanden war und Anstalten zu einem Schritt in die Richtung des Fensters getroffen hatte, stürzte sie dicht neben dem Bett tot zu Boden.

Martha Grünter Erinnerungen

Hamburg: Zweites Schuljahr, um 8 Uhr Unterrichtsbeginn. Häuser brannten. Ein Schutzmann ging vor uns, wir fünf Kinder gingen hinter ihm her, faßten uns an den Händen. Vorsichtig am brennenden Phosphor auf der Straße vorbei; vorbei auch an dem 4jährigen Jungen mit der Milchkanne in der Hand, der sich scheu in der Toreinfahrt versteckte. Ein gelber Stern leuchtete vorne auf seiner Jacke. Auf unsere Fragen bekamen wir ausweichende Antworten. Das sind Verbrecher, hieß es, stehlen würden sie und Kinder rauben. Die wären eben so. Wir begriffen nichts, frugen aber nichts mehr. Hatten aber Angst, wenn wir mal jemanden mit einem gelben Stern sahen.

... Erinnerungen

Ostermoor: Evakuiert. Schulunterricht -- Alarm! -- schnell in den Bunker. Bomben krachten, Kinder weinten. Plötzlich Stille. Schnell aus dem Bunker. In unser Dorf durften wir nicht zurück. Also zum nächsten Ort. Hinter uns die Hölle! Es ist Mittag, aber es ist stockdunkel draußen. Die Öltanks, bei denen vor allem Kriegsschiffe aufgetankt wurden, brannten. Das Öl lief in die Wassergräben. Es war heiß, die Gräben brannten. Um uns krachten Blindgänger. Heimlich ging ich in mein Dorf, wo war meine Mutter, mein Bruder? Das Haus weg, der Garten voller Bombenkrater, Schlamm. Ich fand sie, weinte vor Freude. Sie lebten, viele waren verletzt, tot, zerfetzt.

... Erinnerungen

Eddelak: Es gibt kaum etwas zu essen. Maisbrot ohne Fett, Marmelade aus roter Beete. Mittags Kartoffeln mit gelben Rüben gestampft. Nach dem Unterricht Ähren sammeln.

... Erinnerungen

Sirenen. Über uns Flugzeuge, dazwischen dumpfe Flakschüsse. Eins ist getroffen. Einen dunklen Rauchstreifen hinter sich herziehend, stürzt es ab. Wir Kinder waren zuerst da. Da lag einer auf der Wiese, so als ob er schlief. Am Mund rotes Blut. Blaß und so jung sah er aus. Irgendwie konnte ich es nicht fassen ... eben noch lebendig, so wie wir. Ich begann zu begreifen, daß Krieg etwas Furchtbares ist.

Der Krieg war zu Ende.

Panzer rollten durchs Dorf, sammelten sich an der Kirche auf dem Marktplatz, heraus stiegen -- unfäßbar -- normale Menschen. Den „Feind“ hatten wir Kinder uns mit unmenschlichen Zügen ausgemalt.

Mittags Schulspeisung, wir standen Schlange mit unseren Blechdosen. Es gab heute Schokoladensuppe mit Haferflocken, mochten wir gerne. Die besonders Dünnen bekamen einen halben Liter Magermilch zum Frühstück dazu. Wir Kinder gingen in die Apotheke und kauften Süßholz statt Bonbon, auch eine bestimmte Sorte Halstabletten kursierte als Geheimtip für die nicht erreichbaren Leckereien. Die ersten Zeitungen erscheinen wieder, dafür standen wir stundenlang an. Eines Tages bekamen wir ein Care-Paket, sogar echter Bohnenkaffee war darin. Zu schade für uns, meinten die Eltern, und tauschten ihn im Geschäft für dringend benötigte Lebensmittel ein.

Planwagen, Trecks mit Flüchtlingen kamen, blieben nur kurz, zogen weiter.

Schulunterricht gab es kaum noch, die Klassenräume wurden als Notunterkünfte benötigt. Die Bauern hatten die Scheunen voll mit ehemaligen Soldaten, die auf ihre Entlassung warteten.

... Erinnerungen

Schulentlassung. Einen Beruf erlernen? Wo denn? In dieser Gegend gab es kaum Lehrstellen für Jungen.

„Mädchen, Ihr heiratet ja doch einmal!“ hieß es. Hatte man Glück, fand man eine Stelle als Hausgehilfin im Privathaushalt, da war die Arbeit nicht gar so schwer. Die meisten gingen zum Bauern, man mußte zwar mit aufs Feld, hatte aber satt zu essen. Schwer war die Arbeit dort, Kühe wurden noch von Hand gemolken. Ich bekam bald eine Sehnenzerrung und war natürlich „faul“, kranksein galt überhaupt als „faul“ sein. Um 4 Uhr aufstehen, Kühe melken, Kannen auswaschen. Zum Frühstück Bratkartoffeln in ungereinigtem, stinkendem Rapsöl gebraten. Mittags dann wieder Kartoffeln, mal mit Fett, mal mit einer Mehlschwitze, hinterher dann die obligate Saftsuppe, die mit dunklem Rübensirup gesüßt wurde und darin Graupen gekocht. Vorher aber hatten wir wieder den Schimmel herausfischen müssen. Keiner mochte die Suppe, aber sie wurde uns die ganze Woche immer wieder vorgesetzt und aufgewärmt. Wir, die Knechte und Mägde, aßen mit 8 Personen in der Küche. Die Bäurin aß mit ihrer Familie später, dafür hatte sie auch was anderes gekocht. Anschließend abwaschen, wieder aufs Feld oder im Haushalt putzen. Wäsche waschen, aber ohne Waschmaschine! Mit einem Stampfer wurde die Wäsche bearbeitet, auf einem Waschbrett gerieben. Man bekam davon aufgeplatzte Finger, die schlecht heilten. Die Weißwäsche kam auf den Rasen zum Bleichen. Feierabend? Aber erst nach dem Abendabwasch, es war dann meistens schon dunkel draußen, oft wurde es 20 Uhr. Meine Freundin und ich arbeiteten gemeinsam dort. Unser Zimmer war ungeheizt, es standen 2 Betten darin, dazu Zementfußboden über dem Keller und nicht ein Stückchen Teppich auf dem Boden. Ein Stuhl -- mehr Platz war nicht vorhanden. Ein Schrank für unsere Kleidung stand in der Diele. Alle drei Wochen gab es nach dem Frühstück einen Sonntag frei.

... Erinnerungen (1954)

Wohnungssuche. ... Ein Kind unterwegs -- Heirat. Die Pille gabs ja noch nicht. Wir bekamen in Leverkusen 2 Zimmer in einer Holzbaracke zugewiesen mit dem Hinweis, daß wir dann Anspruch auf eine „normale“ Wohnung hätten. Acht Familien wohnten darin, eine Wasserleitung am Ende der Baracke. Toiletten, Waschküche alles ca. 50 Meter entfernt, im Regen, durch Schnee und Kälte. Der Mann Hilfsarbeiter, das Geld reichte nicht. Also das Kind in den Kinderwagen und Reklamezeitungen austragen. Pfennige, die man mühsam verdiente. Heimarbeit, putzen.

Erinnerungen ...

Jorge de Sena Die Straßenräuber

In einer Leichenblässe, die Nebel war, der über die Felswüsten rollte und einen Mond über sich zerbrach, verzehrte sich die Landschaft langsam, der vorsichtigen Geschwindigkeit des Autos entsprechend, dessen Scheinwerfer, gelblich und konstant, die geschwungenen Kurven der Gebirgsstraße beleuchteten. Schwarze Gestalten bogen sich bei dem schüttelnden und schwankenden Hin und Her, und sie waren ein kahler Baum, der beim Näherkommen bleich wurde, ein Felskopf, vom Hang auftauchend, niedriges Gestrüpp, das sich in einem Wind zu wiegen schien, den es nicht gab. Manchmal hatte eine aschfarbene Figur Ähnlichkeit mit einem verlorenen Haus, einer Hütte, die sich kaum unterschied von der Bergkette, an der sie haftete, sie war aus dem gleichen Fels geschaffen wie die Berge. In der stillen und schwebenden Einsamkeit lediglich das Schnurren des Motors, dessen rhythmische Eigentümlichkeiten einen selbständigen Charakter annahmen, sich von einander absonderten, in tiefes Surren und in heftige Stöße, nur das Schnurren echote schläfrig, wobei es ein erschöpftes und knatterndes Quietschen wie von Wasser im Grunde der Täler manchmal verstärkte, manchmal zum Verschwinden brachte.

Im Auto drinnen, gewärmt an der von Müdigkeit angeheizten Lauheit und von dem Geruch der feuchten Kleider hielten sich zwei Männer mit Mühe wach, die Augen fielen ihnen zu, sie richteten sie auf das hüpfende Gelb, das die Scheinwerfer entließen, und in dem sich die Gestalt des Chauffeurs zur einen und zur anderen Seite beugte und dabei mit dem Lenkrad das Abschweifen der Scheinwerfer, die die Kurven vor sich herschoben, begleitete. Keiner von ihnen war vertieft in die eigenen Gedanken, sondern festgehalten im konfusen Rückerinnern an losgelöste Sätze, die von der unpersönlichen Unterhaltung übriggeblieben waren, mit der sie die Reisetunden verbracht hatten, an intime und nicht übermittelbare Erinnerungen, die ohne jegliche Verbindung dem Austausch von Eindrücken über Dienstintrigen untergeordnet waren, bei dem sich die Verärgerung der beiden summiert hatte und die die Dunkelheit, die Monotonie, die Isolierung, die Kälte, die die Scheiben auf der Innenseite beschlug, in lästiger Weise verstärkten und sie auf ein Dahinvegetieren im eigenen Leben einschränkten, auf ein überdrüssiges Sichgehenlassen, ein ständig ungemütliches Einnicken, kraftlos und beengt, wobei ein fettüberladenes und, wie in der Provinz üblich, ausgedehntes Mittagessen, vor Stunden verzehrt, in der zwangsläufigen und schüttelnden Unbeweglichkeit das saure Aufstoßen andauern ließ. „In dieser Gegend bin ich vor Jahren zwei Wölfen begegnet“, sagte der eine, dessen fülliges Volumen auf der Linken den Sitz vertiefte und so den anderen ab und zu zwang, sich am Autogriff festzuhalten, um nicht über ihn hineinzustürzen.

Der andere antwortete nicht. Und die Stimme, naseelnd und klebrig, fuhr, nachdem sie sich geräuspert hatte, fort, immer wieder unterbrochen von den Kurven der Straße: „Wir kamen auch von Montalegre, Silva und ich, als in einer Nacht wie dieser zwei Wölfe vor uns heraussprangen und von den Scheinwerfern gebannt wurden. Ich fuhr. Ich hielt den Wagen an, zog die

Pistole, die ich immer im Auto bei mir trug, öffnete die Türe, Silva protestierte lauthals und ich sagte, daß er schweigen solle, und schoß zweimal. Die Wölfe sprangen auf und verschwanden in Sätzen im Heidegebüsch. Ich ging noch zu der Stelle, wo sie stehengeblieben waren, um zu sehen, ob ich sie verletzt hatte, ob es in dem halbgeschmolzenen Schnee eine Blutspur gab. Es war nichts.“ Er schwieg, und der andere, ohne Neugier, verblieb in seiner Halbschläfrigkeit und suchte mit den Augen ein Wolfspaar, das vor dem Auto auf die Straße heraussprang, und zur gleichen Zeit zogen in seiner Erinnerung die Gesten und Verhaltensweisen des Silva vorbei, des alten und überaus unangenehmen Chefs von beiden, der ein Mensch aus anderen Zeiten war, mit der absurden Überzeugung technischen Empirismus und von einer verknöcherten und primitiven Sicht der Dinge des Lebens, und der von ihrem Beruf, den er mit ausgefeiltem Geiz hinsichtlich der Reisespesen ausübte, eine Vorstellung feudalen Großmutes hatte, wo von Seiten des Chefs eine grobschlächtige Kameradschaftlichkeit gestattet wurde, was Bordellwitze anging, wo man aber keinerlei Hilfesuchen an die Autorität von Büchern über die neuesten technischen Forschungen zuließ. Für ihn löste sich alles über formale Entscheidungen, die er in seinem Innern aufs Äußerste fürchtete, der über ungezügelter Schreiereien, mit denen er alle zum Schweigen brachte, indem er eine Autorität einsetzte, die für den Moment die Anwendung konkreter Lösungen, die über seine Erfahrungen hinausgingen, ausschloß. Man war dann gezwungen, zum hundertsten Mal die Schilderung zu hören, wie er in einer plötzlichen Erleuchtung und gegen die Anmaßung der Leute vom Laboratorium, die übrigens wirklich vorhanden war, das schwere Problem von da und da gelöst hatte . . .

Die naseelnde und klebrige Stimme, in der Klänge zufriedener Gelassenheit mitschwangen und unterdrückte Spuren der Bitterkeit eines Menschen, für den der Beruf alles war und der vor sich die Abenteurer und Intriganten vorbeiziehen sah – Spuren, die das Gespräch, das beide gehabt hatten, andauern ließen –, hob wieder an: „Zu der Zeit, und das war vor einigen Jahren, war es gefährlich, nach dem Dunkelwerden diese verlassen Berge zu überqueren. Jetzt ist das anders. Man riskiert seine Haut nicht mehr, wie ich damals.“ Er machte eine Pause. „Danach haben sie Jagd auf die Straßenräuber gemacht, die es in dieser Gegend gab. . . Der Leutnant Morais aus Vila Real, ein Klasse Kamerad . . .“

Er beugte sich nach vorn, klopfte auf die Schulter des Chauffeurs: „Kennen Sie nicht den Leutnant Morais von der „Guarda“?“¹

„Ich kenne ihn, Herr Ingenieur“, antwortete der Chauffeur, und unter dem Vorwand einer Kurve, die er mit Vorsicht durchfuhr, unterließ er die leichte Wendung des Kopfes nach hinten, die er angedeutet hatte.

Der Ingenieur lehnte sich zurück, atmete tief und zufrieden auf, gab sich bereits einer Abfolge angenehmerer Erinnerungen hin. Und er fragte den jüngeren Kollegen: „Hab ich Ihnen den Morais nicht vorgestellt, als wir einmal zusammen in Vila Real vorbeigekommen sind?“

Der andere erinnerte sich vage an eine magere und große Gestalt in Zivilkleidung, am Bordstein stehend, an der Tür des Cafés, der ständig das Arbeitsgespräch unterbrach, um mit den Augen einem weiblichen Wesen zu folgen und

zu sagen: „Die habe ich schon gefickt.“ Aber das Bild verfestigte sich nicht, weil sich seine grundsätzliche Antipathie mit der anhaltenden Verärgerung mischte, die bei ihm die naive, von Wiederholung vorgefertigter und offizieller Vorstellungen geprägte Erwähnung der „Straßenräuber“ verursachte – er ahnte, wer das sein sollte. Und er hörte, wie der Kamerad im Dunkeln, weder recht zu ihm, noch zum Chauffeur gewandt, die Erinnerungen aufzählte, die ihn mit den Widrigkeiten des Lebens versöhnten.

„Als ich in Vila Real war und die Wiederaufbauarbeiten an der Metallbrücke leitete. . . aber das habe ich Ihnen schon erzählt . . . denn ich lebte dort monatelang. . . was gut war, ist, daß ich Fernanda in Porto gelassen hatte, bei meinem Schwager daheim . . . Am Wochenende fuhr ich nach Porto hinunter, und es war wie Flitterwochen. Das Schlimmste war, daß man montags, gleich morgens früh vor der Rückfahrt nach Vila Real, die Rechnungen von dem, was sie kaufte und machen ließ, zahlen mußte . . . Es war immer ein Kleid, ein Dreh- und Schaukelstuhl, ein Schrank von anno dazumal, den sie beim Trödler gefunden hatte und nun restaurieren ließ. Als die Bauarbeiten fertig waren, brauchte man einen Lastwagen, um das alles nach Lissabon zu bringen, und ich klapperte mit dem Lastwagen hinterdrein die Läden der Antiquitätenhändler ab und sammelte das ganze Zeug ein . . .“ Er lachte und schnaufte erneut, mit der übersättigten Sicherheit dessen, der über das kärgliche Gehalt hinaus, dem er mit einer jede Stunde beanspruchenden Hingabe entsprach, Mittel hatte, um es mit diesen Ausgaben aufzunehmen. „Aber es war eine schöne Zeit! Der Morais, ja der war ein großartiger Kerl . . .“ Er beugte sich wieder zum Rücken des Chauffeurs: „Haben Sie zu dieser Zeit nicht schon für mich gearbeitet?“ „Nein, Herr Ingenieur. Zu dieser Zeit habe ich einen kleinen Laster gefahren.“

„Stimmt. Der Morais führte die Abteilung der Guarda und organisierte Aufspürkommandos in den Bergen des Nordens, auf der Jagd nach Schmugglern. Aber das Schlimmste waren die Straßenräuber.“

Der jüngere Kollege hielt sich nicht mehr zurück: „Es waren nicht einfach Straßenräuber.“

„Sie lebten, man weiß nicht wie, kamen bewaffnet zu den Dörfern herunter, nahmen alles Eßbare mit und die Schweine und Hühner, und sie vergewaltigten sogar die jungen Frauen. Der Morais erzählte mir, daß sie einmal auf den Gebirgspfaden eine alte Frau überfallen hätten und sie sich alle, über 20, auf sie geworfen hätten. Eine Alte! Das waren welche, die zu allem fähig waren. Und der Chef, der von Morais geschnappt wurde, war anscheinend Marineoffizier gewesen.“

Der andere griff ein: „Die Geschichte von der Alten da, wie hat die dieser Leutnant erfahren?“

„Nun, wie hat er sie wohl erfahren! Das war etwas, was in Vila Real alle wußten. Und sogar schlimmere Sachen.“

Die Stimme des Chauffeurs kam nun auch sehr vorsichtig dazwischen: „Sie taten niemandem etwas Böses. Diese Sachen hat man da so gesagt, aber sie taten niemandem etwas Böses. Sie wollten nur zu essen.“

„Sie wollten nur zu essen . . . Aber Leutnant Morais erzählte mir . . . und es kam sogar in den Zeitungen . . . Um ein für alle Mal mit ihnen Schluß zu

machen, war eine richtige Belagerung nötig, und es kamen Truppeneinheiten aus Porto. Von Porto und von anderen Orten.“

„Was erwarten Sie, daß in den Zeitungen kommen sollte?“ meinte der Jüngere. „Daß sie Kriegsflüchtlinge wären? Daß man eine Kopfprämie auf sie ausgesetzt hatte? Hüben und drüben? Haben Sie eine Vorstellung, was die über Jahre hinweg für ein Leben geführt haben in diesen Bergen da, ohne daß sie irgend wohin hätten flüchten können?“

Der andere gestand zu, daß es verzweifelte Leute waren, entschlossen ihre Haut zu verteidigen, jedoch fügte er hinzu: „In ganz dunklen Nächten überfielen sie die Autos. Es gab einen Arzt aus Chaves, der überfallen wurde. Die Gebirgsgegend gehörte ihnen.“

„Haben Sie schon daran gedacht, daß ihr Zufluchtsort oberhalb von Montalegre lag und daß in dieser Gegend die Straße noch nicht fertiggestellt war?“ bemerkte der Jüngere. „Nun, wenn die Autos warten würden, daß man die vorgesehenen Straßen und Brücken fertigbaut, würden sie in 40 Jahren noch nicht beginnen, dort herum zu fahren. Aber der Morais erzählte mir, daß die Belagerung eine ernste Sache war. Das waren Leute, die was von Guerilla verstanden. Im übrigen machten sie nicht mehr, als daß sie hier die Lebensweise fortführten, die sie schon dort hatten. Wenn ein Krieg aufhört, sind immer solche Typen dabei, die sich nicht in den Frieden einfügen, die neue Regierung nicht anerkennen, sich in keiner Weise integrieren.“

„Wie sollten sie sich integrieren? Wissen Sie, daß ein Freund von mir während des Spanienkriegs Milizoffizier in Chaves war? Und wissen Sie, daß, wenn unsere Behörden an der Grenze irgendeinen Flüchtling übergaben, der nach hier entkommen war, die Franco-Spanier dann Einladungen schickten, zur Teilnahme an der Erschießung?“

„Hat Ihr Freund diese Einladung gesehen? Oder hat man Ihnen das bloß erzählt?“

„Er hat sie gesehen, und er hat noch heute eine der Einladungen.“

„In Chaves hat man mir einmal davon erzählt. Aber diese Einladungen waren kommunistische Propaganda.“

Der andere schwieg. Das Auto fuhr weiter endlos das Gebirge hinab, und der Nebel verdichtete sich, wie wenn sie in langsamen Rucken in weißliche Watte hineinglitten, die selbst das Knirschen des Kieses, der manchmal knallend wie eine Jagdbüchse gegen die Karosserie des Wagens schlug, nur entfernt und erstickt hören ließ.

„Es war eine regelrechte Belagerung“, wiederholte der ältere Ingenieur. Sie leisteten bis zum Schluß Widerstand. Die Letzten waren oben auf einem Hügel eingeschlossen und kamen von dort mit erhobenen Händen herunter, als man sie mit Mörserschüssen bombardierte. Die Toten, die dann im Zuge des Vorrückens der Truppe aufgesammelt wurden, wurden nach Chaves gebracht und dort beerdigt. Oben auf dem Hügel waren auch noch zwei oder drei, die waren noch am Leben, der Morais war einer der ersten, die oben angelangten. Und sie mußten sie töten, denn obwohl sie sich kaum rühren konnten, schossen sie noch auf die Soldaten. Der Morais mußte sie davor retten, durch Schläge mit dem Gewehrkolben getötet zu werden.“

„Wenn der Morais sie davor rettete, durch Gewehrkolbensschläge getötet zu

werden, wieso mußte man sie dann schließlich umbringen?“

„Ja weil . . . Stimmt! Wieso mußten sie sie denn umbringen? . . .“

„Eben das frage ich.“

„Ich . . . ich weiß nicht . . . Der Morais brachte die Gefangenen nach Vila Real; es waren fünf, und einer von ihnen war der Chef, der Marineoffizier gewesen war. Sie waren verletzt, ausgehungert, mit Lumpen bekleidet. Der Chef fragte den Morais, wohin man sie bringen würde und warum man sie nicht gleich an Ort und Stelle erschöß. Stellen Sie sich vor, der Mann dachte, daß man in unserem Land erschießt! Die Polizei – und Vila Real war voll von Polizei, der Morais erzählte mir, daß aus Lissabon und aus Porto ein ganzer Schlag von Geheimlern gekommen war – die Polizei hatte Anordnung, sie den spanischen Behörden zu übergeben. Gleich, nachdem sie in Vila Real ankamen, wurden sie zur Kaserne gebracht. Dort ließ man sie sich unter Aufsicht waschen und rasieren, damit sich nicht noch einer mit der Klinge das Leben nahm. Und man behandelte sie in der Krankenabteilung und man gab ihnen zu essen und anzuziehen. Sie wollten es gar nicht glauben. Niemand konnte mit ihnen sprechen, die Geheimler ließen keinen herankommen. Aber der Morais, der sie gebracht hatte, war mit einem der Inspektoren befreundet, allem Anschein nach ein sehr sympathischer Kerl, ein wohlgezogener Mensch, den ich kennenlernte, als er einmal nach Vila Real kam, während ich dort lebte, und der Morais stellte mich dann vor. Tolle Sachen haben wir zusammen gemacht. Ein kultivierter und weitgereister Mensch. Weil sie viel studieren, ist es eine wissenschaftliche Polizei. Gerade dieser hatte sich sogar in Deutschland aufgehalten, um sich zu spezialisieren. Ich erinnere mich, daß er mir ein Buch geliehen hat, eines von jenen Handbüchern, die sie benutzen, das den ganzen Kommunismus erklärte. Der Morais konnte so bei dem Verhör dabei sein, das der Inspektor mit dem Chef der Straßenräuber machte . . . mit dem Chef von denen . . . um zu erfahren, was für Hilfeleistungen er erhielt, wer es war, der sie versorgte. Die Polizei war anscheinend sicher, daß die Schmuggler, gut bezahlt, sie zu den Gruben im Gebirge führen würden, wo sie sich versteckten, und die Munition von einem russischen U-Boot gebracht wurde. Und sogar in Porto hatten sie Verdächtige festgenommen.“

„Glauben Sie an das U-Boot?“

„Und was ist damit? Kann ein U-Boot nicht nachts kommen, nah am Strand . . .“

„Kommt es Ihnen so vor, als ob die russischen U-Boote nichts anderes zu tun hätten, als zur Küste von Minho² zu kommen und Munition zu bringen für einen Haufen von Leuten, die vergessen und verlassen sind von der ganzen Welt?“

„Oh, dieser Politik ist nie zu trauen. Was weiß man! Der Bandenchef sagte, daß er der Chef der Gruppe wäre, und daß er wüßte, daß sie ihn erschießen würden, und er bat den Inspektor, seiner Mutter Nachricht von ihm zu geben. Er war Galizier aus Pontevedra, die Mutter wohnte nahe der Stadt. Er hatte keine Nachricht von der Mutter, seit er geflohen war, und die Mutter wußte nicht, daß er am Leben war. Was für eine verrückte Vorstellung! . . . Sehen Sie, wenn die arme Frau schon den Sohn für tot hielt, angesichts dessen, daß verschwunden bei diesem Durcheinander des Kriegs dasselbe war, und wenn er überzeugt

war, daß man ihn erschießen würde, warum tat er ihr weh, so viele Jahre später?“

In der fortdauernden Stille löste sich der Nebel auf, und durch seine Risse erkannte man undeutlich schwarze Himmelsflecken, an denen Sterne funkelten. „Was für eine mistige Kälte! Wann bauen Sie endlich eine Heizung in das Auto ein? Wie kann man nachts auf diesen Straßen fahren, im Winter, ohne Heizung?“

Der Chauffeur antwortete ihm nicht, und die Stimme nahm den Gesprächsfaden wieder auf. „Sie waren zwei Tage in Vila Real, unter Aufsicht, denn es waren gefährliche Leute, zu allem fähig. Danach holte man sie von Spanien aus ab, und der Morais hörte nichts mehr von ihnen.“

Das Auto scherte jäh aus, und der jüngere der Ingenieure wurde auf den älteren geworfen, worauf dieser schrie: „Was soll das? Wollen Sie uns den Abgrund runter werfen?“

„Nein, Herr Ingenieur. Wenn nämlich der Leutnant Morais nichts mehr von ihnen gehört hat, ich habe es. Und sie haben sie nicht von Spanien aus abgeholt, sondern ich habe sie dorthin gebracht.“ Die Stimme des Chauffeurs wirkte zitternd und zerbrechlich, zögernd, und am Ende seiner Worte bereits bedrückt.

Nachdem sie die Überraschung überwunden hatten, fragten die zwei Ingenieure gleichzeitig: „Sie?“ und der jüngere fügte hinzu: „Sie waren es, der sie gefahren hat?“

„Ja, Herr Ingenieur, ich war es.“ Es trat Stille ein, und er erzählte unter Räuspern: „Es war so, daß ich zu dieser Zeit einen kleinen Laster fuhr, einen Laster, den man anmieten konnte, und der seinen Standort in der Avenida hatte. Eines Nachts kam eben dieser Inspektor und klopfte an meine Tür, ließ mich aus dem Bett springen und sagte, daß er ein Geschäft für mich hätte. Er setzte sich neben mich ins Führerhaus und ordnete an, am Kasernentor zu halten. Darauf wurde von innen das Tor geöffnet, und fünf Männer kamen heraus, die Hände auf dem Rücken gebunden, inmitten von Zivilpolizisten. Man ließ sie auf den Laster steigen, hielt die Pistolen im Anschlag und befahl ihnen, sich auf den Boden zu setzen, und die Polizisten setzten sich auch auf den Boden, um sie herum. Und der Inspektor ließ mich auf der Straße nach Chaves weiterfahren. Es war noch nicht Tag, als wir durch Chaves fuhren; und dann hörten wir ein großes Geschrei hinter uns. Der Inspektor ließ mich anhalten und, die Pistole im Anschlag, stieg er hinab, um zu sehen, was los war.“ Er machte eine Pause und lachte trocken, ein lustloses Lachen. „Die Auseinandersetzung fand statt, weil einer von den Männern auf dem Laster sagte, daß er pinkeln wolle. Und er konnte nicht mit den auf dem Rücken gefesselten Händen. Wir blieben eine ewige Zeit lang mitten auf der Straße stehen, während der Tag schon anbrach. Die Polizisten, ein paar von ihnen nutzen die Gelegenheit, um zu pinkeln, sogar vom Lastwagen herunter, und einer brüllte den Spaniern zu, daß sie es die Beine hinab machen sollten, während ein anderer, der mit dem Inspektor diskutierte, vorschlug, daß, damit alle zum Pinkeln kämen, man ihnen die Hände losbinden solle, einem nach dem anderen. Man würde überhaupt nichts losbinden, sagte der Inspektor, und fragte, ob er wolle, daß der Mann die Gelegenheit nutzte, um zu türmen, und

ob er Schießereien wolle, da, mitten auf der Straße, direkt bei Chaves. Ich war aus dem Laster ausgestiegen und an den Straßengraben gegangen zum Pinkeln, an ein Pflanzengestrüpp hin, und ich lehnte mich dann an den Motor, um zu sehen, was das geben würde. Die Spanier machten ein furchtbares Geschrei, und der Inspektor, der sie mit der Pistole bedrohte, befahl ihnen zu schweigen. Und darauf wandte er sich zu dem Polizisten, der gesagt hatte, man könne jeweils einem Spanier die Hände losmachen, und befahl:

„Halten Sie diese Männer zum Pinkeln ab.“

Der ältere Ingenieur brach in ein lautstarkes Lachen aus, das ihn mit dem Rücken auf den Sitz warf und den jüngeren und sogar den Chauffeur ansteckte. Und er fragte unter ersticktem Lachen: „Und hielt ihn der Polizist ab?“

„Der Polizist protestierte, die anderen Polizisten fingen alle fürchterlich zu lachen an, und dann sagte der Inspektor: ‚Sie haben womöglich noch nie bei jemandem dahin gelangt?‘ Und die anderen lachten noch mehr. Der Inspektor befahl ihnen, ernst zu bleiben und sagte: Da im Kittchen, wenn Sie den Gefangenen diese Teile verdrehen, um sie zum Reden zu bringen, langen Sie sie nicht an? Und Sie, sagte er zu den anderen, haben Sie auch niemals dieses Geschäft gemacht?“

„Machen sie das?“

Der Jüngere antwortete ihm: „Sie machen es.“

„Das ist nicht möglich.“

Es entstand erneut Stille. Sie waren aus dem Nebel herausgefahren, und nur verschwommen durch die beschlagenen Scheiben (der Chauffeur putzte in diesem Moment die Windschutzscheibe mit einem Tuch) tauchten in den Kurven jäh Bäume vor dem Auto auf und verschwanden gleich darauf mit einem Flattern der Zweige, das in Wirklichkeit das Hin- und Her der Stoßdämpfer in den Straßenmulden war.

„In was für einem Zustand ist das hier, heiliger Gott! Man kommt ganz kaputt an, die Wirbel alle ausgerenkt,“ rief der ältere Ingenieur aus. Darauf lachte er vor sich hin und fragte: „Aber haben die Männer am Ende gepinkelt oder nicht?“

„Sie haben. Der Inspektor befahl, daß jeder einzelne Polizist einen von ihnen zum Pinkeln abhielt, damit nicht die einen über die anderen lachten. Aber wer gelacht hat, waren die Spanier, sie brachten es einfach nicht fertig zu pinkeln. Einer von ihnen weigerte sich, er wollte nicht zulassen, daß man ihm an den Hosenladen griff. Und ihr Chef sagte zu ihm – auf spanisch –, während er pinkelte, ich erinnere mich sehr gut: ‚Laß das, sie werden sagen, du hast dich vor Angst naß gemacht.‘“

„Das war ein harter Typ, wie mir der Morais erzählt hat,“ meinte der ältere Ingenieur.

Die Unterbrechung ließ den Chauffeur, der aufmerksam weiterlenkte, schweigen, bis der jüngere Ingenieur ihm gegenüber beharrlich wurde: „Und dann?“

„Dann . . . sind wir durch Vila Verde gefahren, ohne zu halten, und kamen an die Grenze. An der Grenze gab es keinen Wachtposten von den unseren, niemand, aber an der Grenzmarkierung war eine Gruppe von guardias civiles oder was das sonst waren. Die Schlagbäume, unsere und ihre, waren offen, wir fuhren dort hinein und hielten an, der Inspektor ließ mich bei dem Posten

anhalten.“

„Ein miserabler Posten, der nicht einmal zu einem Schweinepferch reichen würde. Eines der guten Dinge unserer Regierung sind die Grenzposten. Es mag schlechte Dinge geben, Dinge, die nicht in Ordnung sind, aber die Grenzposten sind ein gutes Werk. Schön, groß, gut gemacht, bereiten sie den Ausländern, die über die Straße anfahren, den besten von allen Eindrücken. Und die Zahl der Touristen wird immer größer, die . . .“

„Lassen Sie die Touristen in Frieden,“ schnitt der Jüngere mit zorngefüllter Gewalt ab. „Und dann?“

„Der spanische Kommandant, oder was er eben war, erschien an der Tür des Postens, und der Inspektor stieg aus, um mit ihm zu sprechen. Zu der Zeit war der Laster ganz von guardias umringt, und die Polizisten sprangen auf den Boden. Und hinter ihnen drein, hochgeschüttelt von den guardias, sprangen auch die fünf Gefangenen. Der Inspektor gab mir die Anordnung, mit dem Lastwagen vorzufahren und so zu wenden, daß wir zurückfahren konnten. Ich war ausgestiegen, und als ich gerade zum Lenkrad hinaufsteigen wollte, sah ich die Gefangenen alle an die Wand des Postens angelehnt, guardias ihnen gegenüber. Und ich weiß nicht einmal, ob ich dazu kam, die Schüsse zu hören, denn sie fielen um, und ich fiel auch rundweg auf den Boden, ich war völlig erledigt.“

Er hielt inne, währenddessen schaute der junge Ingenieur hinaus, sah deutlich die verstreuten Baumgruppen, die in der dunklen Nacht vorbeirollten, merkte, daß die Scheiben schon nicht mehr beschlagen waren, und spürte die durchdringende Kälte, die ihm die Füße gefror.

Diesmal fuhr der Chauffeur fort, ohne daß es nötig gewesen wäre, ihn zu drängen.

„Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf der Ladefläche des Lasters, zwischen den Polizisten, ohne in der Lage zu sein, an etwas anderes zu denken, ich zitterte nur und wiederholte vor mich hin ‚Ich war es, der sie gebracht hat, ich war es, der sie gebracht hat‘. Die Polizisten redeten miteinander, und sie redeten mit mir, aber ich hörte sie nicht einmal. Am Eingang von Vila Real hielt der Laster an, die Polizisten sprangen auf den Boden, der Kopf des Inspektors schaute forschend über die Ladefläche, sagte zu mir ich weiß nicht was, und zwei der Polizisten kamen wieder herauf, um mir beim Absteigen zu helfen. Sie setzten mich neben den Inspektor, der, ohne mit mir zu sprechen, den Laster bis zu meiner Tür fuhr. Dort stieg er aus und sagte mir: ‚Damit du es weißt, du hast nichts gesehen. Überleg dir, ob du willst, daß man dich zum Pinkeln abhält.‘ Und fort ging er. Ich blieb krank im Bett, viele Tage lang, und sobald ich in der Lage war aufzustehen und auszugehen, verkaufte ich den Laster unter Preis. Tage danach suchte mich der Mann, dem ich ihn verkauft hatte, auf, ein Kartoffelhändler aus Vila Pouca. Und er übergab mir einen Umschlag, den er, wie er sagte, im Sitz eingeklemmt gefunden hatte. Ich öffnete mit klopfendem Herzen und schwindligem Kopf den Umschlag, nachdem er sich verabschiedet hatte. Es war ein amtliches Schreiben mit der Liste der Namen der Spanier, den Adressen, die sie angegeben hatten, verschiedenen Dingen, die sie zu ihrer Identifizierung angegeben hatten.“

„Und was haben Sie mit diesen Papieren gemacht?“ fragte der jüngere

Ingenieur.

„Ich habe alles verbrannt.“

Die drei schwiegen, und das Auto durchquerte ein Dorf, das am Straßenrand heranwuchs, weil die Häuser, die Scheunen, die Ställe zur einen wie zur anderen Seite aufeinanderfolgten, beleuchtet durch die Scheinwerfer. Lange Zeit danach kamen sie endlich zu der Kreuzung, und das Auto begann auf der Talstraße, die wieder breit war und einen Belag hatte, sanft davonzugleiten. Der jüngere der Ingenieure blickte den Kollegen an. Den Kopf auf der Brust schnarchte er mit leisem Brummen.

Deutsch von Lonha Heilmair

Anmerkungen:

¹ Gemeint ist die Guarda Nacional Republicana (GNR) die für den außerstädtischen Bereich zuständige Polizei.

² Minho – nordportugiesische Grenzpolizei.

Jorge Reis Der Heimkehrer

*... wir dürfen diesen Menschen ihre Intelligenz nicht zugestehen,
sie machen sonst davon Gebrauch ...*

António de Oliveira Salazar

Von den wenigen Erben, welche die ehemalige Kolonialherrschaft Portugal auf den Kapverdischen Inseln hinterlassen hat, gehört ohne Zweifel die vernichtende Familienmoral der katholischen Kirche zu den erfolgreichsten Unternehmen. Sie führte ein Volk, das aus wirtschaftlichen Gründen schon seit langem auswandern mußte, zu Familienspaltungen, Selbsterniedrigungen und Ausstoßungen. Während meiner Kindheit erzählte meine Mutter viele solcher Geschichten.

Einige davon beschäftigten mich noch viele Jahre danach so, daß ich plötzlich das Bedürfnis bekam, sie weiterzuerzählen.

Wer Maria in ihren Jugendjahren gekannt hat, würde sie bestimmt nicht mehr wiedererkennen, würde er plötzlich vor ihr stehen. In der Tat erinnerte sich meine Mutter an diese junge Frau und an einige Einzelheiten im Zusammenhang mit ihrer kometenhaften Ausstoßung, und sie pflegte es noch dazu mit einer ganzen Reihe von Anekdoten zu ergänzen. Es war nicht schwierig, Maria wieder ausfindig zu machen, nachdem sie Ribeira Grande verlassen hatte, um

in Sao Vicente bei dem reichen Arzt Dr. Fonceca als Dienstmädchen zu arbeiten. Sie war aber nicht mehr die Geliebte und von allen Begehrte, ihr Gesicht war eher durch Trauer über vergangene Ereignisse gezeichnet. Schon als junges Mädchen wuchs sie zusammen mit einem Jungen namens Lela auf, der von allen gleichaltrigen Dorfgenossen wegen seiner dumpfsinnigen Maul- und Denkfaulheit nicht gerade umjubelt wurde. Sogar die Lehrer sagten ihm voraus, daß seine Unbildung in allen Gebieten universal und nicht zu bestreiten wäre. Aber was die Moral anbetrifft, da kamen sie alle aus derselben Wurzel. Als Sohn eines blutarmen Bauern, der seine Zeit damit verbrachte, Zuckerrohrschnaps zu trinken und eines Morgens hinter seiner Hütte tot aufgefunden wurde, und von seiner Mutter erzogen, die sich keine Gelegenheit entgehen ließ, ihm seine Dummheit vorzuwerfen, und wenn sie gerade wütend auf ihn war, pflegte sie ihm mit Verachtung zu sagen, daß er nicht einmal gut genug wäre, die Schweine zu füttern. Dabei konnte man Lela keineswegs unwillig oder widerspenstig nennen. Er tat gehorsam, was man ihm gebot, holte Wasser, sammelte abgebrochene Äste, räumte die Ecke auf, die man als Küche benutzte, und erledigte verlässlich – wenn auch mit gähnender Langsamkeit – jeden geforderten Dienst. Aber was die Leute am meisten an dem querköpfigen Knaben ärgerte, war seine totale Teilnahmslosigkeit. Er tat nichts ohne besondere Aufforderung, stellte nie eine Frage, spielte nicht mit anderen Jungen, die oft versuchten, ihn aus seiner Reserve zu locken, und suchte von selbst keine Beschäftigung. Nur Maria nahm ihn so, wie er war, machte ihm keine Vorwürfe, verurteilte ihn nicht und leistete ihm Gesellschaft, auch wenn die anderen sie verspotteten wegen ihrer Zuneigung. Meine Mutter zögerte einen Augenblick schnaufend. Anschließend begann sie ihre Geschichte zu erzählen, und ihre Stimme schien anfangs melancholisch, was aber im Laufe ihrer Erzählung sich ändern sollte.

Unmittelbar nach der von den Kolonialherren erzwungenen Auswanderung begann eine freiwillige. Sie wurde zwar durch die Behörden behindert, die den von ihnen bestimmten „Eingeborenen“ keine Pässe erteilten, aber da diente schon mal so mancher Frachter als unfreiwilliger Passagierdampfer. Da die meisten Auswanderer früher aus Amerika gekommen waren, wanderten sie auch dorthin aus. Und so wurde auch Bauer Lela auf Reisen geschickt, aber vorher sollte er heiraten, so stand es geschrieben. Die Familien bauten auf ihn, der aus der Fremde wirtschaftlich helfen sollte, und da wurde seine Jugendfreundin zum Altar geführt. Pater Fernandes vermählte sie mit den Worten: „Wir haben uns hier versammelt vor dem Tribunal Gottes, um dieses junge Brautpaar zu trauen, und ich weiß, ihr werdet euch fragen, warum. Sie haben nichts zu verbergen. Es ist nur, weil Lela sich vorgenommen hat, uns sehr bald zu verlassen, um woanders sein Glück zu suchen. Wohin seine Reise gehen soll, wissen wir noch nicht. Doch es ist schon bekannt, daß er fürs erste nach Sao Vicente fahren wird. Wie seine Väter, wäre es auch für ihn möglich, seine Familie mit seinen Möglichkeiten durchzubringen, er ist noch jung und stark. Aber er hat sich entschieden, wir respektieren es.“

Er schwieg für einen Augenblick, dann wandte er sich den beiden zu und fuhr fort: „Ich war es, der euch taufte, der euch die erste Kommunion erteilte, und nun werde ich euch den Segen für das heilige Sakrament der Ehe mit auf den

Weg geben, den ihr gemeinsam betreten werdet. Versucht ihn in Würde und Ehre zu verteidigen, denn ich sage euch, es wird nicht einfach sein – und seid bescheiden, denn wer bescheiden ist, dem sind alle Wege geöffnet: Gott sei mit euch. – Jung und fröhlich bist du auf diese Welt gekommen, und so frage ich dich, Maria, willst du diesem Mann ein Leben lang treu sein und dienen, bis der Tod euch scheidet?“ Sie wußte zwar, was ihr bevorstand, aber was kommen sollte, konnte sie nicht ahnen und antwortete „ja“. Damit verpfändete sie ihre Gefühle. Dann wand er sich zu Lela und fragte ihn, ob er es auch wollte, und da er die moralische Verantwortung auf die Frau setzte und stolz war, über so ein tapferes Herz zu herrschen, antwortete er „ja“.

Es wäre möglicherweise ratsamer gewesen, Pater Fernandes hätte ihr gleich einen Keuschheitsgürtel mitgegeben. Die Geladenen und nicht Geladenen waren alle fröhlich, denn gemeinsam feierten sie das Ereignis, das in der Gegend all zu selten war, denn nicht jeden Tag heirateten welche, und zu später Stunde, ohne daß irgendeiner der Gäste etwas bemerkte, verschwand die Braut, die zu besagtem Zeitpunkt als einzige nicht fröhlich zu sein schien. Ja wie sollten sie auch etwas davon merken? Sie lachten, aßen, tranken, erzählten, sie machten von dem Gebrauch, was plötzlich überdimensional zu sein schien und kümmerten sich nur um die Bräuche, die von vergangenen Zeiten übernommen wurden, wenn eine Frau heiratete. Gefeierte wurde übrigens bei Lelas Geburtshütte, die allerdings nur ein paar Schritte von Marias entfernt war, und dort, wo die große Stunde schlagen sollte, saß Maria umkreist von ihrer Mutter, Schwiegermutter und einigen anderen Frauen aus der Verwandtschaft, die ihr Mut einflößten und sie aufforderten, mit dem Geheule aufzuhören. Zusammengeschrumpft und mit verwirrten Blicken schien sie gar nicht zu hören, was sie ihr alle empfahlen, in ihrem Kopf schien etwas ganz anderes vorzugehen, was die anderen nicht interessierte. Ihre Lippen bewegten sich ununterbrochen, ob sie wohl zitterte, wie die anderen dachten, ob sie Angst hatte oder ob sie etwas sagen wollte, das wußte nur sie selbst, auf jeden Fall schien sie wehrlos gegenüber dem, was sie nicht mit Worten auszusprechen vermochte. Ihre Mutter nahm sie in die Arme und sagte: „... in Ehre hast du einen Schleier getragen und in Ehre wirst du ihn auch verteidigen. Seit ein paar Stunden bist du zu einer Frau getraut worden und du mußt in Ehre zu einer Frau werden, es liegt in deinem Schoß ...“ – Sie warf sich in die Arme der Mutter, weinend, während sich die anderen verständnisvoll anschauten, so als ob sie wüßten, um was es sich eigentlich handelte. Lela, der seit der Trauung total verwandelt war und sogar sprachgewandt wurde, trat in die Bude mit einem Entdeckergrinsen auf den Lippen und in herrschaftlicher Pose. Er verteilte schnelle, höflich auffordernde Blicke an die Anwesenden, begrüßte höflich die Mütter, steckte die Hände in die Hosentaschen und blieb wartend stehen. Seine Mutter drückte das Taschentuch an die feucht gewordenen Augen, trat zu ihm, drückte ihn weinend an ihre Brust und ging anschließend raus, das Gesicht von ihm abwendend. Die restlichen folgten ihr langsam, eine nach der anderen, bis auf Marias Mutter, die sie immer noch in ihren Armen festhielt und ihr irgend etwas zuflüsterte. Sie beschloß dann auch zu gehen, riß sich von Marias Händen los, ging auf ihn zu und sagte: „Du weißt ja Lela, ich lege jetzt alles in deine Hände. Mache sie glücklich, denn wenn du es nicht tust,

dann wirst du der unglücklichste Mann auf dieser Erde sein.“ – Und sie ging raus.

Maria hatte sich inzwischen wieder hingesetzt, die Hände im Schoß gefaltet mit gesenktem Kopf und schien so, als ob sie am liebsten auf- und davonfliegen würde, aber sie wartete und wartete möglicherweise darauf, daß irgend etwas passiert. Lela trat auf sie zu, versuchte sie zu streicheln, aber bemerkte ein Zucken an ihren Schultern, kniete sich vor sie und fragte: „Was ist, Geliebte, was ist? Wir sollten doch heute glücklich sein, Maria, warum bist du so traurig?“ – sie zitterte. Er machte plötzlich ein erschrockenes Gesicht und fragte: „bist du etwa nicht mehr Jungfrau?“ – „Doch, doch“, antwortete sie rasch, und ihre Stimme klang sehr gequält, so als ob sie erwürgt würde. Lela atmete auf und schien plötzlich erleichtert. Er streichelte ihr über die Haare, dann setzte er sich an die Bettkante und begann, die Schnürsenkelknoten zu lösen. Er hatte eine Lockerheit an der Oberfläche, versuchte so gelassen wie möglich zu wirken, was sich aber im Laufe des Abends verändern sollte. Er stand auf, nahm erstmal die eine, dann die andere Petroleumlampe in die Hand, pustete die Flamme aus und setzte sich wieder ans Bett. Durch die scheinenden Vollmondstrahlen, die unwiderruflich durch die Fensterläden drangen, verwandelte sich die Dunkelheit in eine schauerhafte Atmosphäre. Plötzlich stand sie auf und wie entschlossen, als ob sie nichts zu verlieren hätte, begann sie sich auszuziehen. Sie schien plötzlich furchtlos, zu allem entschlossen. Sie zog sich aus unter Beobachtung von Lela, der gerade ihre Konturen erkennen konnte, und sein Gesicht zeigte ein Lächeln der absoluten Freude. Herrschaftlich lag er im Bett und wartete darauf, daß auch sie in das mit weißer Wäsche bezogene Bett – als Symbol der Reinheit und Jungfräulichkeit – in das Land der Umwandlung, zu ihm kommen würde. Widerspruchslos legte sie sich neben ihn, ihn auffordernd anschauend, was ihn nicht lange untätig ließ. Das Gemurmel, Geschreie und Gelächter, das von draußen in das Zimmer durch die Türspalten und Fensterläden eindrang, wirkte plötzlich wie die begierig lauschenden Geschworenen, die von dem Augenblick an, als die Mütter wieder zu den Feiernden zustießen, darauf warteten, daß das Fenster geöffnet wird. Einige Zeit später war es so weit. Das Fenster wurde geöffnet, die Familien samt geladene Gäste traten hervor, das Bettlaken wurde herausgehängt, und die erste Prüfung war bestanden. Möge Gott mir meine Respektlosigkeit vor der Tradition meiner Mitmenschen verzeihen und es mir nicht als Sünde anrechnen, was ich da als moralischen Leckerbissen gezeichnet habe, aber was sein muß, muß sein, auf jeden Fall, das Laken war dunkelrot befleckt, und eine fast zu frömmliche emotionelle Freude unterwanderte die Hochzeitsgesellschaft wie eine Blindschleiche. Sie gratulierten einander, und dabei erreichte die Feier ihren Höhepunkt.

Erst am nächsten Morgen bekam man die Neuvermählten zu sehen, und die noch Anwesenden schauten sie an mit dem blinzelnden gewissen Etwas, und die Neugierigen traten hervor mit den fragenden, durchdringenden Gedanken. Die Mutter begann wieder zu weinen, und es wurde gemunkelt, daß es aus Emotion geschah. Über sie wurden überhaupt die tollsten Geschichten erzählt, auch, daß sie schon immer bei Geburten, Hochzeiten und Beerdigungen ein Vorheuler war, aber besonders bei Beerdigungen soll sie den Ton vorgegeben

haben. Und es wurde erzählt, als sie ihren Mann verlor, der von einem Mangobaum heruntergestürzt war und sich dabei das Genick gebrochen hatte, soll sie am Sterbebett gestanden haben und immer auf ihn eingeheult haben: „Schon im Leben warst du kein guter Mann, du Schuft, jetzt verläßt du mich und hinterläßt mir sechs Kinder. Kannst du mir sagen, wie ich das schaffen soll? Und weißt du vielleicht, in welchem Alter du mich zurückläßt? Weißt du das, du Anstaltsbock? Zweiunddreißig und keinen Tag älter.“ Versehentlich war sie mit ihrer Hand an ihre Tasche gekommen und erschrak. „Um Himmelswillen, die Kassettenschlüssel.“ Sie sprang zur Tür und rief nach Maria. „Maria, komm sofort her und such mir die Kassettenschlüssel.“ Dann wandte sie sich ihm wieder zu und fuhr weinend fort: „Verdammt nochmal, du hast mir nie etwas gegönnt, auch ich habe ein Recht auf Glück. Eins verspreche ich dir, in Ehre werde ich Schwarz tragen, aber für den Rest garantiere ich nicht.“

Anscheinend hatte sie es ernst gemeint, denn es wurde weitererzählt, daß an diesem Tage einer der Kondulanten hervortrat, ihr fest die Hände drückte und ihr tief in die Augen blickte. Dabei sagte sein seltsamer Blick all das, was er in dem Augenblick der Trauer nicht mit Worten ausdrücken durfte. Aber als er am nächsten Tag wieder vorbeikam, blieb er gleich über Nacht, für immer. Neun Monate später erblickte Lela das Dämmerlicht der Dorfgemeinde, und fünfundzwanzig Jahre später klang das Wort Amerika wie Magie in seinen Ohren und verzauberte ihn illegalerweise dorthin – auf der Suche nach dem noch nicht gefundenen Paradies.

Zu Hause bebten die mütterlichen Herzen, denn die Monate vergingen, und nicht eine Nachricht über Lelas Schicksal war gekommen. Man traf sich, um einen kleinen Plausch zu halten, man weinte ein wenig, und so ganz im Stillen hofften sie, bald gute Nachricht aus der Fremde zu bekommen. Einige Tage später kam der Gemeindebriefträger, einen Brief in der Luft schwenkend und schreiend: „Es ist gekommen, es ist gekommen“, und aus allen Himmelsrichtungen kamen die Leute, um sich nach Lelas Wohlergehen zu erkundigen, und gemeinsam gingen sie zu Hochwürden, der Lelas Brief der Mutter vorlesen sollte. Sie schwiegen alle gespannt, unruhig den Pfarrer anstarrend, während er den Brief öffnete und hörten aufmerksam zu, als er zu lesen begann. Die letzten Zeilen schienen wohl für Maria bestimmt, denn er unterbrach das Lesen, schaute sie aufmerksam lächelnd an und fuhr anschließend fort: „Mein einziger Wunsch, geliebte Maria, ist, dich bald in meine Arme schließen zu können. Und bewahre das Kostbarste, was du besitzt, bis zu dem von Gott bestimmten Tag, dein dich liebender Lela.“

Die Spannung war vorüber, denn man wußte, daß er nach seiner Ankunft in Amerika zwar drei Monate im Gefängnis verbringen mußte, aber er war gesund und munter wieder entlassen, und einen Paß hat man ihm auch gegeben. Sechs Monate nach diesem ersten Brief brachte Maria einen prächtigen Jungen zur Welt, der auf den Namen Tonio in der Kirche zu Ponta du Sol getauft wurde, und jeden Monat kam eine Überweisung von Lela. So viel wie er eben aufbringen konnte. Solange Maria schwanger war, fühlte sich ihre Mutter von Sorgen befreit. Aber von dem Augenblick an, wo Maria Tonio zur Welt gebracht hatte, fing die Mutter an, undressiertes Ungeziefer um das Haus fliegen zu sehen. Da wurde sie unruhig, denn Maria hielt nichts mehr zu Hause,

sie schloß sich den anderen Bauern an, nahm eine Harke und ging mit aufs Feld. Sie lachte wieder, nicht mehr mit der Vorfreude einer werdenden Mutter, sondern aus vollem Herzen, was die jungen Bauern nicht gerade untätig ließ. Die Mama wußte kein herzliches Wort mehr, um Maria an ihre Pflicht als Mutter und Ehefrau zu erinnern. Und da sie schon am eigenen Leib erfahren hatte, daß die Verleumdung nicht mal vor dem anständigsten Menschen im Dorf halt macht, nahm sie sich endlich vor, etwas dagegen zu unternehmen, denn schließlich stand sehr viel auf dem Spiel. Nicht gerade die Tatsache, daß Maria Mutter geworden war, machte ihr soviel Sorgen, sondern allein der Gedanke, daß die monatlichen Überweisungen wegbleiben könnten, bereitete ihr Magenbeschwerden. Die Dorfmäulchen ließen nicht locker, besonders als sie erfuhren, daß Morena vom Nachbarshof um Marias Rock wedelte, wenn sie auf dem Feld wühlte, bis der Schweiß das dünne Kleid an ihrem Körper festklebte und sie schwer atmend dastand, die Jungen anschauend, die sie anblickten, wenn das Feuer aus ihrer Hüfte funkte. Ihre Mutter wußte keinen Rat mehr. Sie eilte zu Morenas Eltern, um sie um Verständnis zu bitten, und als das nichts brachte, machte sie ihre Drohung wahr und bat Pater Fernandes um Hilfe. Dieser – gefürchtet wegen seiner Predigten – versprach bei dem nächsten sonntäglichen Gottesdienst die Sache in die Hand zu nehmen und befahl ihr gütigst, nach der Messe gemeinsam mit ihrer Tochter bei ihm in der Sakristei vorzusprechen. Der Sonntag kam, und wie die anderen davor wachte das Dorf schon früh auf, um die Achtuhrmesse zu hören, und Pater Fernandes hatte es eiliger als die Sonntage zuvor, auf die Kanzel zu kommen. Als er endlich oben ankam, schlug er demonstrativ die Bibel zu, senkte seinen Blick nieder, die einzelnen prüfend, und anschließend sagte er: „Christus kam zu uns, um die Lehre Gottes zu verkünden, und wer Gott vertraut, wird wohl belohnt sein, so sprach er zu seinen Aposteln, und er starb am Kreuz für unsere Sünden. Es gibt aber viele von seinen Schäfchen, die sich gehen lassen und in Versuchung geraten, die Herde zu zerstören. Wer die Gesetze der Gemeinnützlichkeits verletzt, getrieben von der teuflischen Lust, der soll von dem göttlichen Zorn bestraft werden für dieses unverzeihliche Sakrileg, die Schwäche eines Weibes für seine Sünden auszunutzen . . .“

Er rollte dabei die Augen, und die Zuhörer waren erleichtert, als sie seine Worte vernahmen. Denn man wußte schon, um wen es sich handelte, und eine Stimme sprach ängstlich leise aus dem Hintergrund, „wenn der Ehrwürdige sein Auge öffnet, dann mag er möglicherweise etwas mehr sehen als wir Zwerge.“ Die Messe ging zu Ende, und Maria begab sich in Begleitung ihrer Mutter zur Sakristei, wo Pater Fernandes sich gerade von seinen Gewändern befreite. Beide standen ehrfürchtig da, während er die letzten Anweisungen an die Meßdiener erteilte. Dann wandte er sich den beiden zu, die sich mit einem Kniefall beeilten, seine Hand zu küssen, die er ihnen hinhielt. Dann wandte er sich an Maria und sagte: „Komm meine Tochter, wir wollen beten“ – und sie verschwanden hinter der nächsten Tür, während die Mutter draußen wartete. Es wurde gebetet, aber was angebetet wurde, das möchte ich eurem niedrigen Gewissen überlassen. Auf jeden Fall, das Beten schien nicht gerade viel genützt zu haben, denn danach legte Maria erst so richtig los. Und die Jahre vergingen, ohne daß man von Lelas Rückkehr in seinen Briefen etwas erfuhr.

Um Lelas Familie zuvorkommen, der die Gerüchte um Maria nicht verborgen blieben, entschloß sich Marias Mutter, Lela persönlich auf dem schnellsten Weg zu schreiben. Und da sie nicht schreiben konnte, diktierte sie Maria den Brief.

„Mein viel geliebter Schwiegersohn, mir fehlen die Worte für Dein Wegbleiben, denn Du weißt, trotz meiner guten Erziehung: Deine Frau ist nur ein schwaches Weib, und neun Jahre sind eine lange, lange Zeit, besonders für eine Frau, die auf ihren Mann wartet. Wir wissen gewiß, wie schwer Du es in der Fremde hast, Deine Briefe bezeugen es. Aber was zu viel ist, ist zu viel, und Du weißt auch, daß diese Welt voller Parasiten und Heuchler ist. Ich schließe mit der Hoffnung, daß Du uns bald in Deine Arme schließen wirst, was uns alle glücklich machen würde.“

Aber Lelas Mutter war ihr zuvorgekommen, denn sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Morena Marias Hand hielt an einem Abend, als der Mond voll auf die Erde blickte. Die Briefe blieben aus, und die Familien, die einst so in Freundschaft verbunden waren, verachteten sich so tief gekränkt in ihren Herzen, daß sie vermieden, einander zu begegnen. Maria, die einmal so geachtet und der Stolz der Familie war, wurde aus Mutters Hof vertrieben. Und in diesem Augenblick der tiefsten Erniedrigung – nicht wissend wohin – suchte sie Morenas Vater auf, der sie nicht gerade freundlich aufnahm, denn auch er hatte Angst vor dem solidarischen Zusammenhalt der Gemeinde. Er gab ihr aber seinen Heuschaber am Rande vom großen Teich, wo sie sich ansiedelte. Aber wo Morena plötzlich hingegangen war, das wagte niemand zu vermuten, er war nämlich auf einmal wie vom Erdboden verschlungen. Hexen wurden befragt, Hellseher bestellt, die Gemeinschaft hatte den Höhepunkt der Feindschaft erreicht. Maria lebte allein und einsam, und nur von Zeit zu Zeit kam ihr kleiner Sohn Tonio, der ihr heimlich etwas zu essen vorbeibrachte, denn sie traute sich nirgends mehr hin. Sie dachte viel nach, auch darüber, wie ungerecht diese Welt doch sei. Und oft spielte sie mit dem Gedanken, auf eine der großen Inseln auszuwandern, um dort als Hausmädchen zu dienen. Aber der Gedanke, daß Lela zu ihr zurückkehren würde, ließ sie alles erdulden. Oft lachte und schimpfte sie, wenn die Bauern an ihrer Hütte vorbeigingen, und sagte: „Ihr seid nicht böse auf mich weil ich mit Morena geschlafen habe, sondern es ist der Neid, der aus euren Mäulern spricht, weil ich es euch nicht gegönnt habe.“ Sie setzte sich schließlich neben das kleine Fenster und träumte, Lela würde zurückkommen, zu ihr gehen und sagen: „Sage nichts, ich liebe dich. Ich komme zu dir zurück, der Rest ist Schweigen.“ Ein Teil von ihrem Traum ging auf jeden Fall in Erfüllung, denn im Dorf schwirrte das Gerücht von Lelas Rückkehr. Am besagten Tag stand sie sehr früh auf und setzte sich ans Fenster bachabwärts schauend, denn von dort müßte Lela kommen und unmittelbar an ihrer Hütte vorbeigehen. Im Dorf rätselte man, was er wohl machen würde, Stellung zu nehmen wagte niemand. Es wurde Mittag und immer mehr wuchs die Spannung, niemand wußte Genaueres über die Ankunftsstunde, und erst gegen Spätnachmittag, als sich die Sonne von den Lebenden verabschiedete, als Maria jegliche Hoffnung aufgegeben hatte, Lela noch zu sehen an diesem Frühsommernachmittag, sah sie unten, wo der Weg einen Knick macht, einen Esel, beladen mit einem großen amerikanischen

Überseekoffer, angetrabt kommen. Der zweite folgte, der dritte, vierte, fünfte folgte, und unmittelbar danach auf einem Esel Lela in Begleitung von drei anderen Männern, die zu Fuß kamen – er war heimgekehrt! Nicht mehr in Plastiksandalen, sondern in Gamaschenschuhen, weißem Anzug, Pelzmantel bei 38 Grad C im Schatten, Sonnenbrille und weißem Sommerhut. Der Esel galoppierte an dem Hüttchen vorbei, in seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Verachtung, der sie erschütterte. Sie blickte zwischen ihre Beine und sagte: „Schau, da geht er! Du bist auch so gierig, na ja, zehn Jahre sind eine lange Zeit, und er muß nicht ganz bei Trost sein, wenn er von mir die totale Treue erwartet hat.“

Die Zeit ist nur eine Illusion, und oft im Leben, wenn Menschen unglücklich sind, erlauben sie keinem glücklich zu sein.

Im Hause Lelas versammelten sich die Verwandten und Freunde, um den Heimgekehrten zu begrüßen, sogar Hochwürden war zugegen, um den Mann, den er einmal getauft hatte, im Beichtstuhl schwitzen ließ und traute, den Heimkehrsegen zu erteilen. Lela empfing ihn mit Unterwerfung, und Hochwürden gab ihm den Rest, was ihn davon abbrachte, auch wenn er es noch wollte, zu seiner Frau zurückzukehren. Lela hatte keine Feinde, nur seine Freunde haßten ihn und waren gekommen, um ihn zu feiern, und der Sitte nach mußte man erst die Trinksprüche überwinden, im Namen der verstorbenen Väter und Verwandten wurde getrunken, und schließlich kamen die Lebenden dran. Jedes Mal mußte das Glas ausgeleert werden, und erst dann kam das Mahl, das bis zur Morgenstunde dauerte. Lela begann die Geschenke zu verteilen, für alle hatte er etwas mitgebracht, für seinen Sohn Anzüge, die ihm zwar nicht paßten, aber es machte ja nichts, denn im Schneidern sind die Kapverdianer ja wahre Künstler, schließlich kam die Überraschung. Er ging zu einem der Koffer, öffnete ihn und nahm einen Fernseher heraus. „Was ist das?“ fragte die Mutter erschrocken, und er antwortete stolz: „Fernseher“. Sie schauten sich gegenseitig fragend an, und seine Mutter fragte nochmals: „Was kann man denn damit machen, ich meine, kann man irgend etwas damit machen?“ Lela stellte den Fernseher auf den Tisch und erklärend sagte er: „Man kann Filme damit sehen, Nachrichten und alles mögliche, was darin gezeigt wird.“ In dem Augenblick sagte eine Stimme aus dem Hintergrund, sich freuend: „Ich habe ja noch nie einen Film gesehen.“ Und da Hochwürden das Gefühl bekam, sein Wissen einbringen zu müssen, trat er hervor, stellte sich zwischen Lela und den Fernseher und sagte: „Stimmt, man kann zwar damit Filme sehen und einiges andere, aber so einfach geht das nicht. Es ist wie ein Radio, es braucht eine Station und das wichtigste, nämlich Elektrizität. Ohne diese beiden Sachen wird es wohl nicht gehen.“ Sie verstanden zwar nicht, was er mit einer Station meinte, aber sie stellten auf jeden Fall fest, daß es nicht so ohne weiteres funktionierte, und als ihn dann seine Mutter fragte, warum er es denn mitgebracht habe, wenn man gar nichts damit anfangen könne, antwortete er, daß er ihn schließlich sehr günstig bekommen habe. Seitdem steht der Fernseher sichtbar in einer Ecke. Seine Mutter war einfach stolz, einen zu besitzen, auch wenn sie nichts dadurch sehen konnte. Er begann von seinen Erlebnissen in der Fremde zu erzählen, und um es verständlich zu machen, zog er Vergleiche und sagte: „Hier zu Hause, ihr wißt, wenn man hier Kartoffeln

schält, dann muß man die Pelle sehr dünn schneiden, weil man Essen nicht wegschmeißen darf, aber dort geht einfach das weg, was das Messer nimmt. Alles ist zu haben, man muß nicht ununterbrochen aufpassen, daß morgen genügend da ist. Man geht einfach in den Supermarkt, da kann man alles kaufen, und Geld verdienen, ich kann euch sagen – ein Paradies! Alles kann man sich leisten, sogar ein Auto kostet nur zweihundert Dollar.“ – Eine Stimme unterbrach ihn und fragte, ob er ein Auto besäße. „Na klar“, antwortete er und fuhr fort: „Wenn man in Amerika lebt, muß man einfach ein Auto besitzen. Ich habe es nicht mitgebracht, weil die Zeit zu kurz war, aber wenn ich wiederkomme, werde ich eins mitbringen.“ Und so erzählte er, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr zuhören konnten und sich langsam verabschiedeten. Die Sonne war aufgegangen, an diesem Tag arbeitete keiner aus der Gegend, Lela war heimgekehrt, und damit war Maria nun total isoliert, die jetzt noch nicht mal von ihrem Sohn Besuch bekommen durfte. Sie hatte nur zwei Möglichkeiten, entweder dort zu bleiben und unterzugehen oder auf eine der beiden großen Inseln auszuwandern, um zu überleben, was sie auch tat. Tonio brachte sie als einziger nach Porto, von wo aus sie das Boot nehmen sollte, und als er sich von ihr verabschiedete, sagte er: „Ich kann nicht mitkommen, das weißt du, Mutter, aber ich werde dich nicht vergessen und wenn ich groß bin, werde ich zu dir kommen.“

Sie fuhr fort und einige Wochen später war auch Lela nach Amerika zurückgekehrt, und er gehört zu den vielen, die die erste Generation der freiwilligen Auswanderer bildeten, die in der Fremde blieben. Einige ließen ihre Familien nachkommen, andere heirateten dort und kehrten nie wieder nach Hause zurück. Als Tonio heiratete, nahm er seine Frau zur Seite und sagte: „Es ist zu viel passiert, für das man keine Worte findet, um darüber zu sprechen. Wie du weißt, ich werde nicht so bald wiederkehren. Wenn du ein bißchen machst, so ein ganz kleines bißchen, Gott, das ist nicht so schlimm, aber wenn du ein Kind bekommst, dann ist es etwas anderes.“

Sie fühlte sich in ihrer Ehre verletzt, was sie ihm zu verstehen gab, aber sie verstand, was er nicht mit anderen Worten ausdrücken konnte. Er reiste fort und gehörte zu den ersten, die auswanderten im Rahmen der Arbeitsverträge, die Portugal mit einigen europäischen Ländern geschlossen hatte.

Hans-Martin Sängers Politik

Im Baum sitzt eine Taube. Nein, kein Vogel, sondern Tante Auguste, denn die ist schwerhörig.

Es ist ein Kriegsleiden. Damals kroch sie in den Baum und war taub. Später wurde es Routine.

Die Symptome sind eindeutig. Schutzgebaren, sagt der Psychiater. Drüsenstörung, sagt der Arzt. Erbsünde, sagt der Pfarrer. Die Tante bleibt unbeeindruckt.

Medizin weist sie ab. Kommt jemand an den Baum, singt sie Märsche. Zur Zeit reinigt sie ihr Gebiß. Senil lächelnd.

Daß Frieden ist, hört sie nicht. Sie ist schließlich taub. Sie ist eine Friedens-Taube.

Entfremdung

Meine Freunde und ich – wir sind nasse Säcke.

Wir wissen es aus der Schule. Anfangs waren wir erstaunt, aber inzwischen kennen wir uns aus. Wir haben alle die gleichen Rechte.

Der Chef behandelt uns gut. Häufig vertritt er unsere Position. So liegen wir einmal da, einmal dort.

In der Bahn fahren wir als Gepäck. Das ist billig. Abends gehen wir zur Diskothek, und am Kinderfest helfen wir beim Sackhüpfen. Am liebsten aber legen wir uns in den Regen, damit wir naß bleiben.

Wer uns kennt, weiß, woran er ist. Wir sind selbstbewußt, unbestechlich, demokratisch.

Und gegen den Müllwagen sind wir versichert.

Paranoia

Noch bin ich nicht erkältet. Doch alle versuchen, mich anzustecken.

Mein Vater hustet mir Bazillen ins Essen. Meine Tanten schütteln mir ständig die Hände. Das Mädchen, das ich liebe, schickt mir infizierte Briefe.

Ich versuche, mich zu schützen. Das Essen schütte ich ins Klo. Meine Hände wasche ich mit Benzin. Die Liebesbriefe vernichte ich durch Feuer. Ich bin gesund und kräftig. Mein Tageslauf ist unbeschattet.

Indes – was bin ich gegen Millionen Keime? Siegesgrinsen sie in ihren Speicheltropfen. Die Zeit läuft für sie. Ich werde Pflege brauchen.

Die anderen wissen es längst.

Zsuzsanna Gahse Aussichten

Wäre ich doch eine Johanna von Orleans und glaubte an den Gott der Franzosen, also ich glaubte an die Franzosen, woraus mir das Recht entstünde, Engländer zu bekämpfen! Oder wäre ich jemand, der wenigstens dieser Johanna vertraut. Jetzt beschränke ich mich und sage Mein Gott, dann eben allein mein Gott oder nicht einmal dies. Ich will nicht etwa zu hoch hinaus und das Allgemeine beleidigen, will nicht tief hinabsteigen und das Gehobene anzweifeln, links und rechts kann ich nicht mit Achselzucken abtun. Natürlich verstehe ich die Absichten der selbständigen Frau, genauso wie auch die lustvoll Unbekümmerte; und warum eigentlich nicht die Anschmiegsame und trotzdem Schlaue? Die nicht Schlaue. Den Weltabgewandten: er hat inständig recht. Und man bleibe real, beobachtend, wenn möglich tatkräftig und scheu, das wäre meine herzlich offene Meinung.

Nach langem Zweifeln gebe ich zu, daß ich auf die Treue baue. Ich sehe sie als ein honiggelb ausstaffiertes Nest, das zunächst, und dann wiederum, als wäre von einem erblühendem Ast die Rede; fruchtreichen Zweigen scheint sie mir gleich, die Treue, wenn sie aufgeht und einmal zeigt, was sie ohnehin bereithielt. Was für eine langfristige, ergiebige Angelegenheit. Es ist nämlich so, daß außer dem Feuer nichts gilt. Eine kühne Wanderschaft, atemlos aber vielleicht doch bedacht und unüberlegt begangen, mag allein die Kraft erhalten. Selige Kraft. Eine tiefmütige Leidensart wäre es, wäre es wohl, nichts hinter sich lassen zu können, da wäre nichts mehr wiederzuentdecken. Geländenot im Oftbegangenen, Vertrauten, in den Erlen hinter dem Fluß. Es ist zu eng im Schönen. Bäuchlings triebe man auf und platzte, und dem Zustand traue ich nicht. Ich such denn jetzt etwas Unerhörtes, dem ich gerecht werden will; eher will ich jedem gerecht werden, aber ich kann es nicht.

Zudem bin ich auch enttäuscht und weiß nicht, was all die Musikalität soll, hinterher zum Dessert, wenn sich aus dem Hinhören nichts folgern läßt. Der Vorgang, jene Überraschung, daß jemand erst den Tönen entlanggeht, schaubar versöhnlich oder aufgerührt, später aber nicht mehr ähnlich, nicht wiedererkennbar anzutreffen ist, das macht mich stumm.

Als die Freundin sich zu mir herüberneigte – zuvor war es allerdings der sehr Geliebte – wir würden schon durchhalten, Klein bei Klein, sagte sie. Von ihm oder von ihr waren die Geschenke, die Gültigen, Faßbaren, alles zu meiner Freude.

Ich will Farben um mich sammeln. Lästig schwarze, silberne, rote und violette Färbungen. Denn die Schwarzweiß-Frage habe ich durchschaut. Mir bricht das Herz.

Joachim Bent Konsum

Ich habe mein letztes Arbeitslosengeld bekommen. Damit trete ich wieder ein in den Wirtschaftsprozeß, für ein paar Tage, als Konsument.

Wenn mein Geld, und das ist weißgott nicht viel, morgen nachmittag oder übermorgen vormittag alle ist, interessiert sich nicht der billigste Jakob mehr für mich, nicht die alte Frau Lehmann, Feinkost – Vorsicht, 2 Stufen –, und nicht einmal der mickrige Verkaufsstrategie aus dem abgewirtschafteten Super-Discount, in dem es immer etwas duster ist, weil die Industrie nicht in der Lage sein soll, die kaputten Neonröhren nachzuliefern.

Nein, wenn Frau Lehmann nicht mehr ihren Kugelschreiber anleckt, wie sie es immer mit Bleistiften getan hat, und auf einem Block versehentlich falsch addiert, wenn im Discountladen wegen mir nicht mehr die elektronisch gesteuerte Kasse aufspringt, dann soll ich kein Konsument mehr sein?

Ich huste euch was. Ich konsumiere still vor mich hin.

Noch lange, nachdem die letzte Dose Senatsrind, die letzten Reisbeutel und Knickeier gegessen und der allerletzte Tee gebrüht sind, werde ich immer noch.

Ich werde mir wieder eine weiße Azalee kaufen, die hält sich über drei Wochen, wenn ich auf sie aufpasse.

Sie wird, wie ihre Vorgängerin, saufen.

Soll sie, aber sie wird vor mir stehn und sich von mir verbrauchen lassen müssen.

Und dann kommt noch die ganz große Reinlege:

Ich werde die 49 Depeschen und Spoon River lesen. Zwei Bücher, die zusammen mehr als 40 Mark gekostet haben, aus der Stadtbücherei Reinickendorf ausgemustert sind und über deren kostenlose Inbesitznahme ich schweigen werde.

So wie der Wirt auf meine Frage nach einem Bier auf Kredit geschwiegen hat.

Der Abend

Es ist Ruhe im Garten. Die kalibrischen Zwerghühner schlafen, Federn hängen über ihren Perlengaugen. Die kantonischen Silberfasanen versuchen, schon viel zu satt, einen blaßlila Regenwurm in den Boden zu treiben oder herauszuziehen.

Der Wurm ist das gewöhnt, gewöhnt gewöhnt.

Friede ringsum. Die Fasanen passen beide. Zeit bis morgen. Mistwurm. Man hätte ja gerne. Wer nicht.

Bald schlafen alle Hühner, alle Hähne.

Und was macht die PanAm?

Lärm.

Werner Dürsson
Kleist in Würzburg

1
Der versammelte Zufall der
Häuser
zu viele Türen
verschlossen
Fenster
beschattet von Kirchen
Glocken tagaus
tagein
als ob sie sich
selbst zugrabe läuteten

2
abends
die hochrote Sonne
starb ab
der Strom floß
unter den Füßen weg

3
Am Ausgang der Stadt
überkommt ihn die Wahrheit
torbogenförmig

wundert er sich
daß das ungestützte Gewölbe
nicht über ihm einsinkt

weil alle Steine
auf einmal herabstürzen wollen
sieht er
hält einer den anderen

4
Bücher
behauptet er
leisten das nicht

Rolfrafael Schröer
Heitere Nachrichten

Hallo Wortguerillas
Auf den Nebenstraßen der Revolution
Microprozessoren machen uns maximal
Den Prozeß allen Arbeitern und Angestellten
Von 100 Arbeitsstunden übernehmen sie 67
Von 100 Arbeitern überflüssig 67
Es sei denn 33 teilen die Arbeit
Mit den 2 mal 33 anderen
Also 99 arbeiten ein Drittel der heutigen Arbeitszeit
Zu einem Drittel des Lohns?

Der Hundertste
Der Letzte
Der Dichter
Der Vogel zu Fuß
Läßt Federn fährt aus der Haut
Nackt bis auf die Knochen.

*

Das ist das hamsterfähige Geld
Da kann man Kraftwerke bauen
Mehr Kraftwerke bauen als gebraucht werden
Dann muß man mehr Kraft verbrauchen als gebraucht wird
Das ist der Sachzwang
Das ist der Sachzwang

Und die Asphaltmaschinen teeren
Streng gestaffelt reife Weizenfelder
Weil Weizenpreise sinken Landebahnen steigen
Das ist der Sachzwang
Das ist der Sachzwang
Das ist das hamsterfähige Geld

Theodor Weißenborn
Anfrage an Karol Wojtyla

Du sagst:
„Das Geben können die Reichen
nur von den Armen lernen!“

Warum sagst du nicht auch:
Das Nehmen können die Armen
nur von den Reichen lernen!

Wolfgang Gabel Zustände

als er
auf dem weg zur arbeit
von der polizei
aufgehalten wurde und
wissen wollte
weshalb –
antwortete man ihm:
wir schützen die freiheit.
an die kommt keiner mehr ran.

erneut
hat sich ein feind
der freiheit
etwas herausgenommen.
er stahl
beim atmen
luft.
wir werden dafür sorgen
daß er keine mehr
bekommt.

Wolfgang Bittner Berufsverbote

Der Regierungspräsident
von Braunschweig
will der kommunistischen Unterwanderung
einen Riegel vorschieben.
Sehen Sie,
an meinem Schreibtisch wurde
die Ernennungsurkunde Hitlers
zum Beamten unterschrieben,
sagte er.
So etwas dürfe sich nicht wiederholen.

Juristensprache

Vorgeführt
erschien der Angeklagte
Er wurde teilweise
wegen Geringfügigkeit niedergeschlagen
und bekam im übrigen
mildernde Umstände.

Alf Tondern perspektiven

das dreiunddreißigste fernsehprogramm
wurde den hausbesetzern zugesprochen

da treiben sie nun
kommunistische propaganda
und behaupten
menschenleben sind wertvoller
als eigentum

fortschritt

ich
wurde noch bewußt gezeugt

mein kind
entstand in der pillenpause

mein enkel
fällt einer kosten-nutzenanalyse
zum opfer

planspiel III

sinnlose grausamkeiten
vermeiden
notwendige grausamkeiten
begehen
unbedachte grausamkeiten
bereuen
erfolgversprechende grausamkeiten
durchdiskutieren
übertriebene grausamkeiten
anprangern

die täglichen grausamkeiten
hinnehmen

freispruch

ein weißer rabe
soll er gewesen sein –
es gibt zeugen dafür

kein spitzel
soll ihm einen hinweis verdanken
kein lagerkommandant
einen häftling
und kein henker
einen morgenspaziergang

die zeugen dagegen
sind tot

Renate Schoof

Der unpolitische Vater
schippt den Schnee von der Einfahrt.

Der rechtsradikale Sohn
kann jetzt herausfahren
zu seiner Versammlung.

Walter Richter Weisheit und Dummheit

Beide sind gegenteilig anzuschauen,
trotzdem muß die eine auf die andere bauen,
denn fehlte die eine,
gäbe es keine.

Wolfgang Bienek Bekenntnis des Polizeimeisters XY

Ich
biete
jederzeit
Gewehr
für die
Freiheitlich
Demokratische
Grundordnung

Robert Wega Der letzte Kapitalist

Er trägt Billionen bares Geld
getrost in seiner Westentasche,
und vor ihm liegt „die große, weite Welt“ –
in einem Pappkarton voll Asche.

Susanne Hennemann Mein blauer Reiher

Unterwegs ist der Wind
Die Wege rühren sich nicht von der Stelle
Die Wolken hocken beisammen
und brüten finstere Tage aus
Mein blauer Reiher sieht mich an
den Steinen wachsen Flügel

Herbstahnung

Kaum hörbar
naht sich der Herbst
Er sieht dich an
aus dem Auge der Aster
kreuzt deinen Weg
im roten Fuß des Ahornblatts
und berührt dich verstohlen
mit den kühlen Händen der Frühe

Es bleibt noch manches zu tun

Noch ist der Himmel nicht ausbetoniert
Nicht jedes Leben
wurde vergiftet oder zu Tode gefoltert.
Wir haben die Erde noch nicht liquidiert
Es bleibt noch manches zu tun

Uwe-Michael Gutzschhahn Landbesetzer

Krähenschwärme
über dem abgesteckten Gelände
am betonierten Bach
Disteln sind gewachsen
ich fand drei Coladosen
aus dem vergangenen Herbst
als ein paar Kinder
mit ihren Fahrrädern hier
auf dem trockengelegten Feld
Drachen steigen ließen
wie zur Besetzung

Hans-Ulrich Treichel Zustände

Nicht nur der Greis
ist alt, nein, auch das Kind,
durch unsere Stuben
geht ein messerscharfer Wind
und selbst die Sehenden sind blind,
die Aufrechten sind krumm,
die Schlaunen bleiben dumm,
den Frommen steht das Blut im Schuh,
heute ich und morgen du,
die Stummen liegen
auf den Knien, den Henkern wurde
immer schon verziehen.

Ikarus

Was kann noch geschehen,
denk ich, beim Fluß der Transfusionen,
beim Flüstern der Neutronen;
unter den Städten liegen die Bunker,
die kleinen Herren reiten die großen Pferde
zur Jagd durch Nebel und Nacht.
Achtung, ruf ich, die Hand an den Strick,
beim Kniefall des Geschröpften,
beim Kopfstand des Geköpften, überall offene
Wunden, überall wächst der Stachel
ins Fleisch, überall springen die Retter
selbst in die Ringe, keiner geht mehr
ohne Messer ins Grab. Wann,
wenn nicht jetzt, sagen die Uniformierten,
die blutgrasierten; Ikarus stürzte
mit einer Kugel im Bauch.

An uns

Was habt ihr getan,
als sie einsetzten den Zünder
vor euren Augen
in das tickende Gehäuse
unserer Welt.

Gewußt, Sohn,
von allem. Doch begriffen, Sohn,
von allem nichts.

Heiner Feldhoff Aufatmen

In der Bild-Zeitung
konnte es jeder lesen:
MIT FELDHOFF
GEGEN MOSKAU
mein Name
in zehn Millionen Köpfe,
ich, der Schul-
meister und Poet dazu
zum antibolschewistischen
Vorkämpfer erkoren –
aber dann
war es doch nur
der Handballspieler
vom VfL Gummersbach.

Peter Herholtz Gedanken im Bus

Vielleicht war's der Kaffee
kalt und viel zu dünn
– irgendwie bringt Elke das nicht
oder der faule Kompromiß
im Streik – oder die Zeitung
was die da geschrieben hat
Hab'ne Scheißwut gekriegt.

In der Gruppe läuft auch nichts
da ist das und da jenes
alles auf einmal
läuft natürlich alles schief
aber warum wieder ich
schon wieder 'n Referat
und für heut Abend schon.

Was hat Elke gemotzt
wo der Kaffee umgefallen ist
und ich gleich zurück
'hat sowieso nicht geschmeckt!'
'mach nächstens selbst,
Scheißkaffee deinen!'
Ist unheimlich sauer gewesen.

Idiotisches Referat auch
keinen Stich getan bisher
warum nicht mal der Ulli
aber nee, der hat Gewerkschaft
und dann so'n Scheiß-Kompromiß
Laß mich ganz schön hängen
schon zwei Wochen vielleicht.

Wo ich dann raus bin
viel zu dünn angezogen
hab einfach alles vergessen
und nicht mal 'tschüß' gesagt
Meine Schuhe müssen auch weg
vielleicht nochmal Schuster
echt kein Geld da für neue.

Wenn nur die Sitzung nicht wär
heut Abend, und 's Referat
ich könnt mit Elke reden
morgen läuft's auch nicht

da hat sie . . . im Gewerkschaftshaus
warum war ich nur so fies
Eigentlich hab ich sie unheimlich lieb.

Doch jetzt raus in die Kälte
daß der Bus nicht weiterfährt
Mensch duft, da kommt Ulli
'Eyyiii, Peter, wie geht's?'
'Och, echt gut an sich,
nur mein Kopf spielt grad Karussell'.

Ilse Kibgis Näherin

sie näht Reißverschlüsse
in Röcke
acht Stunden am Tag
schon acht Jahre lang

aneinandergereiht
ergäbe das
einen Reißverschluß
der die Welt
auf- und zuschlitzt

oder einen
der den Himmel öffnet

aber ihre Welt
sind die Häuser
auf der anderen Straßenseite
hundert Reißverschlüsse weit

und ihr Himmel
ist die weißgetünchte
Decke über ihrem Kopf

bis zur Altersrente muß
sie noch zehn Jahre lang
Zehn-Zentimeter-Welten
aneinanderreihen

danach
steht ihr dann
die Welt offen

Josef Krug Einsatzverpflegung

Zur Einsatzverpflegung des US-Soldaten
gehört ein Tütchen aus Stanniolpapier,
das in kleinen Portionen
Milchpulver enthält, coffee instant, Zucker,
Streichhölzer, Toilettenpapier und Salz,
dazu einen Teelöffel aus Plastik
und zwei Stückchen Kaugummi, luftdicht verpackt,
zwei weißglasierte Dinger.

Dies Päckchen trägt der Soldat im Gepäck,
wenn er in den Krieg zieht,
und so ist, wohin in alle Welt er auch kommen mag,
für ein paar Annehmlichkeiten immer gesorgt:
auf jedem Posten kann er sich einen Kaffee aufbrühen,
er hat Milch und Zucker, wo sonst Bitterkeit herrscht,
und den Löffel findet er noch, wenn ringsum schon
Städte und Hausrat zerstört sind,
und er kann umrühren,
bis der Kaffee hell und süß wird, wie es beliebt.
Streichhölzer sind da, um eine Zigarette anzuzünden
oder ein Strohdach, je nachdem;
Salz ist da, um notfalls einen erbeuteten Hirsebrei
zu würzen;
Toilettenpapier, damit auch im fürchterlichsten
Dschungel die Unterhose sauber bleibt.
Und wie für den Leib, so ist für die Seele gesorgt,
denn überall, wo der Soldat kämpft,
und immer, wenn er schießt,
und sogar, wenn er stirbt,
ist der Kaugummi da,
zwei synthetische Stückchen america, weiß
wie die Schneidezähne des Präsidenten, wenn er lächelt.
Und der Kaugummi gelangt in den Mund des Soldaten,
und der Soldat kaut und schmeckt, wie der Geschmack
nach Minze verschwindet,
und kaut und schmeckt, worum es geht.

Reinhard Valenta Unserm lieben Vater Staat

Es scheint als würde Vater Staat uns schrecklich lieben.
Uns? Oh pardon, ich hab uns noch nicht vorgestellt.
Wir sind das Volk. Wir sind gesetzlich vorgeschrieben,
was unsern Stellenwert vor Wertprobleme stellt.

Wir sind das Volk. Man braucht uns zum Regieren
und zum Vertreten und zum Treten und die Macht
geht von uns aus und weg und ungebeten
kehrt sie zurück . . . nur anders als gedacht.

Sie kehrt zurück als innigliche Liebe,
die väterlich der Vater Staat uns schützend zollt.
Er zollt sie uns, die sanften Nackenhiebe.
Ja, Vater Staat sorgt sich so rührend um sein Volk.

Egal ob jung ob alt, ob Frauen oder Männer,
er macht da wirklich keinen Unterschied.
Er liebt die Reichen und den ärmsten Penner
und ist stets um das Wohl des ganzen Volks bemüht.

Den Alten kürzt er fürsorglich die hohe Rente
und schützt sie vor dem frühen Freß- und Fettinfarkt.
Den Frauen garantiert er Leichtlohnalimente,
den armen Reichen nur die Villen und den Markt.

Den Männern bietet er die Schule aller Schulen
und formt sie streng zu Bürgern – all in Uniform.
Den Penner läßt er laissez-faire im Dreck sich suhlen
und stiftet ab und zu 'ne Runde Doppelkorn.

Die Jugendlichen hat er fest ins Herz geschlossen.
Und das besorgt die liebe Polizei.
Mit Lach- und Tränengas und Gummispaßgeschossen
sorgt sie für Freizeitgags im letzten Modeschrei.

Liest man die Bibel unsres werten Vaterlandes
FDGordentlich im Wortlaut, Satz für Satz,
so staunt man Klötze und man zweifelt des Verstandes,
der uns da zuwies diesen ehrenvollen Platz.

Dieter Arendt Die pikarischen Helden des Notstands

oder: „Eigentum ist Diebstahl“

Proudhons bekannte Formel „Eigentum ist Diebstahl“ verbreitete sich mit der tendenziellen Monopolisierung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Kampf-Parole gegen das Groß-Bürgertum. Proudhons Formel aber kann keineswegs als originelle Leistung gelten innerhalb der Geschichte des Sozialismus. Bekanntlich war sie dem Chartistenführer O'Brien bereits geläufig und ebenso dem Girondisten Jaques Pierre Brisot; es wäre überdies merkwürdig, wenn der Gedanke nicht früher hätte auftauchen sollen und zwar zugleich mit dem auf verschiedene Weise entstehenden Eigentum, sei es Eigentum als ererbter Feudal-Besitz, Eigentum aus der Aneignung des Mehrwerts der Warenproduktion oder der Waren- und Geldzirkulation. Vor fast zwei Jahrtausenden jedenfalls hat aus christlicher Sicht der Bischof von Antiochia, Johannes Chrysostomos, dem zeitgenössischen Kaufherrn vorgehalten: „Du besitzest Diebesgut, wenn du nicht gar selbst der Dieb bist.“¹

Proudhons Begriff überdies meint distinkt das großbürgerliche Eigentum an Produktionsmitteln, die zu enteignen seien zugunsten des kleinbürgerlichen Besitzers; seine Formel also ist nicht etwa der Aufschrei des notleidenden Proletariats, sondern enthält, einmal abgesehen von den anarchischen Möglichkeiten, lediglich die Bedürfnisse einer bedrohten Schicht, die ihren Besitz gesichert sehen möchte im Konkurrenz-Kampf mit seinem Sog zur Kumulation und zur Monopolisierung des Eigentums innerhalb des Bürgertums.

Karl Marx hat als junger Redakteur der „Rheinischen Zeitung“² kaum später als Proudhon anlässlich einer Debatte des Rheinischen Provinziallandtags über den Holzdiebstahl in der Rheinprovinz erstmalig unter proletarischem Aspekt Kritik geübt an der das Recht des Stärkeren spiegelnden Legalisierung des Eigentums: Der Landtag beschließt gegen das Sammeln von Reisern ein Gesetz und nennt die Aneignung dieser harmlosen „Almosen der Natur“ hinfort Diebstahl. Marx kommentiert die Aufhebung des proletarischen Gewohnheitsrechts mit den Worten:

„Es lebt in diesen Gewohnheiten der armen Klasse ein instinktmäßiger Rechtssinn, ihre Wurzel ist positiv und legitim und die Form des Gewohnheitsrechts ist hier um so naturgemäßer, als das Dasein der armen Klasse selbst bisher eine bloße Gewohnheit der bürgerlichen Gesellschaft ist . . .“³

Indem also das Gesetz das Sammeln von Reisern als Diebstahl bestraft und zugleich damit die Überführung des Gemeinde-Eigentums in Privateigentum legalisiert, verrät es nicht nur seine interessengelenkte und damit unmenschliche Entstehung – Marx kommentiert: „Wie sollte der eigennützige Gesetzgeber menschlich sein“⁴! – sondern darüberhinaus läßt ein solches Verfahren den Rückschluß zu, daß jede Aneignung von Gemeinde-Eigentum Diebstahl sei und demonstriert somit unfreiwillig ad oculos die Identität von Eigentum und Diebstahl.

Proudhons Formel also hat – wie angedeutet – eine lange Vor- und Nachge-

schichte, in der sie, immer erneut affektiv aufgeladen, vor die grundsätzliche Frage führt nach dem Recht des Eigentums überhaupt, eine Frage, wie sie sowohl als bürgerlicher wie auch als proletarischer Protest oder als sozialistisches Postulat der Expropriation aufbrechen und in deren Verfolg die Formel gehandhabt werden kann als emotionalisierende Kampf-Parole. Das Thema gewann ersichtlich an Aktualität mit der Erstarkung des auf Eigentum gerichteten Bürgertums. Bezeichnenderweise aber erscheint zugleich mit der Legalisierung der Aneignung um die Mitte des Jahrhunderts bereits als Kompensation des schlechten Gewissens gegenüber der Klasse der Besitzlosen das Buch Max Stirners, das den vielsagenden Titel trägt: *Der Einzige und sein Eigentum*⁵. Der Titel weist voraus auf die aus dem Kampf aller gegen alle resultierende Konsequenz der Monopolisierung, die schließlich im Inhalt philosophisch postuliert wird als Zurücknahme aller ideellen und materiellen Produktionen als das Eigentum des Ich durch den Einen, den Einzigen, das heißt: durch den Stärksten.

Eigentum, geistiges und materielles als das Recht des Stärkeren und Stärksten – mit dieser Konsequenz decouvriert sich der bourgeoise Konkurrenz-Kampf als Anarchie des Individualismus, die entweder nach dem rettenden Übermenschen Ausschau hält oder aber mit der vorangetriebenen Konsequenz der in solchem Konkurrenz-Kampf sich vollziehenden gegenseitigen Expropriation sich von selbst ad absurdum führt und sich unfreiwillig hinbewegt auf den das Eigentum endgültig aufhebenden und vergesellschaftenden Sozialismus. Eigentum als Diebstahl – die sozio-politische Bedeutung und Geschichte der Formel aufzuzeigen ist nicht die Absicht der Untersuchung, die historische Ortung der Formel sollte lediglich die Frage wachrufen, ob das Problem nicht seinen literarischen Reflex zeitigt, d. h. ob es denn nirgends seine Spiegelung findet in der europäischen Literatur.

Die vorweggenommene Antwort ist überraschend:

In der Literatur erscheint die abstrakte Formel als konkretes Motiv; die dem dichterischen Werk implizite Problematik des Eigentums ist sogar auffallend häufig, umso auffallender als sie nur selten behandelt wird innerhalb der zünftigen Literatur-Wissenschaft.

Als Motiv wird das Wechselspiel zwischen Eigentum und Diebstahl am augenfälligsten demonstriert und das Thema am ausführlichsten reflektiert in einer zwar unscheinbaren aber umso bedeutsameren von der Antike bis zur jüngsten Gegenwart sich spannenden Gattung: im sog. pikarischen Roman, im Schelmenroman. Es ist kein Zufall, daß es insbesondere eine Gattung ist, in der ein von der Armut gezeichneter Außenseiter der Gesellschaft zu Wort kommt: Der Pikaro, der Schelm darf wie der Narr die Wahrheit sagen und seine Wahrheit heißt: Eigentum ist Diebstahl! Der Schelm in seiner Narrenfreiheit ist selbst ein Dieb, und im Zerrspiegel enthüllt er damit das wahre Gesicht seiner Gesellschaft. Der Schelm bzw. der Narr darf deshalb die Wahrheit sagen, weil seine Wahrheit harmlos ist und ohne verbindlichen oder gar umstürzlerischen Ernst, seine Wahrheit ist allenfalls eine Purgation des schlechten Gewissens, eine Katharsis, die erreicht wird über das Medium des Witzes, des bloßen Wortes, wobei indessen alle realen Besitz-Verhältnisse unverändert bleiben in der Gesellschaft. Die Literatur in ihrer Intention aber

wäre unterschätzt, wollte man es bei dieser Feststellung bewenden lassen; sofern ihre Funktion unwirksam bleibt, ist es weniger ihr eigenes Versagen als die Folge ihrer professoralen Explikation und professionellen Applikation innerhalb der Literatur-Gesellschaft.⁶

Aus der erstaunlichen Vielzahl der Schelmen-Romane seien einige wenige Titel herausgegriffen:

In der deutschen Literatur fehlt es seit dem Mittelalter nicht an Schelmen: Ihre Dichter sind häufig namenlos wie etwa der Pfarrer aus Kalenberg, aber bald hebt sich Strickers Pfaffe Amis durch sein personales Profil heraus, ebenso der Märker Bartholomäus Krüger mit seinem Hans Klawert und nicht zuletzt der Braunschweiger Hermann Bote mit seinem weltberühmt gewordenen Till Eulenspiegel. Alle Schwänke erhalten bereits ihre Kristallisationspunkte durch eine Figur, aber die figurale Funktion wird durch die personale Repräsentation abgelöst erst durch Grimmelshausens *Simplicissimus* und seine Metamorphosen bis hin zu Thomas Manns Felix Krull.

In der spanischen Literatur ist der Pikaro – möglicherweise durch den Einfluß antiker und islamischer Beispiele, etwa durch Apuleius' *Asinus aureus* oder durch die 'Geschichte von den Streichen der listigen Dalila' aus Tausend-und-eine-Nacht – eine immer wiederkehrende und höchst beredte Person. Schelmen-Namen wie Lazarillo, Guzmán, Buscón werden geläufig und die spanischen Schelme werden Vorbilder für Frankreichs Francion und Gil Blas; von Spanien über Frankreich schließlich läuft die Linie zum *Simplicius Simplicissimus*⁷; Schelmen-Romane entstehen in England, Amerika, Schweden, Rußland, Finnland und in aller Welt.

Die Schelmen-Dichtung ist zu Beginn der deutschen Literaturgeschichtsschreibung hinsichtlich ihrer historischen Intention und Kondition recht bald richtig verstanden worden: Eichendorff beispielsweise hat in seiner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ vom Jahre 1857 bereits betont, daß der Schelm nichts weniger sei als der Repräsentant einer „geistigen Revolution“⁸ und zu Beginn unseres Jahrhunderts weist ein Kenner der Schelmen-Literatur auf die Abstammung des Schelms aus der „Welt der unteren Schichten“.⁹ Dem Schelm aber mit Ortega y Gasset die „ästhetische Eigenständigkeit“¹⁰ abzuspochen oder ihn mit C. G. Jung als „eine archetypisch psychische Struktur höchsten Alters“ zu verstehen und solcher Dichtung „psychotherapeutische Wirkung“¹¹ zuzuschreiben, heißt nicht nur philosophisch elitär und psychologisch esoterisch urteilen, sondern zugleich damit das eigentliche Problem zu eskamotieren. Näher kommt man schon mit etymologisierenden Hinweisen darauf, daß das Wort „Schelm“ ursprünglich den Abdecker und den Scharfrichter meint, daß die Bezeichnung für seinen spanischen Bruder, „Pikaro“, sich herleitet aus der Bedeutung des Dieners; das Wort also ist jeweils angesiedelt im Schatten bzw. am Rande der gesunden und guten Gesellschaft. Der Schelm ist der personale Repräsentant der Armut und weil er, um nicht im Elend zu verkommen, mit Hilfe des Diebstahls sich durchschlägt und sich mit der Zeit sogar perfektioniert im Handwerk der Dieberei, ist er zugleich stellvertretend für alle seine armen Brüder der Prügelknabe in der Eigentums-Gesellschaft.

Die Schelme erzählen ihr Diebesleben gern als fingierten Ich-Bericht, wobei sie

sich als Kinder schildern aus der Warte des Alters. Die Erzähl-Situation ist von vornherein gespalten und ermöglicht somit eine hochreflektierte Haltung. Wenn auch der Schelm sich vorstellt als unwissendes Kind, als tumben Toren, so ist seine Kindlichkeit doch zugleich aufgehoben in einer die Kindlichkeit doch nur vorspielenden und um das Spiel wissenden Ironie. Die in seiner Kindheit erlittene Not weckt somit nicht nur Mitleid, sondern reizt den aus dem Alter rückblickenden Erzähler – und auch den Zuhörer oder Leser – zur Reflexion über einen ansonsten in der Selbstverständlichkeit beharrenden sozialen Mißstand, zur Reflexion über eine doppelte Frage. Einerseits: Wie rechtfertigt sich mit dem Zufall der unglücklichen Geburt das Verbleiben in der Armut? Andererseits: Wie rechtfertigt sich mit dem Zufall der glücklichen Geburt die Chance der glücklichen Kindheit und des glücklichen Lebens? Die Doppel-Frage rührt an die Grundrechte einer von Erbschaft und Eigentum dirigierte Gesellschaft.

Der erste noch anonym erscheinende spanische Schelmen-Roman vom Jahre 1554 beginnt mit einer bezeichnenden Einführung in die Kindheits-Verhältnisse des Schelms:

„So höre denn Euer Gnaden vor allem andern: ich heiße Lazaro von Tormes und bin der Sohn des Thomas Gonzáles und der Antonia Pérez, beide aus Tejares gebürtig, einem Dorfe bei Salamanca. Ich bin im Flusse Tormes geboren, daher mir der Beiname kam. Das trug sich so zu: Mein Vater – Gott sei ihm gnädig! – hatte eine Mühle zu bewirtschaften, die in jenem Flusse lag, und waltete darin als Müller mehr als fünfzehn Jahre lang. Als nun meine Mutter, während sie mit mir schwanger ging, eines Nachts in der Mühle war, kam ihre Stunde und sie gebar mich daselbst, so daß ich in Wahrheit sagen kann, ich sei in dem Flusse geboren.

Als ich acht Jahre alt war, wurde mein Vater angeklagt, er habe den Säcken Korn, die man ihm zum Mahlen brachte, übel zur Ader gelassen. Er wurde gefangengesetzt und gestand, und leugnete nicht, und litt Verfolgung um der Gerechtigkeit willen. Ich hoffe zu Gott, er ist in die Herrlichkeit eingegangen, denn das Evangelium heißt sie ja selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.

Zu jener Zeit wurde ein Heer gegen die Mauren gerüstet; darin nahm mein Vater, der damals des besagten Mißgeschicks wegen des Landes verwiesen war, Dienste als Stallknecht eines Ritters, und an der Seite seines Herrn fand er als treuer Diener den Tod.

Als nun meine Mutter sich so ihres Mannes und aller Fürsorge beraubt sah, gedachte sie als ein rechtschaffenes Weib unter ihresgleichen ihr Auskommen zu suchen und zog in die Stadt. Dort mietete sie ein Häuschen, richtete einen Mittagstisch für Studenten ein und wusch für ein paar Stallknechte des Komturs der Ordensritter von Sankt Magdalenen. So hatte sie oft in den Ställen zu tun, und dabei lernte sie unter denen, die die Pferde versorgten, einen Schwarzen kennen. Der kam zuweilen in unser Haus und ging erst morgens wieder weg, andere Male klopfte er unter dem Vorwande, Eier zu kaufen, auch bei Tage an die Tür und trat ein. Anfangs mochte ich ihn nicht und fürchtete ihn wegen seiner dunklen Farbe und seines groben Benehmens, als ich aber sah, daß mit seinen Besuchen das

Essen besser wurde, gewann ich ihn recht lieb, denn immer brachte er uns Brot und Fleisch mit und im Winter Holz, so daß wir uns wärmen konnten. Während es so weiterging mit dem Kosthaus und dem freundlichen Umgang, schenkte mir meine Mutter eines Tages ein niedliches Negerchen, das ich auf meinen Armen hüpfen ließ und in den Schlaf wiegen half . . .

Unser Unglück wollte es, daß die Besuche des Zayde, so hieß der Neger, dem Majordomus der Komturei zu Ohren kamen, und als man eine Untersuchung anstellte, fand sich, daß Zayde das Futter, das man ihm für die Pferde gab, zur Hälfte stahl, dazu noch Kleie, Holz, Striegel, Tücher und die Decken und Behänge der Pferde verschwinden ließ, sogar, wenn nichts anderes da war, den Tieren die Hufeisen abnahm und mit dem Erlös aus diesem allem meiner Mutter half, mein Brüderchen großzuziehen. Wundern wir uns also nicht über den Priester oder den Klosterbruder, weil der eine die Armen schröpft und der andere aus einem Hause allerhand mitgehen heißt, um es seinen Schäflein oder anderen Bedürftigen zuzustecken, wenn selbst einen armen Sklaven die Liebe zu solchen Schlichen trieb! Ihm wurde alles bewiesen, was ich sagte, und mehr noch, denn auch mich fragten sie unter Drohungen aus, und ich antwortete, wie Kinder tun, und entdeckte in meiner Angst alles, was ich wußte, ja selbst die Hufeisen verschwiegte ich nicht, die ich auf Geheiß meiner Mutter an einen Schmied verkauft hatte.

Meinen Nährvater, den armen Teufel peitschten sie bis aufs Blut, meiner Mutter aber wurde, außer den üblichen hundert Peitschenhieben, auferlegt, daß sie nimmer wieder das Haus des besagten Komturs betrete noch den bejammernswerten Zayde bei sich einlasse. Damit das Unglück nicht noch größer würde, fügte sich die Arme dem Urteilsspruch, ob es sie gleich hart ankam, und um alle Gefahr zu meiden und den bösen Zungen zu wehren, verdingte sie sich als Magd im Wirtshaus zur Sonne. Unter tausenderlei Ungemach zog sie dort mein Brüderchen auf, bis es gehen lernte. Ich wuchs indes zu einem tüchtigen Bürschlein heran und machte mich schon nützlich, indem ich Botengänge für die Gäste tat, ihnen Wein und Kerzen brachte und was man mir sonst auftrug.¹²

Lazarillos naive Schilderung entbehrt selbstverständlich nicht der Ironie; aber sie ist wenig spürbar und der Eindruck entsteht, als wolle der beichtende Erzähler, reuig und fromm geworden im Alter, das soziale Milieu seiner Kindheit und seine elterliche Not und Armut als Rechtfertigung verwenden für seine spätere Dieberei. Der Leser jedenfalls erfährt sehr bald, daß der Junge von der Not geplagt blieb und die geringfügigen vom Hunger erzwungenen Mauseereien verzeiht er ihm gerne, kommt es doch kaum zur berufsmäßigen Ausbildung im Diebs-Handwerk.

Mateo Alemán hat in seinem dem anonymen 'Lazarillo' in den Jahren 1599 und 1604 folgenden 'Guzmán von Alfarache' das Diebstum schon weniger begründet auf singuläre Not als vielmehr auf generelle Notwendigkeit seiner Eigentums-Gesellschaft. Guzmán weiß seinen Vater mit gewählten und hintersinnigen Worten einzuführen, in der Absicht, darauf aufmerksam zu machen, daß dieser durchaus einer gehobenen Schicht entstammt, nämlich: dem Beruf der

Kaufleute! Durch diese Aufwertung aber erhält das Motiv des Diebstahls in Verbindung mit dem des Eigentums eine historische Aktualisierung insofern, als nun der den untergehenden Adel ablösende Stand deutlich in den Vordergrund rückt: Das Bürgertum.

„Mein Verlangen, dir mein Leben zu erzählen, neugieriger Leser, verführte mich zu solcher Eile, daß ich dich einlassen wollte, ohne vorher auf einiges hinzuweisen, das als erstes Prinzip bekannt sein sollte . . .

Du darfst mir sicher glauben: wenn man aussuchen könnte, was man möchte, hätte ich aus der Erbmasse Adams liebend gern den besten Teil erwählt, selbst wenn wir uns deswegen schlagen müßten. Das kann man aber nicht, sondern jeder muß nehmen, was er bekommt; denn wer es verteilte, vermochte und wußte wohl, was er tat. Er sei gepriesen; obgleich ich nämlich Beulen und Flecke hatte, trafen sie auf allerseits edles Blut. Wer ist, wie er muß, empfängt seinen Lohn dafür und braucht die Sünden seiner Väter nicht zu büßen.

Was das erste betrifft, so stammten der meine und seine Sippe aus dem Osten. Sie ließen sich in Genua nieder, wo sie unter den Adel gerechnet wurden: und obgleich sie daselbst keine Einheimischen waren, muß ich sie später als solche erwähnen. Sie trieben es, wie man's in jenem Lande und wegen unserer Sünden nun auch in unserem eigenen zu treiben pflegt; Wechsel und Rückwechsel allenthalben. Selbst deshalb ließ man ihm keine Ruhe und beschimpfte ihn als Wucherer. Er hat es häufig mit seinen Ohren vernommen, ging aber wegen seines guten Herzens darüber hinweg. Sie hatten unrecht, denn Wechsel waren und sind erlaubt . . .

Das sind kaufmännische Tricks, die man allerorten praktiziert, besonders in Spanien, wo man einen ordentlichen Erwerbszweig daraus gemacht hat. Wir dürfen nicht darüber staunen; sie werden wissen, wie man fertig wird; ihren Beichtvätern geben sie ja umständlich Rechenschaft darüber. Gott ist Richter über diese Dinge: wer sie losspricht, gebe acht, was er tut. Ich kenne viele, die so etwas gewohnheitsmäßig treiben, und keiner wird dafür gehängt. Wäre es eine Missetat, etwas Schlimmes oder Diebstahl, so hätte man es gewiß bestraft; wir sehen ja, daß man wegen weniger als sechs Realen hundert arme Teufel prügelt und auf die Galeeren schickt. . . . Jemand von der Handelskunst wird mir entgegen: 'Gebt acht, welch rühmliches Kapitel von Papst und Kardinälen dieses Urteil fällt. Wer hat dem Laien, Galeerensträfling und Schelmen befohlen, Gesetze zu erlassen oder ein Urteil über Usancen zu fällen, von denen er nichts versteht?' Ich sehe schon ein, daß ich töricht bin, Dinge zu sagen, die ohne Früchte bleiben; ich würde nämlich deine Beschimpfung gern ertragen, wenn diese ehrliche Art zu stehlen bestraft oder abgeschafft würde, obgleich es meinen Vater eine Uraufführung am Galgen gekostet hätte.“¹³

Guzmán's Erzählung spielt die kindliche Unschuld ebenso taktvoll wie forciert vor, daß der Leser die verharmlosende Ironie als aufklärerischen Charme empfindet: Der Vater gilt als Repräsentant eines Standes, dessen Geschäfts-Praktiken nachdenklich machen, und die Frage stellt sich unausweichlich, ob die Handelskunst nicht die legalisierte Methode ursprünglicher Dieberei ist. Indem aber der Schelm sich demonstrativ heraushält aus der unlösbaren

Problematik dieser Frage, entfacht er umso entschiedener die Diskussion:

„Dem sei, wie ihm wolle, die Verbesserung solcher wichtiger und anderer noch wichtigerer Dinge ist kein angesehenes Geschäft und meine Sache nicht; ich könnte ebenso gut den Wolf anschreien, die Sonne zum Stehen zu bringen, und in der Wüste predigen.“¹⁴

Guzmán zieht in der Tat die Konsequenz aus der Einsicht in die Unveränderbarkeit der Zustände: er imitiert den legalisierten Diebstahl auf illegale Weise und wird ein Dieb; aber die gespielte Unwissenheit der Ironie schützt ihn nicht vor der Strafe: man schickt ihn auf die Galeere.

Guzmán wird überboten von seinem fast gleichzeitig kurz nach 1600 erscheinenden Nachfolger, von Francisco de Quevedos 'Geschichte Buscóns genannt Don Pablos'. Der Pikaro Pablos meistert in seinen Memoiren den modischen konzeptistischen Stil so trefflich, daß der Leser bei der Bewunderung der stilistischen Kunst, sich anzupassen an die Bildungs-Schicht, schockiert ist über die Diskrepanz zwischen der kultivierten Vornehmheit und der unterweltlichen Diebs-Kultur des Schelms; dieser Gegensatz aber ist ein deutlicher, wenn auch ironisch verhüllter Hinweis auf die Einheit von Kriminalität und Bildung: Die sprachliche Mimikry ist als Adaption zugleich die genaue Spiegelung der ambivalenten Gesellschaft. Pablos führt den Leser folgendermaßen ein:

„Senor, ich wurde in Segovia geboren. Mein Vater, gebürtig aus demselben Ort, hieß Clemens Pablo (Gott hab ihn selig!). Er war, wie ihn alle schilderten, von Beruf ein Barbier; freilich strebten seine Gedanken so hoch, daß er sich schämte, wenn man ihn so bezeichnete; er sagte, er sei ein Wangenschere und Bartschneider. Die Leute meinten, er stamme von einer sehr edlen Rebe ab; und nach dem zu urteilen, wieviel er trank, ist dies sehr wohl zu glauben. . . . böse Zungen wurden nicht müde zu erzählen, mein Vater halte es mit der Ehrlichkeit nicht allzu genau. Ja man wies ihm nach, daß, während er die Kunden mit dem Messer rasierte, einseifte, ihr Gesicht zum Waschbecken hob, ihnen mein siebenjähriges Brüderchen in aller Seelenruhe die Geldstücke aus der Tasche zog. Dieses Engelchen starb an einigen Peitschenhieben, die man ihm im Gefängnis verabreicht hatte. Mein Vater bedauerte das sehr; denn der Kleine hatte aller Herzen zu rauben vermocht.

Wegen dieser und anderer Kindereien wurde auch er selbst festgesetzt . . .“¹⁵

Pablos aber trägt sich mit „Kavaliersgedanken“ und der einfachste Weg, zu Eigentum und damit zu Ehren zu kommen, scheint ihm der der Dieberei. Sein Vater warnt ihn, aber mit seiner ironisch verblühten Warnung spricht er den Motivzusammenhang von Eigentum und Diebstahl unumwunden aus:

„Mein Vater sagte zu mir: ‚Mein Sohn! Die Dieberei ist kein Handwerk, sondern eine Kunst‘, und gleich darauf nach einem kleinen Seufzer: ‚Wer in der Welt nicht stiehlt, lebt nicht. Was meinst du, warum uns die Polizisten und die Richter so hassen? Bald verbannen, bald verprügeln, bald hängen sie uns oder bedenken uns, auch wenn unser Namenstag noch nicht gekommen ist. Nicht ohne Tränen kann ich es dir sagen‘, und der gute Alte heulte wie ein kleines Kind und gedachte der vielen Male, da sie ihm den Rücken gebläut hatten, ‚denn sie können es nicht leiden, daß es

dort, wo sie selbst sind, noch andere Lumpen außer ihnen und ihren Dienern gibt. Von alledem befreit uns unsre Gerissenheit.“¹⁶

Pablos aber läßt sich nicht abbringen von seinen „Kavaliersgedanken“ und mit Wort und Haltung wird er damit zum Muster-Knaben für die vielen Schelme bis hin zu dem berühmtesten Schelm und Hochstapler unseres Jahrhunderts, Felix Krull; sie alle, aus den untersten bürgerlichen Schichten stammend, erwerben sich großbürgerliches Eigentum und liebäugeln mit den noblen Titeln der Aristokratie.

In Charles Sorels *Histoire Comique* ‚Vom Leben des Francion‘ vom Jahre 1623 wird der Schelm bereits als „Dauphin“ geboren, weil seine Mutter während eines Bohnenfestes niederkommt, auf dem sie eben zur „Bohnen-Königin“ gekrönt worden war. Francion scheut zwar nicht einen gelegentlichen Griff nach fremdem Eigentum, aber er bildet die diebische Tätigkeit nicht aus zur Gewohnheit und Kunst; jedoch in seiner nahen Umgebung blüht das Handwerk des Diebstahls. Die spanische Picara Justina scheint Vorbild gewesen zu sein und ihre Variation gefunden zu haben in der pikaresken Dame oder Dirne Perette, die anderen Mädchen zur Lehrmeisterin wird; Francions Pflegerin überliefert rückblickend von ihrer diebischen Herrin die bezeichnende Konfession:

„Oft hat sie mir gesagt, die irdischen Güter seien etwas so Gemeinschaftliches, daß dem einen nicht mehr davon gehören dürfte als dem anderen, und es sei sehr weise gehandelt, wenn man sie, so man könne, anderen Händen entreiße. ‚Denn‘, sagt sie, ‚nackt bin ich auf diese Welt gekommen, und nackt werde ich fortgehen. Was ich anderen geraubt, werde ich nicht mitnehmen. Mag man es holen, wo es zu finden ist, und an sich nehmen, ich kann nichts mehr damit anfangen. Und wenn ich also nach meinem Tode bestraft werde, weil ich das begangen habe, was man Diebstahl nennt, werde ich dann nicht das Recht haben, dem anderen – wer es auch sein mag, der mit mir darüber spricht – zu sagen, es sei eine Ungerechtigkeit gewesen, mich in die Welt zu setzen, um darin zu leben, und mir nicht gleichzeitig zu erlauben, all das zu nehmen, was man zum Leben braucht?‘“¹⁷

Grimmelshausens *Simplicius Simplicissimus* lernt während des dreißigjährigen Krieges unter den Soldaten das Diebshandwerk früh kennen unter der Bezeichnung „Furagieren“,¹⁸ und er bringt es darin als Jäger von Soest zu einer kuriosen Berühmtheit. Bekannt ist unter anderen Stücken seine Geschichte vom Speckdiebstahl, die übrigens ihre Vorbilder bereits in der mittelalterlichen Schwank-Dichtung hat: *Simplicius* ist durch den Rauchfang in ein Pfarrhaus gestiegen, um den Speck zu stehlen; ertappt gibt sich der schwarze Mann als Teufel aus und entkommt mit der Beute vor den Augen des abergläubigen Pfarrers.

Simplicius' zweifelhafte Geliebte am Sauerbrunnen entpuppt sich in einer eigenen Lebensbeschreibung als ebenbürtige Schelmin, als *Pikara*, im damaligen Deutsch: als Landstörzerin mit dem Namen *Courasche*. Wie viele männliche und weibliche Schelme von zweifelhafter Geburt – sie ist das Kind eines Landedelmannes und seines Hoffräuleins – ist sie während des dreißigjährigen Krieges aufgewachsen und hat früh erfahren, daß man sein Mädchentum bzw.

seine Weiblichkeit zur Ware machen kann; nachdem sie frühzeitig mit diesem Pfunde zu wuchern gelernt, fährt sie später fort, die Gunst des Verkaufs ihres Körpers mit der von Waren auszuwechseln und wird zur erfolgreichen Marktentenderin. Unter ihren Waren sind nicht wenige auf zweifelhafte Weise requiriert worden. Am Ende figuriert und triumphiert sie folgerichtig als Prinzessin einer Zigeunerbande.

In Daniel Defoes ‚*Moll Flanders*‘ vom Jahre 1722 ist die gleichnamige Titelheldin die Tochter einer Diebin und, ähnlich wie Lazaro, Guzmán und Buscón, schleppt sie ein zweifelhaftes Erbe: Von einer diebischen Mutter verlassen, mißbraucht und ausgestoßen von der guten Gesellschaft, wird sie selbst zur Diebin:

„Die Armut hatte mich auf diese Bahn gebracht und die Furcht vor der Armut hinderte mich, sie zu verlassen.“¹⁹

Moll Flanders also, wohl wissend um die Not als Ursprung ihrer Dieberei, kann nicht mehr zurück und trotz ihrer reuigen Einsicht in ihr verbrecherisches Tun bleibt sie eine Diebin, die schließlich, wie einst ihre Mutter, im Gefängnis Newgate endet und dort mit genauer Not dem Galgen entkommt; schließlich wird sie zur Deportation nach Virginia begnadigt und siedelt um in die Neue Welt – nicht ohne übrigens ihr Diebsgut mitzunehmen als Startgut für das neue Leben.

Die pikareske Gestalt, der schelmische Dieb, ist gleichsam der Schatten aristokratisch-bürgerlichen Glanzes; als aber der Bürgersohn mehr und mehr in adlige Stellen eindringt und gar nobiliert wird, ist das Schelmenkind ein peinliches Relikt und muß unsichtbar werden in der postulierten und vorge-spielten Gleichheit, innerhalb der bürgerlichen Eigentums-Gesellschaft.

Der diebische Schelm wird nun zum braven Kind des Volkes, zum romantisch-biedermeierlichen Taugenichts – wie er nun heißt in der Erzählung Eichen-dorffs. Wie Lazaro zwar ist er ein Müllerssohn, aber er wächst auf fern von Not und Armut und auf der Suche nach dem Glück erfährt er sich als begnadeter Schelm, dem „Gott will rechte Gunst erweisen“. Er findet seine „schöne gnädige Frau“, die Hofdame seiner Herrin, heiratet sie und es ist „alles gut“. Ein schwacher Reflex für sein Unbehagen in der Welt der reichen Herrschaften ist dem Kind des Volkes und dem Liebling des Adels geblieben, wenn er sich als Verwalter und Einnehmer wehrt gegen das „fatale Rechnen“.

„Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, . . . gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal ganz verwirrt wurde und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die Acht kam mir immer vor wie meine dicke enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse Sieben war gar wie ein ewig rückwärtszeigender Wegweiser oder Galgen. – Am meisten Spaß machte mir noch die Neun, die sich mir so oft, ehe ich mich versah, lustig als Sechs auf den Kopf stellte, während die Zwei wie ein Fragezeichen so pffiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne sie, diese schlanke Eins und alles, bleibst du doch ewig nichts!“

Der Mensch als Zahl – das Bild erscheint seit der bürgerlichen Ära häufig in

der Literatur. In Ludwig Tiecks Erzählung von den ‚Brüdern‘ heißt es von dem in Geld-Aktionen verarmten Bruder Machmud:

„Er weinte, als er das tobende Marktgewühl sah, wie jedermann gleich den Ameisen beschäftigt war, in seine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner sich um den Andern kümmerte, als nur wenn er mit Gewinn zusammenhing, alle durcheinander laufend, so empfindungslos wie Zahlen.“²¹

Heine hat sich noch einmal versucht in einem Schelmen-Roman mit dem Titel: ‚Die Memoiren des Herrn Schnabelewopski‘ – der Schelmen-Name verrät die Anregung durch Christian Reuters Schelmen-Roman ‚Schelmuffsky‘ –, aber der Roman blieb Fragment. Des Taugenichts Aversion gegen die Zahl erscheint erneut in einem Zahlenspiel, dessen Rahmen aber deshalb der Beachtung bedarf, weil er deutlich macht, in welchem Maße der alte in der späten Romantik restaurierte Adel nun endgültig ersetzt ist durch die neue Finanz-Aristokratie, die rückhaltsloser karikiert wird im Zerrspiegel des Schelms. Schnabelewopski sitzt auf einer Bank in der Alsterpromenade in Hamburg und beobachtet die vorübergehenden Passanten:

„Für Leser, denen die Stadt Hamburg nicht bekannt ist – und es gibt deren vielleicht in China und Oberbayern –, für diese muß ich bemerken: daß der schönste Spaziergang der Söhne und Töchter Hammonias den recht-mäßigen Namen Jungfernstieg führt; daß er aus einer Lindenallee besteht, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuser, auf der anderen Seite von dem großen Alsterbassin begrenzt wird; und daß vor letzterem, ins Wasser hineingebaut, zwei zeltartige lustige Kaffehäuslein stehen, die man Pavillons nennt. . . . Da läßt sich gut sitzen, und da saß ich gut gar manchen Sommernachmittag und dachte, was ein junger Mensch zu denken pflegt, nämlich gar nichts, und betrachtete, was ein junger Mensch zu betrachten pflegt, nämlich die jungen Mädchen . . .“.

Für den Schelm ist die Sicht des tumben Toren wohl typisch: in der unreflektierten Kindheits-Perspektive erscheint die Welt stets in frühlingshafter Heiterkeit. Aber abgesehen davon, daß im ironischen Spiel die schöne Erscheinung der holden Weiblichkeit transparent wird zum hintergründigen Nichts, wird der frühlingsselige Blick plötzlich verdunkelt und verrät sich als Rückblick des Alters und im grauen Licht des Winters erscheint das zweite Gesicht Hamburgs:

„— Ach! das ist nun lange her. Ich war damals jung und töricht. Jetzt bin ich alt und töricht. Manche Blume ist unterdessen verwelkt und manche sogar zertreten worden. . . . Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsstunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen stiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen. – Entsetzlich! In diesem Augenblick durchschauerte mich die schreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödsinn auf allen diesen Gesichtern lag, und daß alle Menschen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen schienen. Ich hatte sie schon vor zwölf Jahren, um dieselbe Stunde, mit denselben Mienen wie die Puppen einer Rathausuhr, in derselben Bewegung gesehen, und sie hatten seitdem ununterbrochen in derselben Weise gerechnet, die Börse besucht, sie einander eingeladen,

die Kinnbacken bewegt ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet: zweimal zwei ist vier – Entsetzlich! rief ich, wenn einem von diesen Leuten während er auf dem Contoirbock saße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei, und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauderhaften Irrtum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich selbst ein närrischer Wahnsinn, und als ich die vorüberwandelnden Menschen genauer betrachtete, kam es mir vor, als seien sie selber nichts anderes als Zahlen als arabische Chiffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer schwangeren und vollbusigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatschelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechse und eine noch wohlbekanntere böse Sieben – doch als ich die unglückliche Acht, wie sie vorüberschwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Assekura-deur, der sonst wie ein Pfingstochse geputzt ging, jetzt aber wie die magerste von Pharaos mageren Kühen aussah – blasse, hohle Wangen wie ein leerer Suppenteller, kaltrote Nase wie eine Winterrose, abgeschabter schwarzer Rock, der einen kümmerlich weißen Widerschein gab, ein Hut, worin Saturn mit der Sense einige Luftlöcher geschnitten, doch die Stiefel noch immer spiegelblank gewichst . . . Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern, längs den Häusern des Jungfernstegs, noch grauenhafter drollig ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz! hinter den Trauerwagen, einherstehend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Ratsdiener, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundischem Kostüm; kurze, schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perücken und weiße Halsbergen, wozwischen die roten bezahlten Gesichter gar possen-haft hervorguckten, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm.“²²

Heine kannte Hamburg aus eigener Anschauung; er hatte sich bei Onkel Salomon, dem Bankier, in der Kaufmannslehre versucht, hatte aber im eigenen Laden, mit dem er in wenigen Monaten pleite machte, sein Ungeschick zum Kaufmann sehr bald erfahren. Heine kannte in der Stadt nicht nur die Promenaden mit ihren Villen und Comptoirs, sondern auch die Altstadtgassen mit ihren zweifelhaften Hinterhäusern. Seine Erfahrung spiegelt sich in einem Freundesbrief: „Hamburg ist am Tage eine große Rechenstube und in der Nacht ein großes Bordell.“²³

Schnabelewopskis Beschreibung der Alsterpromenade wird möglicherweise im Rahmen dieser persönlichen Äußerung erst voll verständlich. Aber der Doppel-Aspekt, der Kindheit und wissendes Alter umgreift, ist bezeichnend für die distanzierte Reflexion des karikierenden Schelms. Im hellen Licht seiner Ironie demaskiert sich die Hamburger Finanz-Aristokratie als ein unmenschliches Zahlen- und Marionetten-Spiel: Millionäre und Assekura-deurs sind immer „in derselben Bewegung“, agieren „wie die Puppen einer Rathausuhr“ in erschreckender Gleichförmigkeit oder Kreisförmigkeit und die

schein-lebendige Promenade steht in genauer Parallele zu jenem sich in der Nähe bewegendem Trauerzug: „Ein trübsinniger Mummenschanz . . . gleich Marionetten des Todes“!

Der Schelm desillusioniert das Leben der reichen Geld-Menschen als Mechanismus bzw. als Maschinerie, deren dirigierender Quotient die Zahl ist, weil Ziel und Sinn einzig der Profit ist und die Vermehrung des Kapitals. Bezeichnend natürlich in diesem Zusammenhang nicht nur das Bild der Marionette, der Puppen auf der Rathausuhr, sondern zugleich damit das des Kreises.

Das Bild des Kreises ist im Zusammenhang mit der Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur ungewöhnlich häufig in den verschiedensten Variationen der Dichtung; das Bild spiegelt auch in den sozialkritischen Schriften den fatalen Zustand einer Gesellschaft, in der die Hoffnung auf Entwicklung und Fortschritt in der Geschichte stets in sich selbst zurückfiel.

Was in der Kunst ins Bild geronnen ist, und ein Mal der Aufforderung zur Reflexion blieb, ist mit sozio-ökonomischen Berechnungen auszulösen versucht worden: Der seit der Kritik am ökonomischen Prozeß des Kapitalismus üblich gewordene Begriff des „Kreislaufs“ meint den notwendigen Wechsel zwischen Überfülle an Waren mit folgender Krise im bürgerlich-konkurrenzhaften Rennen nach Produktion, maximalen Profit und neuen Märkten. Bekanntgeworden ist der Satz von Charles Fourier: „Le nouveau monde industriel et sociétaire, ou invention du procédé d'industrie attrayante et naturelle distribuée en séries passionnées.“ Der Passus wurde mehrmals aufgegriffen und noch im Jahre 1883 weitergeführt von Friedrich Engels:

„Die Ausdehnung der Märkte kann nicht schritthalten mit der Ausdehnung der Produktion. Die Kollision wird unvermeidlich, und da sie keine Lösung erzeugen kann, solange sie nicht die kapitalistische Produktionsweise selbst sprengt, wird sie periodisch. Die kapitalistische Produktion erzeugt einen neuen ‚fehlerhaften Kreislauf‘.“²⁴

Heine hat später über das Eigentum deutlicher sich geäußert, zwar nicht in der Rolle des Schelms, aber gleichwohl in der eines Außenseiters menschlicher Gesellschaft: in der Rolle des Bären Atta Troll. Das Vers-Epos enthält die anspielungsreiche Geschichte einer Bären-Familie: Der Bären-Vater, lange mißbraucht als Tanzbär zum Vergnügen zahlender Zuschauer, weckt in seinem Sohn den Haß gegen das diebische und räuberische Geschlecht der Menschen:

„Dieser Stein“ – brummt Atta Troll –

„Ist der Altar, wo Druiden

In der Zeit des Aberglaubens

Menschenopfer abgeschlachtet.

O der schauderhaften Greuel!

Denk' ich dran, sträubt sich das Haar

Auf dem Rücken mir – Zur Ehre

Gottes wurde Blut vergossen!

jetzt sind freilich aufgeklärter

Diese Menschen, und sie töten

Nicht einander mehr aus Eifer

Für die himmlischen Intressen; –

Nein, nicht mehr der fromme Wahn,

Nicht die Schwärmerei, nicht Tollheit,
Sondern Eigennutz und Selbstsucht
Treibt sie jetzt zu Mord und Totschlag.

Nach den Gütern dieser Erde

Greifen alle um die Wette,

Und das ist ein ew'ges Raufen,

Und ein jeder stiehlt für sich!

Ja, das Erbe der Gesamtheit

Wird dem Einzelnen zur Beute,

Und von Rechten des Besitzes

Spricht er dann, von Eigentum!

Eigentum! Recht des Besitzes!

O des Diebstahls! O der Lüge!

Solch Gemisch von List und Unsinn

Konnte nur der Mensch erfinden.

Keine Eigentümer schuf

Die Natur, denn taschenlos,

Ohne Taschen in den Pelzen,

Kommen wir zur Welt, wir alle.

Keinem von uns allen wurden

Angeboren solche Säckchen

In dem äußern Leibesfelle,

Um den Diebstahl zu verbergen.

Nur der Mensch; das glatte Wesen,

Das mit fremder Wolle künstlich

Sich bekleidet, muß' auch künstlich

Sich mit Taschen zu versorgen.

Eine Tasche! Unnatürlich

ist sie, wie das Eigentum,

Wie die Rechte des Besitzes –

Taschendiebe sind die Menschen!

Glühend haß' ich sie! Vererben

Will ich dir, mein Sohn, den Haß.

Hier auf diesem Altar sollst du

Ew'gen Haß den Menschen schwören!

Sei der Todfeind jener argen

Unterdrücker, unversöhnlich

Bis ans Ende deiner Tage, –

Schwör es, schwör es hier, mein Sohn!“²⁵

Heine hat mit dem Bären Atta Troll zwar die Tendenzen seiner Zeit bloßgelegt; aber selbst grundsätzlich abgeneigt aller Tendenz-Poesie hebt er mit dieser Tirade gegen das Eigentum das Gemeinte wieder auf. Erst als er Ende des Jahres 1844 Karl Marx kennenlernt, wird er nachdenklicher und nachdrücklicher in der Kritik des Bürgertums. Es entsteht das ‚Weberlied‘ und das Vers-Epos ‚Deutschland. Ein Wintermärchen‘. Als Karl Marx aber bald darauf im Januar 1845 den Ausweisungsbescheid aus Paris erhielt, ließ sich die kurze Freundschaft durch Briefe nicht aufrechterhalten und Heine setzte sich wieder

ab von der Problematik eines möglichen Sozialismus oder Kommunismus. Wohl wissend um seinen zukünftigen Sieg, sah er ihn nicht ohne Sorge kommen:

„Kommunismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft in allen ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeoiseregiment entgegensetzt. Es wird ein furchtbarer Zweikampf sein. Wie möchte er enden? Das wissen die Götter und Göttinnen, denen die Zukunft bekannt ist. Nur so viel wissen wir: der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinlungert, so ist er doch der düstre Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten. Wir dürfen daher diesen Akteur nie aus den Augen verlieren, und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er sich zu seinem Debüt vorbereitet.“²⁶

Die Schelmen-Dichtung mit ihrem Motiv der Dieberei erlischt bezeichnenderweise gänzlich im Verlauf des vorigen Jahrhunderts; das bürgerliche Eigentum-Denken hat sich endgültig etabliert und tabuiert zugleich mit der Kapitalisierung des Besitzes das verfängliche Thema. Stattdessen florieren die Bildungs-Romane, in denen die bürgerlichen Werte sich durchsetzen und zur absoluten Norm avancieren, zum Ideal: Der ehemalige Schelm ist zum Bildungsvaganten geworden, dessen offenes Ziel es ist, wenn schon kein Vermögen, so doch wenigstens Bildung zu horten und mit diesem ideellen Besitz heimzukehren in die durchaus geachtete Gesellschaft. Erst mit dem Zusammenbruch der bürgerlich-idealistischen Tradition zwischen den beiden Weltkriegen entsteht erneut der Schelmen-Roman mit der alten problematischen Korrelation von Eigentum und Diebstahl.

Thomas Manns ‚Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull‘ – entworfen bereits vor dem ersten Weltkrieg im Jahre 1911 und abgeschlossen nach dem zweiten Weltkrieg im Jahre 1954 – sind beispielhaft für die neue Literarisierung des Themas. Felix Krull ist mit seiner narzißtischen Selbstbespiegelung und seiner ästhetisch-artistischen Agilität im Freiraum der Ironie der sublimste Ausläufer einer sich durch Jahrhunderte ziehenden Entwicklung. Mit der Beschreibung seiner Herkunft und seiner Familie, insbesondere seines Vaters – Alemáns ‚Guzmán‘ und Quevedos ‚Buscón‘ scheinen mit ihrer Einführung vorbildlich gewesen zu sein –, wirft er ein bezeichnendes Licht auf die Verhältnisse einer bereits vor ihrem Untergang stehenden spätbürgerlichen Gesellschaft:

„Der Rheingau hat mich hervorgebracht . . . Noch sehe ich meinen Vater in kleinkariertem, bequemen Sommeranzug mit uns in irgendeinem Wirtsgarten sitzen – ein wenig weitab vom Tische, weil sein Bauch ihn hinderte, nahe heranzurücken – und mit unendlichem Behagen ein Gericht Krebse nebst goldenem Rebensaft genießen. Oftmals war auch mein Pate Schimmelpreester dabei, betrachtete Land und Leute scharf prüfend durch seine rundäugige Malerbrille und nahm das Große und Kleine in seine Künstlerseele auf.

Mein armer Vater war Inhaber der Firma Engelbert Krull, welche die

untergegangene Sektmarke ‚Lorley extra cuvée‘ erzeugte. Unten am Rhein, nicht weit von der Landungsbrücke, lagen ihre Kellereien, und nicht selten trieb ich mich als Knabe in den kühlen Gewölben umher, schlenderte gedankenvoll die steinernen Pfade entlang, welche in die Kreuz und Quere zwischen den hohen Gestellen hinführten, und betrachtete die Heere von Flaschen, die dort in halbgeneigter Lage übereinandergeschichtet ruhten. . . .

Die gepreßten Korke waren mit Silberdraht und vergoldetem Bindfaden befestigt und mit purpurrotem Lack übersiegelt, ja ein feierliches Rundsiegel, wie man es an Bullen und alten Staatsdokumenten sieht, hing an einer Goldschnur noch besonders herab; die Hälse waren reichlich mit glänzendem Stanniol umkleidet, und auf den Bäuchen prangte ein golden umschnörkeltes Etikett, das mein Pate Schimmelpreester für die Firma entworfen hatte und worauf außer mehreren Wappen und Sternen, dem Namenszuge meines Vaters und der Marke ‚Lorley extra cuvée‘ in Golddruck eine nur mit Spangen und Halsketten bekleidete Frauengestalt zu sehen war, welche, mit übergeschlagenem Beine auf der Spitze eines Felsens sitzend, erhobenen Armes einen Kamm durch ihr wallendes Haar führte. Übrigens scheint es, daß die Beschaffenheit des Weines dieser blendenden Aufmachung nicht vollkommen entsprach, ‚Krull‘, mochte meine Pate Schimmelpreester wohl zu meinem Vater sagen, ‚Ihre Person in Ehren, aber Ihren Champagner sollte die Polizei verbieten. Vor acht Tagen habe ich mich verleiten lassen, eine halbe Flasche davon zu trinken, und noch heute hat meine Natur sich nicht von diesem Angriff erholt. Was für Krätzer verstecken Sie eigentlich zu diesem Gebräu? Ist es Petroleum oder Fusel, was sie bei der Dosierung zusetzen? Kurzum, das ist Giftmischerei. Fürchten Sie die Gesetze!‘ Hierauf wurde mein armer Vater verlegen, denn er war ein weicher Mensch, der scharfen Reden nicht standhielt. ‚Sie haben leicht spotten, Schimmelpreester‘, versetzte er wohl, indem er nach seiner Gewohnheit mit den Fingerspitzen zart seinen Bauch streichelte, ‚aber ich muß billig herstellen, weil das Vorurteil gegen die heimischen Fabrikate es so will – kurz, ich gebe dem Publikum, woran es glaubt. Außerdem sitzt die Konkurrenz mit im Nacken, lieber Freund, so daß es kaum noch zum Aushalten ist. Soweit mein Vater.“²⁷

Felix Krulls ‚Bekenntnisse‘ glänzen wie die Konfessionen des Guzmán und Buscóns durch die Fähigkeit, sich anzupassen an den Umgangs-Stil der Gebildeten; wie sie versucht er nicht nur durch den Sprach-Stil seine „Kavaliersgedanken“ zu verwirklichen und sich dem Lebensstil und den Umgangs-Formen der vornehmen gutbürgerlichen und aristokratischen Gesellschaft zu assimilieren. Armut nämlich tut weh, und besonders in Paris, inmitten der Weltstadt, erfährt er mit Schmerz seine Not, weil er sich ausgeschlossen fühlt vom Leben der großen Welt:

„Aber ein junges Blut, das keinen Gepäckträger in Arbeit setzt, sondern auf der Straße selbst seine Habe schleppt und keines Fiakers mächtig scheint, ist den Zöglingen unserer Zivilisation keines Blickes und Wortes wert, oder richtiger: eine gewisse Angst warnt sie davor, mit ihm im geringsten zu schaffen zu haben; denn er ist einer beunruhigenden

Eigenschaft, nämlich der Armut, verdächtig, damit aber auch gleichwohl noch schlimmere Dinge, und somit scheint es der Gesellschaft am weisesten, über ein solches Fehlprodukt ihrer Ordnung wie blind hinwegzusehen. ‚Armut‘, heißt es wohl, ‚ist keine Schande‘ aber es heißt nur so. Denn sie ist den Besitzenden höchst unheimlich, ein Makel halb, und halb ein unbestimmter Vorwurf, im ganzen also sehr widerwärtig, und zu unangenehmen Weiterungen mag es führen, sich mit ihr einzulassen.

Dieses Verhalten der Menschen zur Armut ist mir oft schmerzlich auffällig gewesen . . .²⁸

Felix aber hat als Kind bereits dafür gesorgt, daß ihm nichts abging von den verborgenen und verbotenen Gütern des Daseins. Angezogen vom verlockenden Glanz der Schaufenster hat er sich in einem Konfitürenladen früh genug eingeübt in die schelmische Kunst der Dieberei; bei seinem Übergang nach Frankreich läßt er bei der Gepäckkontrolle unauffällig den Schmuck einer Dame in seinen Koffer gleiten, und er läßt sich von eben dieser liebsten Dame nicht vergeblich auffordern, ihren gesamten Schmuck zu stehlen. Bezeichnenderweise belegt sie ihn mit einem Namen aus der Mythologie, der aus treffendem Grund nicht selten ist in den Schelmen-Romanen. Ob in Lesages ‚Gil Blas‘ der göttliche Patron der Räuberei, Merkur, apostrophiert wird oder ob er hier als Hermes eingeführt wird, oder ob in Günter Grass’ ‚Blechtrommel‘ der gnomenhafte Schelm Oskar sich einen „Halbgott der Diebe“ nennt – es ist immer dieselbe mythische Figur: Der klassische Gott der Kaufleute und der Diebe!

Günter Grass’ Oskar Matzerath übrigens bildet eine überraschende Ausnahme in der Reihe der diebischen Schelme: Er selbst stiehlt nicht – dadurch aber daß er mit seiner Ultra-Stimme Löcher in die Schaufenster singt, verführt er andere zum Diebstahl. Oskar aber verbindet mit der Verführung zusätzlich eine besondere Absicht:

„Oskar, du hast all den stillen und in Wunschobjekte verliebten winterlichen Spaziergängern nicht nur die kleinen und mittelgroßen Wünsche erfüllt, du hast den Leuten vor den Schaufensterscheiben auch geholfen, sich selbst zu erkennen. Manch solid elegante Dame, manch braver Onkel, manch ältliches, im Religiösen frischbleibendes Fräulein hätte niemals in sich die Diebesnatur erkannt, wenn nicht deine Stimme zum Diebstahl verführt hätte, obendrein Bürger gewandelt hätte, die zuvor in jedem kleinen und ungeschickten Langfinger einen verdammenswerten und gefährlichen Halunken sahen.“²⁹

Oskars Intention ist scheinbar nicht mehr als eine Versuchung einzelner Passanten; indem er jedoch selbstsichere Staatsbeamte einer bisher bei sich selbst unentdeckten Anlage überführt, decouvriert er diese Anlage zugleich als eine zur Anlage gewordene Gewohnheit der das Eigentum heiligenden Gesellschaft.

Martin Beheim-Schwarzbach macht mit seinem von ihm selbst so bezeichneten „Schelmen-Roman“ aus dem Jahre 1964 mit dem beredten Titel ‚Die diebischen Freuden des Herrn von Bisswange‘ die Kunst des Diebstums zum einzigen Thema. Der Dieb aber ist ein adliger Herr, der sein Tun nun durch nichts mehr begründen kann als mit seiner kleptomatischen Anlage. Eine

lange Tradition wirkt selbstmächtig nach und das Motiv, das konditioniert war durch die konkrete Geschichte, scheint nun zum verräterischen Indiz geworden zu sein für ein nur mehr artistisches und verständnisloses Epigonentum. Die aus der Not geweckte Dieberei wird zur pathologischen Eigenschaft umstilisiert – oder aber ist der Schritt von der Gewohnheit bis zur Anlage und schließlich bis zur pathologischen Eigenschaft gar konsequent? –

Zum Schelmenroman also gehört als durchgängiges Motiv die Dieberei. Die Motiv-Konstante ist ebenso deutlich wie bezeichnend für die Standeszugehörigkeit des Schelms: Er demaskiert – Alemans Guzmán sowohl als auch Günter Grass’ Oskar Matzerath – jenen Stand, in dem das Eigentum zwar wenig beredet wird und im Gespräch sogar fast tabuiert ist, wo es aber nichtsdestoweniger zur dominanten Bedeutung gelangt: das Bürgertum. Die illegale Aneignung fremden Eigentums durch den Schelm signalisiert die Frage nach der legalisierten Weise des Erwerbs; der Schelm versucht durch seine Diebereien offenkundig die Frage zum Problem zu machen und mit dem Problem eine Reflexion anzuregen, die möglichst nicht mehr aufhört.

Das schelmenhafte Diebstum grenzt zwar manchmal an Räuberei, aber der Schelm ist durchaus nicht zu verwechseln mit dem Räuber, im Gegenteil: er hält sich stets den Rückweg offen und wenn seine verbrecherischen Komplizen und Kameraden im Tod enden – zumeist am Galgen –, so zieht er sich aus dieser Schlinge wenn auch mit genauer Not stets heraus: Schon in Apuleius’ ‚Asinus aureus‘ entkommt der als Esel dienende Lucius mit Glück der Räuberbande; dem Schelm im Tierfell Reineke Fuchs, dem „schelmischen Hurensohne“³⁰, wird auf der Galgenleiter unter dem fuchsischen Vorwand der Beichte die Gnade der Rede zuteil, mit der er nun allerdings unter dem Hinweis auf sein Wissen um verborgene Schätze den königlichen Aufschub der Strafe und damit die Freiheit erschleicht; Till Eulenspiegel, gefaßt wegen diebischer Betrügerei, bittet sich, schon unter dem Galgen stehend, als letzten Wunsch den bekannten Götz-von-Berlichingen-Dienst aus, der, weil er den Bürgern unerfüllbar scheint, ihm die Freiheit bringt; Guzmán ist kein Räuber wie sein Freund Sayavedra, kein Rebell wie der Galeerensklave Sotho, und durch Verrat an seinen meuternden Mitgefangenen verschafft er sich die Freiheit von der Galeere; und Alemans Fortsetzer Juan Martí alias Mateo Lujan de Sayavedra läßt seinem Guzmán mit knapper Not die Begnadigung dadurch zuteil werden, daß er die Hinrichtung hinauszögert durch makabre Scherze auf der Galgenleiter; Simplicius distanziert sich von seinem Raubgenossen Oliver; und auch Gil Blas entkommt, wie Lucius, der Räuberbande; die Diebin Moll Flanders wartet im Gefängnis zwar auf den Vollzug ihrer Strafe, aber sie erwirkt durch ihre Reue Begnadigung und nur ihre räuberischen Mitgefangenen büßen am Galgen; Oskar Matzerath, Maskottchen und Anführer der aus Halbwüchsigen, aber am Ende eines verlorenen Krieges verdächtigen „Stäuberbande“, entkommt als Gnom der Todesstrafe, seine unglücklichen Kameraden enden am Galgen.

Der Schelm hält sich nicht nur den Rückweg frei ins biedere Leben sondern sucht am Ende Ruhe und Frieden in einem bescheidenen Glück, weil er müde ist des harten Bettel- und Diebs-Gewerbes, zu müde, um noch einmal die Kraft des Vertrauens aufzubringen für ein aus ergaunerten Gütern gegründetes

Leben: Lazarillo zieht sich zurück in eine zweifelhafte Ehe; Guzmán präfiguriert das berühmte Simplicianische: Ade Welt!; auch Gil Blas begibt sich am Ende in die beschauliche Einsamkeit, und Felix Krull wacht sogar eifersüchtig über seine „Einsamkeit“. Bei vielen Schelmen meldet sich im frühen Alter eine eingestandene Müdigkeit und Resignation: Gil Blas etwa zieht sich, nach einem mühevollen Versuch, am Hofe des Königs zu leben, endgültig zurück auf sein kleines Landgut und, da seine erste Frau ihm gestorben war, heiratet er ein zweites Mal und gibt sich zufrieden in sein bescheidenes Glück, Felix Krull – wir vermuten aufgrund der Fortsetzungs-Notizen seinen Zufluchtsort in England – weist sogleich eingangs darauf hin, jüngst aus dem Zuchthaus entlassen zu sein und da er „müde, sehr müde“ sei, äußert er den Wunsch, in der „Zurückgezogenheit“ leben zu wollen, und es ist anzunehmen, daß er ein entsprechendes Refugium gefunden hat, das ihm ermöglicht, ganz sich selbst zu leben und seiner Freude an der Niederschrift seiner Memoiren.

Der Schelm, so wird deutlich, adaptiert sich parasitär einer Klasse, um deren Bestand er bemüht sein muß, weil er von ihr lebt. Wie immer er ihre Tabus durchbricht, ihre Normen ignoriert und ihre Gesetze und Gebote übertritt, ihre äußeren Formen jedoch entsprechen durchaus seiner Vorstellung und sind Ziele seiner heimlichen Sehnsucht. Der Schelm ist, wie nun gefolgert werden kann, trotz der ironischen oder satirischen Negation doch zugleich die resignative Affirmation seiner Umwelt; obzwar selbst die Karikatur des Bürgers, fügt er sich müde in die offenbar von ihm nicht zu ändernde Gesellschaft.

Der spanische Pikaro ist, wie deutlich wurde, das Vorbild für den europäischen Schelm; und der Pikaro ist, wie das Wort nahelegt, auch das Muster für den französischen Figaro, mit dem er seinerseits einen vertrauten Gedanken weckt: Beaumarchais' und Dapontes Figaro ist jener Rebell, der seine zukünftige Frau als unantastbaren Besitz betrachtet und sich weigert, sie dem ius primae noctis seines Grafen auszuleihen. Aber wenn auch für den Figaro der Satz Napoleons gilt, es sei mit ihm die Revolution bereits auf dem Marsch gewesen, muß betont werden: Der pikarische Schelm ist kein Revolutionär! Er liefert mit der intentionalen Karikatur des erstarkenden Bürgertums nur dessen zweifelhaftes Konterfei: Der Schelm nämlich ist avanciert zum Bürger und der sieghafte Bürger ist der ehemalige Schelm. Mit Proudhons Formel ausgedrückt aber heißt das: Der schelmische Diebstahl ist zwar der Zerrspiegel des Erwerbs von Eigentum, aber indem der Schelm sich bürgerlich geriert, wird schließlich aus dem illegalen Diebstahl das legalisierte Eigentum.

Im Spiegel der Literatur erscheint somit die Ambivalenz eines Wertes, der von zentraler Bedeutung ist – nicht nur in unserer bürgerlichen Gesellschaft.

¹ Zur Geschichte der Eigentum-Diebstahl-Formel s. Ernest Mandel: Marxistische Wirtschaftstheorie. Paris 1962. Dt. Ausg. Subkamp-Vlg 1970, S. 95.

² MEW I, 109–147.

³ MEW I, 119.

⁴ MEW I, 121.

⁵ Max Stirner (Pseud. f. Kaspar Schmidt): Der Einzige und sein Eigentum. 1845. Jüngste Neuauflage München 1968.

⁶ Zur literaturwissenschaftlichen Diskussion s. die Aufsatz-Sammlung: Helmut Heidenreich (Hrsg.): Pikarische

Welt. Schriften zum europäischen Schelmenroman. Darmst. 1969. Dort S. 479–500: Bibliographie.

⁷ Manfr. Koschlig: Das Lob des ‚Francion‘ bei Grimmelshausen. In: Jb. d. dt. Schillergesellschaft; I, 1957, S. 30–73.

⁸ K. stellt These der Abhängigkeit des ‚Simplicissimus‘ vom ‚Agidius Albertinus‘ deutscher Ausgabe des ‚Gusman‘ in

Frage und weist erstmalig hin auf den Einfluß von Charles Sorels ‚Francion‘.

⁹ Eichendorff: Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. 1857. Neue Gesamtausg. Hrsg. v. G. Baumann u.

S. Grosse. Sttg. 1958, IV, 82ff.

¹⁰ Frank W. Chandler: The Type Defined. In: The Literature of Roquery; Ld/NY 1907. S. 1.

¹¹ José Ortega y Gasset: La Picardía original de la novella picaresca. In: Obras Completas 2a ed. Madrid 1950 II, 121.

¹² C. G. Jung: Der göttliche Schelm: Ein indianischer Mythenzyklus; hrsg. v. P. Radin, K. Kerényi u. C. G. Jung.

Zür. 1954. S. 191, 195.

¹³ La vida de Lazarillo de Tormes y de sus fortunas y adversidades. Erstausgabe Burgos 1554. Zit. nach der

Übersetzung von Helene Henze. In: Spanische Schelmenromane; hrsg. und mit einem Nachwort versehen von

Horst Baader. Mehn 1964, S. 11f.

¹⁴ Mateo Alemán: Guzmán de Alfarache. Erstausgabe 1. Teil Madrid 1599; 2. Teil Lissabon 1604. Zit. aus der

Übertragung von Rainer Specht. In: Spanische Schelmenromane aaO. S. 81ff.

¹⁵ Francisco de Quevedo y Villegas: Historia de la vida del Buscón llamado Don Pablos, exemplo de vagamundos y

espejo de tacaños. Entstanden um 1603/04. Erstausgabe Saragossa 1616. Zit. aus der Übertragung von Herbert

Koch. In: Spanische Schelmenromane aaO. S. 17ff.

¹⁶ AaO. S. 18f.

¹⁷ Charles Sorel: Histoire comique de Francion. Erstausgabe Paris 1623ff. Erste Übersetzung: Wahrhaftige und

lustige/Histori/ Von dem Leben/des Francion./Auffgesetzt/ durch Niclas von Mulinet Herrn zu Pare: einem/

Lottringischen von Adel . . . Ffm 1662. – Zit. n. d. Übs. v. Christan Hoepper. Ffm. 1968. S. 72.

¹⁸ Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Erstausgabe Nürnberg 1669.

Zit. nach der Ausgabe von J. H. Scholte: Simplicissimus Teutsch. Halle 1938.

¹⁹ Daniel Defoe: Fortunes and Misfortunes of the Famous Moll Flanders. Erstausgabe London 1722. Zit. nach

Übersetzung von W. M. Treichlinger. Hbg 1966. S. 100.

²⁰ Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. Neue Gesamtausg. Hrsg. v. G. Baumann und S.

Grosse. Sttg. 1958. I, 221.

²¹ Schriften VIII, 250f.

²² Heinrich Heine: Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski. 1832. Zit. aus: Sämtl. Werke. Hrsg. v. E. Elster.

Lpz. o. J. IV, 103f.

²³ Heine an Christiani 1825. Zit. aus: Heines Briefe. Hrsg. v. W. Hirth, I, 112.

²⁴ MEW 1968, 20, 257. Verweis auf Fourier S. 643, Anm. 137.

²⁵ Elster II, 374f.

²⁶ Elster VI, 315.

²⁷ Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. – Entstanden 1910–13 und 1950–54. Erstausgabe

Ffm 1954. S. 1ff.

²⁸ Felix Krull aaO. S. 182.

²⁹ Günter Grass: Die Blechtrommel. Entstanden 1954–59. Erstausgabe Darmstadt 1959. Zit. nach der Sonderaus-

gabe des Luchterhand-Verlages 1966. S. 438.

³⁰ Th. Finkenstaedt: Galgenliteratur. In: DVS XXXIV. 1960.

Roland Jost Die Komik des Faschistischen

Dario Fos Farce „Zufälliger Tod eines Anarchisten“

Wohl nur wenige Autoren der Gegenwart haben in der jüngsten Zeit ihr Publikum (und die Kritiker) in zwei so gegensätzliche Lager der uneingeschränkten Zustimmung bzw. der entschiedenen Ablehnung gespalten (obwohl die positive Aufnahme beim Publikum überwiegt), wie der italienische Dramatiker Dario Fo, dessen Stücke eine Hausse an Aufführungen erlebten. Die Attribute – so auch auf das vorzustellende Stück „Zufälliger Tod eines Anarchisten“ bezogen – „linker Millowitsch“, „Politklamauk“ u. a. waren gängige wenig reflektierte Floskeln, die manches Mal die Verbindung zum „Ohnsorg-Theater“ u. ä. allzu nahtlos hergestellt haben. Andererseits bewirkten Fos „Schaustücke“, daß „Bildungsbürgeranstalten“ wie das Mannheimer Schillertheater an Dutzenden von Abenden ausverkauft waren¹.

Sein [Fos, R. J.] Name bringt die Säle zum Platzen, seine Stücke werden von Theatern und Publikum entdeckt und immer häufiger aufgeführt. Erfolg also auch in einer breiten bürgerlichen Öffentlichkeit, und dies ist umso erstaunlicher, als die Stückaussagen erhebliche politische Brisanz besitzen und von vielen als „radikal“ empfunden werden².

Allerdings ist diese und die Rezeption durch die (intellektuelle) „Linke“ in der Bundesrepublik, wo es eine mit Italien vergleichbare breite Tradition des alternativen (Volks-)Theaters nicht gibt, auch in Fos Augen höchst problematisch:

Die Linke hat noch keinen Sinn für Ironie, Humor, Satire entwickelt, und hat deshalb nicht zu einer reifen Form der Kritik gefunden. [...] Man wollte ernst bleiben, über bestimmte Dinge – so hieß es – scherzt man nicht, bestimmte Situationen seien so ernst-dramatisch, daß man darüber nicht gut lachen könnte³.

Aber „wir sind keine ‚seriösen‘ Marxisten, [...] wir sind Flegel, und wie allen Flegeln dieser Welt gefällt es uns zu lachen“⁴. Solch saloppe Sprüche provozieren den Widerspruch, sie animieren zu einem genaueren Abklopfen nach dem Realismusgehalt der Foschen ästhetischen Positionen – läßt sich z. B. die Problematik des Faschismus mit Hilfe einer Farce darstellen, ohne zu banalisieren? Ist die Berufung Fos auf die Tradition der „Commedia dell’Arte“, ja, des Volkstheaters seit dem 13. Jahrhundert⁵, gerechtfertigt, wenn die Verquickung von Staat und Faschismus (des 20. Jahrhunderts) zu thematisieren ist?

Im „Zufälligen Tod eines Anarchisten“ arbeitet Fo mit Hilfe des „matto“ (des Narren), dessen Verkleidungs- und Nachahmungsmanie verschiedene Male den Konflikt mit der staatlichen Autorität auslöst und dann auf turbulente Weise entfaltet. Aber gerade diese „Narreteien“ sind es, die an den Kern des Stücks herantühren: Es geht um die Auswirkungen der tiefgreifenden Komplizenschaft zwischen der italienischen Polizei (den Untersuchungsbehörden) und den Faschisten/dem Faschismus, wie es der Dramatiker zeigen will.

Ein authentischer Fall ist für Fo Anlaß, den „Koloß Staat“ unter die (Bühnen-)Lupe zu nehmen: Am 12. 12. 69 tötete ein Bombenattentat in der

Landwirtschaftsbank von Piazza Fontana in Mailand 16 Menschen; sofort leitete die Polizei unter Führung des Kommissars Calabresi die Fahndung nach linksextremistischen bzw. anarchistischen Tätern ein und nahm drei Tage später Pietro Valpreda, einen Anarchisten, als dringend Tatverdächtigen fest – aufgrund von zwei Zeugen aus diesem Anarchistenzirkel, die allerdings später als Spitzel (der eine ein Polizist, der andere, Mario Merlino, ein Neofaschist [!]) enttarnt wurden. Kurz darauf wurde ein weiterer Anarchist, Guiseppe Pinelli, festgenommen, während Valpreda für drei Jahre in Untersuchungshaft verschwand; nach dreitägigem Verhör – genau dieses Verhör thematisiert Dario Fo – stürzte Pinelli – Calabresi und Allegra (politische Polizei) waren anwesend – aus dem Fenster des 4. Stocks, nachdem ihm vorgetäuscht worden war, Valpreda habe das Attentat gestanden: Selbstmord und damit Eingeständnis der Schuld Pinellis war die offizielle Version. Doch mehrten sich bald darauf die Indizien, daß Pinelli schon zuvor „außer Gefecht gesetzt und dann, bereits bewußtlos, aus dem Fenster ‚gekippt‘ worden [war]“⁶. Die endgültige Klärung (und der Beweis der Unschuld Pinellis) gelang erst 1972 durch den Richter Stiz, nachdem einige wichtige Zeugen – ein ähnlicher Vorgang wie nach der Ermordung Kennedys 1963 – schon auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen waren⁷. Es sind die Faschisten gewesen – drei den Behörden wohlbekannte Personen, Rauti, Freda, Ventura werden unter Tatverdacht verhaftet –, deren (nicht mehr ganz neue) Taktik, linke Gruppen mittels Agenten zu unterwandern und zur Gewalt anzustacheln, Erstaunliches an den Tag brachte:

Richter Stiz verfolgte die „pista nera“, die schwarze Spur bis zum griechischen Gemeindienst KYP und der Vermittlertätigkeit Rautis, aber auch bis unmittelbar hinein in den Staatsapparat, das politische Büro der römischen Quästur, das Innenministerium und weiter bis zum Ölindustriellen Monti, zum Vatikan, zu Latifundisten des Veneto, zur „Mondial Export-Import“, dem italienischen Zentrum eines internationalen Waffenhandels. In seinem Untersuchungsbericht stellt er die „Einheitlichkeit des Umsturzplanes, der von Rauti, Freda und Ventura konzipiert und in die Tat umgesetzt worden war“ heraus⁸.

Knapp ein Jahr nach dem Blutbad von Mailand fand die Uraufführung der Farce „Zufälliger Tod eines Anarchisten“ statt; einige Hunderttausend Menschen [!], die das Stück sahen – es wurde ein großer Erfolg –, erlebten zum einen die theatralische Konfrontation mit dem „zufälligen Tod“ eines Anarchisten und zum anderen Fos These von der „Verschwörung gegen die Linke [...]“⁹, die er in den Diskussionen vortrug, die die Aufführungen begleiteten. Schon die erste Szene des zweiteiligen Stücks weist auf eine Intention Fos hin, die bedeutsam für das gesamte Drama ist: Der „Beschuldigte“ (später „Verrückter“ genannt) entgegnet dem Kommissar auf dessen Vorwurf der betrügerischen Amts- und Berufsanmaßung:

Mein Hobby ist Rollenspielen. Nur, daß ich für das realistische Theater bin, deshalb müssen meine Mitspieler echte Menschen sein . . . die nicht schauspielern können . . .¹⁰.

Das Spiel im Spiel hat begonnen – der „Verrückte“ (der „matto“) bedeutet dem Zuschauer, er brauche „echte“ Menschen, mit denen er das Spiel vorantreibt, aber die „echten“ Menschen werden von ihm auf der Bühne als

Schau-Spieler präsentiert; schon hier werden die Weichen für den Zuschauer gestellt, daß es kein Illusionstheater geben wird, sondern daß Bühnenwirklichkeiten vorgeführt werden, die aber immer auf die historisch gesellschaftliche Realität verweisen, diese „durchscheinen“ lassen. Fo verweigert die Identifikation von Bühne und Wirklichkeit – die Ästhetik folgt ihrer relativen Eigengesetzlichkeit, darüber wird der Zuschauer von Fo niemals im Unklaren gelassen. Indem der Narr die „echten“ Menschen im Spiel vorführt, und diese das Spiel „aufnehmen“, verweist er auf die Differenz von Abbild und Abgebildetem, verdrängt den Gedanken an die Unmittelbarkeit und konstruiert stattdessen Bilder, die als ästhetisches Modell den Bezug zur Wirklichkeit (außerhalb der Bühne) herstellen. Fo will schon im Auftakt des Stücks demonstrieren, hier sind Umwege einzuschlagen, um der Wirklichkeit „beizukommen“ – das Authentische ist nicht in der planen naturalistischen Dokumentation zu erreichen, sondern mittels der ungewöhnlichen, skurrilen, zuweilen absurden Montage.

Fos bissige Klamotte über die Aufstiegsbedingungen im Richteramt, vorgetragen vom „Beschuldigten“, wendet das Gewöhnliche, die bekannte Imagination von Karriere in ihr Gegenteil um und deckt so das unbekannt Bekannte auf: Während der „normale“ Werktätige ab 50 Jahren abbaue, „reif ist zum Wegwerfen“¹¹, sei es bei den Richtern völlig anders:

Je älter sie sind, je vertrottelter, je hinfalliger, desto höher die Ämter, in die sie gewählt werden, desto größer ihre Aufgaben . . . sie wachsen ins Absolute! Schau dir diese vergreisten Pappkameraden an, diese Sumpfhühner [. . .]. Diese Figuren haben die Macht, einen Menschen zu retten oder zu vernichten nach Belieben. Sie verurteilen dich zu lebenslänglich, so als wenn einer sagt: Na hoffentlich bleibts Wetter schön morgen. Du kriegst 50 Jahre . . . du 30 . . . du nur 20, du bist mir sympathisch! [. . .] O ja, Richter ist der Beruf [. . .]. Richter beim Obersten Gerichtshof . . . Exzellenz, bitte Platz nehmen, Ruhe, aufstehen, der Gerichtshof tritt ein . . . oh, Sie haben einen Knochen verloren? Gehört er Ihnen? Nein, ausgeschlossen, ich habe keine mehr!¹²

Der Narr, der „Verrückte“ hebt so das Gewöhnliche auf neue Weise, und zwar als Verrücktheit, ins Bewußtsein – jeder Anwesende ist sich darüber im klaren, daß die Karriere eines Richters gewöhnlich so verläuft, aber erst die Verknüpfung mit dem „normalen“ Werktätigen stellt dieses Prinzip in Frage, indem die bekannten Tatsachen in Zusammenhängen vorgeführt werden: Die Justiz, ihr Apparat, vom Volk traditionell als undurchschaubar, unüberwindbar erfahren, dem man ohnmächtig gegenübersteht, erweist sich mit Hilfe der Fischen „Kiste“ als Verkörperung des Prinzips des „Unnatürlichen“, des Absurden; die Knochenmetapher dokumentiert, daß es Fo darauf ankommt, der Welt des (Staats-)Apparates den Mythos des Mächtigen wegzuziehen, sie nur als Schein, als Fassade bestehen zu lassen, deren Gefährlichkeit jedoch nicht zu unterschätzen sei – beides entlarvt der „matto“.

Während das klassische Drama seinen Schwerpunkt weitgehend in der Sprachkunst hat, besteht Fo auf der Situations- und Handlungskunst, die im Anarchistenstück expositionslos einsetzt. Zunächst verhört der Kommissar den „Beschuldigten“ und ist also der „Aktive“, dann aber wendet sich die Situation um – den entscheidenden Auftakt dafür bildet der oben zitierte „Monolog“ des

„Beschuldigten“ –, und der „Narr“ entwickelt sich im Verlauf der Szene zum „Kommissar“, die lokale Disposition – der „Narr“ nimmt den Platz hinter dem Schreibtisch ein, als der Kommissar aufsteht¹³ – verweist auf die politische: Der Verrückte dirigiert nun das Geschehen, er gewinnt die „Mitte“ (den Platz am Schreibtisch) und verfügt über den Kommissar (die Institution). Dies ist Fos ästhetische Realisierung der politischen Botschaft an das Publikum, daß die Souveränität, die Weisheit des Volkes – auf der Bühne verfremdet als „Narretei“ – eine reale (potentielle) Macht darstellt, mittels derer die Wirklichkeit, die eigenen Geschicke zu meistern seien. Aber diese Souveränität bedarf, so Fo, einer aktiven praktischen Bestätigung, und sie ist ebenso notwendig, um den (ideologischen) Schleier von den Vorgängen, den Dingen zu ziehen, sie beim Namen zu nennen, wie es der „Beschuldigte“ prompt noch in der ersten Szene erreicht, als er in einem geschickt inszenierten (grotesken) Telefongespräch erste (entscheidende) Tatsachen über die italienische Polizei dem Publikum präsentieren kann:

[Zu Calabresi am anderen Ende der Leitung:] O. K., du bist dick befreundet mit euerm Polizeipräsidenten, der bei den Faschisten Schutzhaftlagerleiter von Ustika und Ventotenne war . . . deshalb brauchst du dich nicht so aufzublasen!¹⁴

Wie sehr dieser Polizeipräsident – aus gutem genanntem Grund – Ermittlungen und Untersuchungen fürchtet, zeigt sich in der nächsten Szene, als er zunächst glaubt, der „Verrückte“ sei ein Journalist, dann jedoch, als dieser von Calabresi mit „Erster Beisitzer am Obersten Gerichtshof“ vorgestellt wird, in unterwürfigste Ergebenheit verfällt („aber gewiß, gewiß doch, wir haben Sie schon erwartet!“¹⁵); der „Verrückte“ anerkennt solch ein Verhalten mit einem „Kompliment“ – „alte Schule [Hervorh. d. R. J.]“¹⁶ – dem der Polizeipräsident entgegen: „andere Schule, jawohl [Hervorh. d. R. J.]“¹⁶. Die Anspielungen und Seitenhiebe Fos liegen hier auf der Hand: Die „alte Schule“, die der Angesprochene – er erkennt sofort, was gemeint ist – in „andere Schule“ umbenannt wissen möchte, ist die „Schule“ des italienischen Faschismus, in der – so Fo – die „bürgerlich-anständigen“ Formen des Dienens, der blinden Ergebenheit (nicht nur gegenüber der Gerichtsbarkeit) ebenso ihre Gültigkeit besessen haben, wie sie andererseits die nahtlose Übernahme (die „neue“ Karriere) in die neue italienische Gesellschaftsordnung garantiert haben. Die „alte Schule“ steht als Symbol für den Fortbestand der alten, vom Faschismus längst korrumpierten Traditionen, die ungebrochen in den Institutionen der bürgerlich-demokratischen Gesellschaftsordnung weiterwirken. Fos Absicht zu entlarven, nimmt noch drastischere Züge an, als der „Verrückte“ in der gleichen Szene vorgibt, den Polizeipräsidenten schon vor langen Jahren getroffen zu haben: „Waren Sie nicht zufällig im Konzentrationslager?“¹⁸. Auf das Stottern des Polizeipräsidenten gibt er selbst die vielsagende Antwort: „Was rede ich? Ein Polizeipräsident, der im KZ war? Wo gibt's denn sowas!“¹⁹. Die vordergründige Zweideutigkeit der Sätze, ein Polizeipräsident von heute könne nicht früher Angehöriger der KZ-Wachmannschaften gewesen sein, andererseits gebe es keinen Polizeipräsidenten, der früher Häftling eines KZ gewesen ist, wandelt sich zur für den Zuschauer eindeutigen These Fos, daß es zwar keinen Ex-Häftling eines KZs als Polizeipräsidenten gebe, daß aber

umgekehrt schon mancher Polizeipräsident seine (erste) Karriere als KZ-Scherge absolviert habe; dies läßt Dario Fo im Zusammenhang mit dem Wortspiel um die „alte Schule“ durch den „Verrückten“ vorführen – wiederum hat der „Narr“ das Verhör übernommen und durchleuchtet den „Apparat“, denn: „Wir wollen die Maschinerie der Macht bis in ihre kleinsten Teilchen auseinandernehmen“²⁰. Auf der Bühne, im Spiel verliert die „Maschinerie“ so ihre Ungeheuerlichkeit, ihre Gefährlichkeit, sie erlaubt dem Betrachter den Blick in Teile ihres Funktionsgefüges; die theatralischen Mittel der Komödie, der Farce sind hierzu das ästhetische Material, das auf die konkreten gesellschaftlichen Entwicklungen *verweisen* soll, denn Fos Intention ist es – hier ist seine Nähe zu Brecht –, beim Publikum die Fähigkeit des „eingreifenden Lachens“ (Denkens) zu schulen – aber das Eingreifen ist außerhalb des Theaters zu realisieren.

Das clowneske Spektakel nimmt im weiteren Verlauf des Stücks immer turbulentere Formen an, und dem „Verrückten“ gelingt es mit „komischer“ Leichtigkeit, die Widersprüche in der Affäre um den Anarchisten aufzudecken und dabei die Indizien dafür von den Beteiligten selbst zusammentragen zu lassen: Die Rolle des Narren reduziert sich auf die Funktion des geschickten, klugen Steuermannes. Die ganze Brutalität des Verhörs, aber zugleich auch die Unfähigkeit des „Apparates“, die Spuren nachhaltig zu tilgen, wird vom „Verrückten“ auf komödiantische Weise vor den Augen des Zuschauers entfaltet: Fo läßt den Narren demonstrieren, daß es ähnliche Verhörpraktiken (der körperlichen und psychischen Folter) seien, wie die der bekannten faschistischen Systeme – und dies ist auch eine „Personalfrage“.

An einem Textbeispiel läßt sich zeigen, wie Fo ästhetisch umsetzt, was er an realen politischen Widersprüchen aufdecken will: Es geht dort darum nachzuprüfen, ob der Anarchist aus dem Fenster gestürzt worden oder hinausgesprungen ist; der anwesende Wachtmeister behauptet, der Anarchist sei so überraschend hinausgesprungen, daß er ihn gerade noch am Schuh zu fassen bekommen hätte, „der Rest ist zum Fenster rausgeflogen!“²¹ Dies ist protokollarisch bezeugt und der „Verrückte“ stellt anerkennend fest:

*Wichtig ist, der Schuh blieb da. Der Schuh ist der unumstößliche Beweis eures unerschütterlichen Willens, sein Leben zu retten!*²²

Der Narr, in die Richterrolle geschlüpft, läßt den Inhalt dieser Sätze zur Farce werden, indem er den Polizisten vorhält, alle Zeugenaussagen hätten übereinstimmend festgestellt, daß der auf dem Pflaster liegende Sterbende noch beide Schuhe angehabt hätte; auf das hilflose „ich versteh nicht, wie das passieren konnte“²³ Calabresis findet der „Verrückte“ eine Erklärung und gibt sie bereitwillig preis:

*Ich auch nicht. Es sei denn, Ihr Wachtmeister wäre in höchster Eile hinuntergestürzt bis zum Treppenabsatz im zweiten Stock, hätte dem Anarchisten im Fluge den Schuh wieder angezogen und wäre wieder nach oben gelaufen, um im selben Moment hier zu sein, als der Anarchist unten ankam*²⁴.

Der Widerspruch ist mit Hilfe bestechender Logik lösbar – über sie verfügt nur der Narr (!): Fo schafft in dieser Szene (und nicht nur hier, in diesem Stück) die Distanz zum auf der Bühne Erörterten, zur Brutalität des wirklichen Geschehens mit Hilfe des Absurden, der Clownerie. Es gibt von ihm selbst eine

Begründung solch „technisch-inhaltlicher Kniffe“ seines Theaters, dessen Aufgabe er darin sieht, beim Zuschauer *ein satirisches Lachen [zu wollen], das Ausdruck davon ist, daß sich das Publikum konfrontiert sieht mit einer bestimmten Realität, die als Thema einer bestimmten Aktion auf der Bühne dargestellt wird. Diese bestimmte Realität ist oft tragisch, ein tragisches Moment im Ganzen der sozialen und politischen Realität, in der wir leben*²⁵.

Die Verquickung von Faschismus und Staatsapparat (Polizei), die daraus resultierende Verschleierung der wirklichen Täter, das brutale Verhör und schließlich der Tod eines unschuldigen Menschen, das alles ist tragisch, aber gerade dann ist es, nach Fo, notwendig, Distanz herzustellen, um die Betroffenheit von der „Allgegenwärtigkeit“ des Faschistischen, der Brutalität im *befreienden* Lachen hegelianisch aufzuheben: Die Betonung liegt damit auf der Möglichkeit, das Gezeigte als Veränderbares erkennen zu können; die Komik führt die Geschehnisse nicht einfach als lächerliche (im Sinne des Bedeutungslosen) vor, sondern als anachronistische, die erkenntnistheoretisch von der Geschichte „überholt“ worden, aber dennoch Realität sind – darauf machen Bühne und Handlung aufmerksam. Das Lachen befreit nun davon, dem Mythos der Undurchschaubarkeit solcher Ereignisse aufzusitzen und dem Gefühl der Angst zu verfallen oder auch nur über das Stück eine Bestätigung der eigenen Anschauung einzuholen. Das Publikum soll jederzeit erkennen, daß es im Theater sitzt, daß es parteiliches Theater sieht, aber nicht in einer Parteiveranstaltung sich befindet. So ist auch die für Fo typische Zweiteilung des Stücks – der zweite Teil beginnt dabei mit dem Schluß des ersten – ein bewußter Akt dafür, die Einheit von Raum und Zeit zu durchbrechen, Montagemöglichkeiten anzubieten, die Komik im pointierten Spiel mit dem Spiel auf andere Weise einzubringen.

Fo will Lehrstücke machen, was bedeutet, daß die Satire, Farce nicht l'art pour l'art ist – es werden keine Unverbindlichkeiten angeboten –, sondern „der Versuch einer Synthese des vor unseren Augen ablaufenden historischen Prozesses“²⁶. Und daraus resultiert ein Theater, das sich dem traditionellen Katharsisgedanken entzieht, das auch nicht, wie das Dürrenmattsche, die verlorene Weltordnung in der Brust des Helden wiederherstellen lassen und so die mögliche „Stärke“ als Stärke des Individuellen aufzeigen will:

*Wir wollen nicht, daß die Zuschauer zufrieden mit sich und der Welt nach Hause gehen, weil sie sich endlich einmal genug empören konnten*²⁷.

Die Forsche Empörung – sie ist durchaus beim Zuschauer auszulösen – will eine heitere Empörung sein, die auf diese Weise die Position der *kollektiven* Stärke, der Überlegenheit, Souveränität sichtbar macht; die ästhetische Realisierung in der Figur des „Verrückten“, die eben nicht den *individualistischen* Helden, sondern den die Maske wechselnden (und dadurch erkennenden) Typen ausstellt – er steht für das Kollektiv (des Volkes) – ist der Versuch, das historisch Konkrete realistisch (bühnengemäß) abzubilden. Insofern strebt Fo nicht die Verharmlosung der faschistischen Gefahr an, sondern organisiert (schon) auf der Bühne den Kampf gegen sie, gerade mit Hilfe der Komödie/Farce, weil „[es] in ihr keinen Moment der Schwäche [gibt], kein Jammern über die Wirklichkeit. Die Farce erlaubt die offenste, schonungsloseste Anklage“²⁸.

In diesem Kampf, der ein massenhafter sein müsse, ist auch der klassische Held ein Anachronismus, wogegen der „matto“, der ständig die „vierte Wand“ durchbricht, für Fo das adäquate Mittel ist, signifikant zu machen, daß, „was alle angeht, nur alle lösen können“ (F. Dürrenmatt). Die Anklage im „Zufälligen Tod eines Anarchisten“ soll dem Publikum mit Hilfe des Narren aber auch klarmachen, so Fo, daß das System [des italienischen Staates] ein tölpischer, ungeschlachter Schurke ist, der sich in seiner Idiotie ständig die Finger verbrennt: Das Wichtigste ist, daß man vor ihm keine Angst hat, daß man seine Verbrechen mit Hohngelächter quittiert²⁹.

Darin liegt auch Fos Optimismus hinsichtlich der Überwindung, Zerschlagung des Faschistischen, Gewalttätigen. Was bei Dürrenmatts „Uns kommt nur noch die Komödie bei“ an Resignation, an Rückzug aus dem Politischen und der Geschichte in den Stücken präsentiert wird, ist bei Fo in Engagement, in Auseinandersetzung mit Geschichte gewendet: Die Mittel der Komik, des Absurden – bei Beckett hat es die Funktion, die Wirklichkeit selbst in ihrer Gesamtheit als absurd vorzuführen, die Welt ist an ihr Ende gekommen und die Identität von Bühne und Wirklichkeit ist (wieder) möglich – sind für diejenigen begreifbar, die von einer historisch fortschrittlichen Position, vom Standpunkt der Zukunft aus³⁰ das Geschehen betrachten – nicht das Leben schlechthin, die Welt an sich ist absurd, sondern bestimmte Erscheinungen sind von einem bestimmten, bestimmbaren Standpunkt her als absurd erfahr- und darstellbar.

In Deutschland hat die fehlende Tradition des Volkstheaters der Gaukler und Possenreißer meist (in der Zeit des Exils allerdings nicht, da gibt es genügend komödiantische Stücke über den Fachismus) dazu geführt, daß in der Zeit nach 1945 diese Thematik als tragische auf der Bühne präsentiert worden ist. Immer wieder stand die Demonstration von Unmittelbarkeit im Vordergrund, ohne daß erkannt worden ist, daß das Beharren auf dem Tragischen und damit oft verbunden, auf ungebrochener Individualität unter den gegebenen historisch-gesellschaftlichen Bedingungen die Wirklichkeit, ihre Widersprüche eher zudeckt. So war es auch bezeichnend, daß die Berliner Inszenierung von Weiss' „Die Ermittlung“ mit ihren Talk-Show-Elementen, mit der zynisch-grotesken Komik bei einem nicht unwesentlichen Teil der Kritik und des Publikums auf brüske Ablehnung stieß, während andere den Realismusgehalt dieser Inszenierung durchaus zu würdigen wußten. Auch das Fosche Theater kann den Zugang zu einer objektiven Geschichtsdimension des Faschismus eröffnen, die über das Ästhetische vermittelt wird: Treten die Anhänger des Faschismus, seine Sachwalter als Schmierenskomödianten auf, spielen Theater im Theater – so beharren sie beispielsweise auf ihrer bürgerlichen Wohlanständigkeit –, decouvriert dies nicht nur die Verlogenheit des Nazismus, seinen falschen Schein, sondern verweist in der Doppelung des Spiels darauf, daß die faschistische Ideologie als objektiv „erledigte“ (im philosophischen Sinn), als „Komödie“ der menschlichen Geschichte erkenn- und bekämpfbar ist – aber daß zugleich mit ihr (immer noch) zu rechnen ist.

Anmerkungen und Quellennachweise:

Zitiert wird nach den im Rotbuch Verlag (Berlin) erschienenen Stücksammlungen und nach dem im Prometh Verlag (Köln) erschienenen „Dario Fo über Dario Fo“, das unter anderem zwei Interviews enthält, die Fo gegeben hat.

¹ Die Mannheimer Aufführung der Farce „Zufälliger Tod eines Anarchisten“ mit Hans Falär in der Hauptrolle war hervorragend inszeniert worden und konnte durch straffe Regie und gute Schauspielerleistungen weitgehend überzeugen.

² Fragen an Dario Fo. „Über alles wird geredet, nur nicht über die Pest“. In: Incontri (zweisprachig italienisch/deutsch), 1980, S. 8.

³ Dario Fo über Dario Fo . . . , S. 138.

⁴ Fo: Bezahlt wird nicht . . . , S. 5.

⁵ vgl. D. Fo über D. Fo . . . , S. 20ff.

⁶ Fo: Einer für alle . . . , S. 13f.

⁷ vgl. a. a. O., S. 16.

⁸ ebenda.

⁹ a. a. O., S. 18.

¹⁰ a. a. O., S. 115.

¹¹ a. a. O., S. 119.

¹² a. a. O., S. 119f.

¹³ vgl. a. a. O. S. 117.

¹⁴ a. a. O., S. 123.

¹⁵ a. a. O., S. 132.

¹⁶ ebenda.

¹⁷ ebenda.

¹⁸ a. a. O., S. 132f.

¹⁹ a. a. O., S. 133.

²⁰ D. Fo über D. Fo . . . , S. 50f.

²¹ Fo: Einer für alle . . . , S. 157.

²² ebenda.

²³ ebenda.

²⁴ a. a. O., S. 157f.

²⁵ D. Fo über D. Fo . . . S. 50.

²⁶ a. a. O., S. 80.

²⁷ a. a. O., S. 50.

²⁸ a. a. O., S. 51.

²⁹ a. a. O., S. 50.

³⁰ Als Beispiel hierfür kann auch Brechts „Pauken und Trompeten“ angeführt werden: die Kräfte der Reaktion feiern dort am Ende des Stücks ihren Sieg über die amerikanische Unabhängigkeitserklärung (deren Ideen werden verspottet) und blasen zur Fasanenjagd, während der Zuschauer von seinem historischen Standpunkt aus weiß, daß die Geschichte gezeigt hat, auf welcher Seite in Wirklichkeit der Sieg gewesen ist – dieses Wissen des Zuschauers, sein Standpunkt läßt die Komik wirken.

Roman Ritter Zeilenbruch und Wortsalat

Eine Polemik gegen die Laberlyrik

Es gab Zeiten, in denen man meinte, ein Gedicht sei das, was sich reimt. Es gab Zeiten, in denen man meinte, ein Gedicht sei das, was unverstanden bleiben muß. Heute weiß man: Ein Gedicht ist das, was die Zeilen bricht. Moment mal – warum eigentlich die perlenden Einfälle vor die Prosa werfen?

Es gab Zeiten,
in denen man meinte,
ein Gedicht sei das,
was sich reimt.

Es gab Zeiten,
in denen man meinte,
ein Gedicht sei das,
was unverstanden bleiben muß.

Heute
weiß man:
Ein Gedicht ist das,
was die Zeilen bricht.

Dieser Text spricht aus, warum er sich zum Gedicht erhebt: Weil die Zeilen brechen. Oder anders gesagt: Aus diesen Zeilen bricht heraus, warum sie mehr sind als eine bloße Ansammlung von Worten: Inhalt und Form sind identisch, das Gedicht entsteht, indem es sich definiert. Alles fällt hier sozusagen mit allem in sich zusammen.

Der Versuchung widerstehend, auch diese Wortspiele wieder zu einem Gedicht zu brechen, frage ich mich: Ist obiges Gedicht vielleicht schon zu streng in seinem Formbewußtsein, zu erhaben in seiner Form-Inhalt-Dialektik, um den Ansprüchen der neueren Laberlyrik genügen zu können? Denn es bietet der gewählte Stoff doch einen geradezu übersichtlichen Inhalt an, welcher sich sogar in penetranter Weise zur Aussage verdichtet.

Als Entschuldigung, weil sich hier eine mögliche Höherentwicklung zur Laberlyrik andeutet, könnte höchstens die geniale Simplizität der Aussage gelten, die in ihrer Verkürzung schon nahe an den Unsinn grenzt. Allerdings werden diese Chancen ästhetisch zunichte gemacht durch den beträchtlichen und schwer belastenden formalen Aufwand. Der Dreischritt der klassischen Rhetorik springt unangenehm ins Auge, eine chronologische und inhaltliche Steigerung will sich anbiehern, selbst eine strophische Form wagt sich in unsensibelster Weise hervor. Am schlimmsten aber ist doch, wie einfallslos die Zeilen gebrochen sind. An dieser zentralen poetischen Kategorie, wo sich Lyrik von Prosa, Kunst von Unkunst scheiden, versagt das Gedicht. Es kann, bei allem Bemühen um den Bruch, doch keine ästhetische Raffinesse sein,

ganze semantische Einheiten harmlos hintereinander geschrieben in einer Zeile zu erhalten!

Denkbar wäre auch gewesen, um den Text in einer mehr experimentell-avantgardistischen Richtung der Laberlyrik zu formen, einige Worte in Versalien zu fassen (um der Musen willen nicht Kleinschreibung, die ist ästhetisch so gut wie out!), auf die Zeichensetzung zu verzichten, die den drängenden Wortschwall halten und hemmen kann, und sich auch nicht ängstlich an die verordnete Orthographie zu klammern. Auch hear kippt es noch manches, dasz ausgeschipft werden whyl. Dies alles hätte, von behutsamer Sensibilität gestaltet, der lyrischen Überzeugungskraft zum Durchbruch verholfen und bei entsprechendem Mehr-Bruch das Gedicht auch ausgiebiger gemacht. Stattdessen wollen zu diesem Text die Sätze sich stur behaupten, ziehen die Zeilen sich in flüssiger Langeweile dahin – sie fallen zwar, aber doch nur wie von weit, denn es ist keiner, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält, und sie fallen noch nicht einmal mit verneinender Gebärde.

Wodurch zeichnet sich die Laberlyrik aus?

Zunächst einmal dadurch, daß Form-Inhalt – Fragen, die in – vom Standpunkt der Laberlyrik aus – abgelebten Zeiten zum zentralen Erkenntnisinteresse an allen Arten von Kunst gehörten, an sie nicht gestellt werden können. Denn es ist sinnlos, nach einem Zusammenhang zu fragen, der nicht besteht – weil die Form der Laberlyrik gegen Null tendiert. Zwar kennzeichnet es die Geschichte der Kunst, daß sich neue Entwicklungen auch immer durch das Negieren und Zerbrechen formal erstarrter ästhetischer Konventionen hervor-tun und dadurch produktiv werden. Das trifft aber für die Laberlyrik nicht zu. Denn es handelt sich bei ihr im Gegenteil um eine – ästhetisch gesprochen – epigonale Schwundstufe, quantitativ allerdings massenhaft grassierende Verflachung jener Parlandolyrik, Alltagslyrik, wie immer man sie nennen will, die in ihren besten Stücken bis heute eine bei aller Eingängigkeit äußerst diffizile, bei aller Leichtigkeit höchst sprachbewußte, bei aller Lässigkeit artistisch organisierte Form der Lyrik ist.

Aus der Alltagssprache Funken zu schlagen und ihr Wahrheiten zu entlocken, die Konzentration in Leichtigkeit aufzulösen, die Organisation der Worte unmerkbar und die Worte dadurch umso präsenter werden zu lassen, hintergründig und doch mitteilbar zu sein, das war ja gerade die Kunst dieser Poesie. Die Laberlyrik nahm sie zum Vorbild und zugleich zur Ausrede, denn sie verhunzte den ästhetischen Gehalt dieser Poesie zum äußerlichen Druckbild des Flattersatzes und ihre Ungebundenheit zur Formlosigkeit.

Die Laberlyrik ist nicht leicht, sondern nichtssagend, nicht lässig, sondern lasch, nicht eingängig, sondern simpel, nicht hintergründig, sondern oberflächlich, nicht mitteilbar, sondern geschwätzig. Sie geht nicht sorgsam mit der Alltagssprache um, sondern plappert nur in ihr herum, und oft nicht einmal das, sondern schwadroniert im Jargon. Sie hat keine Haltung, sondern nimmt immer nur eine Pose ein. Sie hält es sich noch zugute, die Lyrik ästhetisch zu entkernen, denn sie hält Begriffe wie Authentizität, Ehrlichkeit, Unmittelbarkeit hoch; was sie aber mit diesen Begriffen hochhält sind nur unbegriffene Rationalisierungen ihres Unvermögens. Denn ihre Authentizität ist von der

Art, wie eine Zigarettenkippe authentisch ist, die man in den Mülleimer schnippt, weil man tatsächlich eine Zigarettenkippe in den Mülleimer schnippt. Man hätte aber auch genauso gut die Blumen gießen können. Ihre Ehrlichkeit meint, daß alles, was gesagt wird, insofern ehrlich ist, als es eben gesagt wird. Ihre Unmittelbarkeit ist von der des Fettflecks, der vom Frühstücksbrötchen auf dem Tisch zurückbleibt und sich unmittelbar aufs Papier durchdrückt, auf dem er dann als Gedicht steht. Es hätte aber auch ein Rotweinleck von gestern abend sein können.

Das Verhältnis des Laberlyrikers zu seinem Stoff und Thema ist wie das Verhältnis des Hobbyfotografen zu seinem Motiv, der Umgang des Laberlyrikers mit der Sprache wie der Umgang des Hobbyfotografen mit der Polaroid-Kamera: Er sieht etwas, was ihn reizt, hält drauf, knipst (schreibt) und hat nach kurzer Zeit das Gesehene „genauso wie es ist“ auf Papier vor sich. Während der Hobbyfotograf sich aber freut, die Bilder seinen Lieben zeigt, die sich zumeist selbst darauf wiedererkennen, und sie dann ins Album klebt, hält der Laberlyriker sich für Rembrandt, nein, Andy Warhol, liest das Geschriebene seiner Clique vor, die sich zumeist selbst darin wiedererkennt, und schickt es dann in die Redaktionen, denn es ist ein Gedicht.

Oder die Herstellung von Laberlyrik anders beschrieben: Irgendwelche Sätze, die dem Laberlyriker am Herzen oder sonstwo liegen, drängen irgendwie aus ihm heraus. Er nimmt nun diese Sätze und behandelt sie wie Salzstangen, indem er sie in kleine, verschieden lange Stücke bricht und diese dann auf dem leeren Blatt untereinander gruppiert. Fertig ist das Gedicht. Dann nimmt er die nächsten Salzstangen, pardon, Sätze . . . Und so kommt es, daß viel zu viele „Gedichte“ buchstabiert werden aus Gefühllichkeit, Getue, Gefuchtel, Gehabe, Geschreibsel, Geseire und Gelaber, Gelaber, Gelaber.

Kein Einfall, der zu dünn ist, um nicht zum vielzeiligen Gedicht aufgeblasen zu werden. Kein Gedanke, der zu abgedroschen ist, um nicht als Gedicht aufblühen zu sollen. Keine Pointe, die zu unerheblich wäre, um nicht zum Gedicht emporgewuchtet zu werden. Kein Gefühl, das zu abgegriffen ist, um nicht im Gedicht jungfräuliche Reize entfalten zu sollen. Keine Beobachtung, die zu nebensächlich oder beliebig ist, um nicht im Gedicht bedeutend werden zu wollen. Keine Empfindung, deren Abwesenheit nicht so schmerzlich vermißt würde, daß sie nicht als Stunde der wahren Empfindung im Gedicht Urständ feiern wollte. Keine Schreibmode, die vom Feuilleton so prostituiert würde, daß sich nicht dennoch Laberlyriker fänden, die sie abschrieben.

Wo findet sich die Laberlyrik? In den meisten Lyrikanthologien der letzten Jahre mal mehr, mal weniger. Ebenso in Literaturzeitschriften, eher mehr. In vielen Gedichtbänden, versteht sich, oft ausschließlich. Es gibt Autoren, die nur solche Lyrik labern, es gibt Autoren, denen nur manchmal Laberlyrik unterläuft, so wie jedem mal ein schlechter Witz entschlüpft. Es gibt Autoren, unter deren Laberlyrik sich ab und zu auch ein Gedicht entdecken läßt. Vor allem aber findet sich die Laberlyrik unter den Manuskripten, die kilometerweise in Redaktionen angeliefert werden und in irgendwelchen Ablagen verstauben. Denn 99, wasweißich Prozent aller geschriebenen Gedichte werden ja nicht veröffentlicht, und die veröffentlichten werden von 99,9 was-

weißich Prozent aller lesekundigen Bundesbürger nicht gelesen.

Die Laberlyrik gibt es in verschiedenen inhaltlichen und stilistischen Ausprägungen. So zum Beispiel jene, die sich an Bukowskischen Bierdosen vollgesoffen und sich mit seinen Fick- und Alptraumdelirien vollgesogen hat und kodderschnäuzig vor sich hin lallt, als ob ein Kopf voll Suff und Kino schon Gedichte voll Saft und Kraft und Wirklichkeitsgehalt ergäbe. Hier wird das Zeilenbrechen dann wahrhaft zum Zeilenkotzen gesteigert. Wie auch anders, wenn sich die Welt zum stinkenden Mülleimer verengt.

Oder jene Laberlyriker, die sich aus den Sprachcodes und -ritualen einer ausgestiegenen Subkultur ihren Jargon zusammenflippen, der so ungezwungen deutlich macht, daß man zur scene gehört, mit dem sich so empfindsam in den Beziehungskisten klappern läßt und der, wenn gar nichts mehr hilft, Guru und Gebetsmühle unerhörter mystischer vibrations werden kann.

Eine Reihe von Texten aus dieser Szene der Laberlyrik liest sich auch wie nostalgische Rezensionen von rock-Konzerten, wobei die Mode wechselt, wie im Plattenladen, Dylan ist nicht mehr so in, Pink Floyd immer noch. Andere erzählen begeistert Filme nach, „erinnerst du dich noch an jene Stelle, wo . . .“.

Häufig erfahren wir, von welcher Frittenbude sich der Laberlyriker verköstigt und welche Jeansmarke er trägt, was er so tut, spülen, fernsehen, empfinden, Haare kämmen, leiden, bumsen, schreiben. Und dies alles ist meist recht schmerzlich, begleitet von Gesten des Abwinkens und Wegdrehens, eben mit verneinender Gebärde geschrieben, „ihr wißt schon, was ich meine“. Gern verweigert sich der Laberlyriker der Welt, so wie sich seine Sprache dem Gedicht verweigert.

Es gibt natürlich auch eine höhere, mit Philosophie gewürzte und durch Lesebildung eingetrübte Form der Laberlyrik. Da wird Wittgenstein mit Adorno verquirlt, kommt ein Schuß Abstrusitäten eines bislang völlig unbekannten ausländischen Denkers aus dem 19. Jahrhundert dazu, wird die crème fraiche der neuesten Lese Früchte des Verfassers untergemischt und als Krönung werden Widmungen an und Zitate von ebenso verschmockten Laberlyrikern darüber gegossen. Das ergibt dann eingekochte Essays von beredter Unenießbarkeit.

Zu reden ist auch von einer Sonderform der Laberlyrik, die nicht resignativ und mild, sondern wild und wütend labert, aber ebenso flott und durchdringend naiv wie die verwandten blaßrosa bis violetten Schattierungen der Laberlyrik. Diese hier ist rot, blutrot, theaterblutrot, und obwohl auch sie formal mit ihren Sätzen verfährt wie mit Salzstangen, könnte man sie Brechstangenlyrik nennen, weil sie die Welt mit der Brechstange ihrer gewaltig dröhnenden Worte aus den Angeln heben will. Sie verfährt ungefähr so: Ein tapfrer Lyriker forcht sich nicht/schlägt seine Zeilen Schritt für Schritt . . . / Zur Rechten sieht man wie zur Linken/ einen halben Kapitalisten niedersinken.

Hier möchte ich zunächst aber einmal innehalten und darauf hinweisen, daß es in den letzten Jahren, wenn auch die Titanic unterging und Diderots Katze uns wieder zulief, einen breiten Strom politischer Lyrik gab. Er verlief allerdings eher unterirdisch und sickerte weder – von Ausnahmen wie P. P. Zahl abgesehen – durch die Kanaldeckel des Feuilletons, noch floß er in die

Produktion der größeren belletristischen Verlage ein. Das hat, mehr als manche ahnen bzw. zugeben, mit Marktzwängen und dem politischen Klima zu tun, und es kann gerade auch deswegen gar nicht genug hervorgehoben werden, wie bedeutsam die politische Lyrik ist.

Das kann andererseits nicht die Unzulänglichkeiten einer bestimmten Art politisch gemeinter Lyrik, und nur von der ist hier die Rede, vergessen machen. Sie zäumt den Pegasus zum Schlachtroß, das mit feurigem Schnauben und in kühnem Galopp die Trutzburgen der Konzerne und Kanaillen niederrennt – und doch nur eine klapprige Rosinante ist, der vor nutzloser Anstrengung Schaum aus dem Maul tropft. In diesen Gedichten ist der endliche Sieg der Weltrevolution nur noch eine Frage von Sekunden, nämlich vom Lesen der ersten Zeile, in der sich noch die Vampirzähne der kapitalistischen Blutsauger ins Fleisch des Proletariats schlagen, bis zur letzten Zeile, in der die Fäuste des Proletariats schon die Fresse des Imperialismus so poliert haben, daß der blanke Kommunismus sichtbar wird. Da werden Hammer und Sichel mit Instrumenten verwechselt, die zur Herstellung von Dichtkunst taugen, indem man mit ihnen die Realitäten abholt und zusammenklopft, bis sie einem in den agitatorischen Kram passen. So bleibt auch das nur Gefuchtel, Gedröhn, Gelaber.

Woher und woraus hat sich die Laberlyrik entwickelt?

Ende der 60er Jahre schärfte sich ein wichtiger Teil der Lyrik zur „Waffe“ im politischen Kampf, getragen von der studentisch-intellektuellen Rebellion und ihr wiederum Worte verleihend. Die Aufbegehrenden hatten den Feind ausgemacht, das Kartell der Herrschenden, und die Visiere wurden heruntergeklappt. Diese politische Lyrik – die ihrerseits wieder Vorbilder hatte etwa in H. M. Enzensberger (noch dieseits des Atlantik) und Erich Fried – richtete sich in Anklage, Hohn, Aggression und revolutionärer Gebärde direkt gegen das politische System, das einen Vietnamkrieg mitzuverantworten und sich Notstandsgesetze geschaffen hatte.

Es ging aber auch gegen einen literarischen Ausdruck des Restaurationsmilieus: das metaphornduslige Geraune der Wald- und Wiesenlyrik, es ging gegen die süßlich-faulig riechende Gewächshauslyrik eines apolitischen Existentialismus; es ging gegen die hermetischen Vexierbilder, den faulen Zauber aus der Trickkiste des Surrealismus und die Quecksilberblumen aus dem „Labor der Träume“. Es ging gegen jede Art von Literatur, die sich gegen die öffentlichen Dinge verschloß und umso mehr den gesellschaftlichen Verhältnissen verhaftet schien. Tatsächlich gibt eine Blütenlese der politischen Lyrik dieser Jahre sehr genau die Stimmung der Opposition, des Aufbruchs und der utopischen Hoffnung wieder. Eine Reihe dieser Gedichte zeichnet sich aus durch politische Präzision und ästhetische Innovation. So, wie sie es sagten, hatten sie auch etwas zu sagen.

Es zeigte sich aber auch, vor allem bei den schwächeren und oberflächlicheren Texten, die sich nur aus Pointe oder Appell speisten, daß diese Lyrik Gefahr lief, ihr strenges Engagement mit einem Verlust an sprachlicher Sinnlichkeit und Konkretion zu erkaufen.

Die politische Rhetorik des agitprop verbiß sich in abstrakten Wortradikalis-

men und hatte keine Zunge mehr für die Subjekte der Geschichte, die einzelnen Menschen, ihre Gefühle, Ängste und Widersprüche, und hinter ihrem zugeklappten Visier blieben die Kämpfer mit ihren gepanzerten Worten unsichtbar, auch für sich selbst. In dieser Tradition des bloßen Benennens von politischen Zuständen versimpelt und zum moralischen Appell verkürzt, zum Klassenkampf auf dem Papier, steht die genannte Brechtstangen-Lyrik.

Aber durch diese lyrische Entwicklung Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre war insgesamt eine Bresche geschlagen in die lyrischen Festungen hermetischer und esoterischer Weltferne. Man stand – auch im direkten Sinn – wieder auf den Straßen, auf denen wirkliche Leute gingen, wo sich tatsächliches Leben abspielte, man war wieder der Realität und sich selbst konfrontiert. Es drängte in den 70er Jahren eine Lyrik hervor, die bald unter Bezeichnungen wie „Alltagslyrik“, „Lyrik für Leser“, „Neue Subjektivität“ gepriesen, verkauft – und, um es gleich zu sagen, auch verraten wurde. Denn schnell wollten eifertig tendenzgewendete Interpreten diese aus verschiedenen Quellen gespeisten lyrischen Strömungen in einen Kanal lenken und in die Abwässer versumpfter „Innerlichkeit“ und beschaulicher Resignation münden lassen.

Es gab aber außer neokonservativem Weltschmerz und gehätscheltem Rückzug in die Ichkiste ganz andere Ansätze für die – nennen wir sie einmal knapp – neue realistische Lyrik: Ich und Welt eben nicht zu trennen, sondern zusammenzubringen auch in der lyrischen Sprechweise und durch sie; Subjektivität aus der bloßen Privatheit zu heben und die Gesellschaft in das eigene Ich hineinzunehmen. Das gelang auch in den besten Gedichten der Rhapsoden des Alltags. So wie sie es sagten, hatten sie etwas zu sagen.

Allerdings lag in dieser unbefangenen, unumwundenen und ansprechenden Art der lyrischen Sprache ständig eine Gefahr, der auch die erfahrensten und ästhetisch bewußtesten Lyriker immer wieder erlegen sind: unbefangen alles ins Gedicht hineinzuziehen, was man gerade so vorfand, unumwunden auszusprechen, was einem gerade so durch den Kopf ging, alles für ansprechend zu halten, was sich eben so zu Papier bringen ließ – ohne den Schutt der alltäglichen Realien und die vielfach beschädigte, oft blinde Alltagssprache erst durch das Gedicht wieder begreifbar zu machen.

Wenn man dann aber überhaupt so frei war, kein Bewußtsein mehr von der ästhetischen Eigenart des Gedichts zu haben, sondern jede sprachliche Lebensäußerung für prinzipiell lyrikfähig zu halten, sofern sie nur durch den Zeilenbruch geregelt – aber lassen wir das. Wer so wort-brüchig gegenüber der Lyrik war, der konnte nur noch zeilenbrüchig werden.

Und so hub das ganz große Gelaber an.

Aber kann man es den Kindern von Marx, nein, Mc Donald und Coca Cola verdenken, daß sie zur Lyrik ein Verhältnis haben wie zu Big Macs und Softeis, die ebenso schnell hergestellt wie eingepiffen sind? Daß sie lieber Verse hinschmieren als schmieden? Daß man sich stolz auf Frank O'Hara beruft, der „die kunstlose Lyrik des Alltäglichen wie Zahnpastatuben ausdrückt“? („Anders als die Blumenkinder“, rororo, Hamburg 1980). Daß man Wert auf die Feststellung legt „Ich mach Gedichte wie Spaziergänge“ und vom „typischen Fünfminutengedicht“ (ebd.) spricht, als wäre die Schreibgeschwindigkeit eine

ästhetische Kategorie? Ein bekannter Autor, dessen Name auch unter Linken einen guten Klang hat, soll sich damit gebrüstet haben, einmal sieben Gedichte an einem Tag geschrieben zu haben. Da wird die Muse zum Karnickel, und es wundert weder, daß unter sieben Gedichten dieses Autors höchstens ein belangvolles sich findet, noch, daß andere ihn an Schnelligkeit vice versa Genialität übertreffen und mit sieben Gedichten pro Stunde einschließlich Reinschrift ihre schöpferische Potenz unter Beweis stellen.

Einer der heutzutage meistgelesenen Lyriker, der unlängst „Letzte Gedichte“ vor sein Publikum schleuderte, übrigens Jahrgang 43, muß selbst darüber erschrocken sein, was die Nachlänger mit seinen lyrischen Tönen und Thematiken angestellt haben. Das hätte er nicht gedacht, so vermute ich, daß seine schick gestylte lyrische Boutique, in der von allem ein bißchen angeboten wird, pop und punk und pep, Kokain und Kritik, Staatsverdrossenheit und Sanftmut, Reim und Ruppigkeit, Schmock und Showbusiness, Zynismus und Zähnen, Schmerz und Herz, Wollust und Wehmut und Weltuntergang, alles ein bißchen abgebrüht und zugleich aufgeweicht – daß diese seine lyrische Boutique so geplündert werden könnte. In einem vor drei Jahren erschienenen Gedicht heißt es bei ihm (ich kann nur fragmentarisch zitieren): „Jetzt schreiben sie alle/einen ziemlich flotten Stil,/knallhart, anbetungswürdig banal./... Hauptsache,/es klingt nicht besser als die Zeitung/und du verstehst, was ich meine/Das ist augenblicklich modern:/die Oberfläche,/das Unterhemd,/das Innenleben der Muskeln./.../Sie bezichtigen sich aller Unarten,/kopieren jede Kreuzigung, heben das Bein/höher als Hunde, lassen sich volllaufen/ und schreiben dann die Ode/über's Flaschenpfand./.../und die Schwäche für Kraftausdrücke/ist das Stärkste,was sie/zu bieten haben./So jedenfalls passen sie,/auch breitbeinig,/durch jedes Nadelöhr.“

Gut gesagt. Aber sind wirklich nur die anderen die Kamele?

Ein letzter Hinweis darauf, wie insbesondere das sich im Feuilleton auswiegende und verfeingeistigende juste milieu des hiesigen Literaturbetriebs das seine dazu beitrug, um das Labern zur Kunst hochzulabern. Welches Schindluder ist doch mit dem Wort sensibel getrieben worden! Wie unsensibel hat man dieses verletzliche Wort behandelt und benutzt, wie brutal es eingesetzt, um eine angenehme Literatur zu managen; wohl wissend, daß jeder gern sensibel sein möchte und glaubt, es zu sein, so daß er sich nur allzuleicht einschüchtern läßt von den jeweiligen Lobeshymnen und Verdikten. Und welchen Ramsch wollte man uns unter diesem Etikett verkaufen! Unsensibel wie die Polemik ist, darf sie sagen: Sensibel ist wohl, wenn das Banale so kostümiert wird, daß es festlich erscheint. Sensibel ist, wenn der Stillstand so beleuchtet wird, daß er bewegte Schatten wirft. Sensibel ist, wenn Texte ihren Glanz vom Feuilleton übergetüncht bekommen, indem nachgewiesen wird, daß Langeweile beabsichtigt, Nichtssagendes beredt, Hohlköpfe bedeutungsvoll, Kunstlosigkeit kunstvoll hergestellt und Gespreiztheiten E²-Literatur sind. Wie oft hat man sich die Zeilen entlang getastet, um herauszufinden, was denn nun das besonders Sensible sei – aber der parfümierte Kitsch konnte es doch nicht sein, nicht das papierene Geraschel der Weltweisheiten, nicht das perpetuum mobile von Konversations- und Selbstzitate. Sensibilität schien also etwas zu sein, was ganz versteckt zwischen den Zeilen stattfand, denn in den Zeilen war sie nicht

zu finden. Wie oft hat man uns des Kaisers neue Kleider als ganz besonders sensible Kreationen andrehen wollen.

Ganz zu schweigen davon, daß selbstverständlich sensibel nicht sein konnte, sich mit Geschichte, Gegenwart und Zukunft, mit Politik und Ökonomie, mit Krieg und Frieden und ähnlich groben Dingen einzulassen. Sensibel konnte nur sein, was sich in sich selbst versenkte, und zwar in sich selbst als in das Bodenlose. Nein, wer heute als Schriftsteller etwas von sich hält, darf die Bezeichnung sensibel nicht auf sich sitzen lassen.

Daß in Zeilen gestotterte Sätze noch keine Gedichte sind, liegt auf der Hand. Ebenso, daß niemand absichtlich labert. Was steckt also hinter der Laberlyrik? Das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Von sich zu sprechen, von der eigenen Welterfahrung, von allem, was ungelöst und fragwürdig ist. Es steckt dahinter das Bedürfnis, sich auszutauschen, sich zu verständigen mit sich und den anderen, Ängste zu vertreiben, indem sie erst einmal benannt werden, sich seiner Hoffnungen zu vergewissern. Das Bedürfnis, unentfremdet zu leben. Das Bedürfnis, schöpferisch tätig zu sein. Also eine Vielzahl von authentischen, sagen wir doch einfach menschlichen Bedürfnissen, die „unter den gegebenen Umständen“ im viel beschworenen Alltag offenkundig zu kurz kommen und sich, wo sie so ungenügend auszuleben sind, wenigstens im Gedicht aussprechen wollen. Dazu kommt das Bedürfnis, wirklich ernst genommen zu werden, seinen Worten Gültigkeit und Gehör zu verschaffen. Diese Bedeutung scheint eine Kunstform zu garantieren, das Gedicht, das vermeintlich so greifbar nahe liegt und so schnell herzustellen ist.

Spätestens hier beginnen die Mißverständnisse. Denn aus all den vorher genannten Anliegen zu sprechen, heißt ja nicht labern. Erst wenn „Gesprochenes“ mit „Gedicht“ verwechselt wird, entsteht Laberlyrik.

Schlimm genug, daß Kommunikation und Selbstverständigung im „wirklichen“ Leben frustriert und beschädigt werden; es scheint die Einsamkeit manchmal so groß zu sein, daß selbst die Zwiesprache mit den eigenen Worten wichtig wird. Aber das Gedicht kann die alltägliche Kommunikation nicht ersetzen. Muß nicht das eher zartgliedrige Gebilde zerbrechen unter der Last dieser Ansprüche? Gerade die heimliche Hochachtung vor der Lyrik ist es, die das Gedicht aus den Fugen sprengt, wenn man sich seine „Autorität und Aura nur borgt“ (H. Hartung), ohne ihm selbst sprachliche und ästhetische Sorgfalt zurückzugeben. Denken, Fühlen, Leiden, Hoffen machen kein Gedicht, wenn die Sprache nicht mitdenkt, -fühlt, -leidet, -hofft. Die äußere Form sagt für sich noch gar nichts. Der Inhalt macht noch kein Gedicht. Der Kunstvorbehalt schafft keine Zuwendung.

Gerade in jeder politischen Lyrik, die mit der Brechstange arbeitet, drückt sich etwas ungemein Wichtiges, etwas Lebensnotwendiges aus: Die Sehnsucht nach Veränderung und Zukunft. Die Sehnsucht erstarrt zur Geste, wenn sie im Gedicht nicht plausibel und anschaulich wird. Das stille Bewußtsein davon, daß so viele Umstände einen zur Bedeutungslosigkeit erdrücken können, weckt den Widerstand gegen die Bedeutungslosigkeit und deren Ursachen. Das Gedicht kann ein solcher Widerstand sein. Die Laberlyrik ist es nicht, sie ist nur eine Folge des Drucks. Auf dem Weg zum Gedicht steht der Laberlyrik vor allem eins im Weg – sie selbst.

Jugendtheater wohin?

Sarah Camp, Wolfgang Anraths, Uwe Gardein und Werner Geifrig im Gespräch mit Oskar Neumann

Neumann: Grenzüberschreitungen werden sich selbstverständlich ergeben, vom Jugendtheater zu den Laiengruppen, zum Erwachsenentheater.

Camp: Daß es da eine scharfe Abgrenzung gibt, bezweifle ich von vornherein.

Neumann: Zu probeweiser Selbstverständigung biete ich dennoch eine Vorgabe von Werner Geifrig an, was und wie Jugendtheater sein soll. Gemeint ist ein professionelles Theater, das individuelle Probleme im Bezugsfeld gesellschaftlicher Interessenkonflikte behandelt und diese so in den Erlebnis- und Erfahrungsbereich von Schülern, Lehrlingen, jungen Arbeitern und Arbeitslosen hineinstellt,

Geifrig: und ihrer Eltern!

Neumann: daß die Zuschauer ihre Interessen in diesem Konfliktfeld wahrnehmen und für sich daraus Folgerungen ziehen können. Ein Theater also, das für die Jungen Partei ergreift, die Veränderbarkeit verkrusteter Herrschaftsstrukturen zeigt, Hoffnung weckt, auch alternatives Leben, auch Utopie vorzeigt. Erscheint das zunächst ausreichend?

Anraths: Ausreichend sicher, aber doch recht allgemein.

Gardein: Und das meiste davon gilt wohl auch für ein Erwachsenentheater, wie wir es uns vorstellen.

Camp: So bestätigt sich bei mir der Zweifel, ob eine solche Abgrenzung wirklich sinnvoll ist. Ich mache meine Arbeit für Erwachsene und ich mache sie so, daß ich hoffe und inzwischen auch schon bestätigt finde, daß ich damit auch jungen Menschen etwas gebe.

Geifrig: Jugendtheater richtet sich aber nun doch mit speziellen Inhalten und mit speziellen Mitteln an Zuschauer mit besonderen Problemen. Sie sind keine Kinder mehr, etwa ab 13, erleben eine Zeit des Umbruchs durch die Pubertät und durch die jetzt andrängenden Fragen: wie geht es weiter mit mir, erst in der Schule, dann im Beruf, im Leben?

Anraths: Es gibt dabei auch diese Besonderheit: Jugendliche gehen nicht von selber und einzeln ins Theater, sondern, mit Ausnahmen, nur im Verbund. Deshalb ist Jugendtheater in besonderer Weise darauf angewiesen, den Verbund zu den Organisationen herzustellen, über Schüler und Lehrer zur Schulklasse, zur Gewerkschaftsjugend, zu Verbänden der Arbeiterjugend, zu Freizeitheimen . . .

Gardein: und zu solchen, die als Gruppe nicht nur Zuschauer sein, sondern auch selber Theater machen wollen, und zwar nicht nur für sich, sondern, ausgehend von gemeinsamen Interessen, Theater für andere. Durch Vermittlung des Kreisjugendrings bin ich dieser Tage mit einer größeren Gruppe solcher jungen Leute zusammen gewesen. „Was wollt ihr inhaltlich machen?“ „Das wissen wir nicht so genau, wir dachten, du kannst uns dazu was sagen.“ „Wie steht ihr zu *no future*?“ „Nein, das paßt uns nicht. Was uns allerdings hier vorgesetzt wird, so eine Zukunft wollen wir nicht. Aber wohin, das wissen wir selber noch nicht.“ Das Gespräch machte deutlich: die Zweierbeziehung und

alles, was darauf einwirkt, ist sehr wichtig für sie und, wie sie denken, auch für andere. Wo sie was machen wollen, werden sie als störend empfunden, wer sich nicht anpaßt, eckt an. Daraus haben wir nun den Zugang für eine Story gefunden: Ein junges Paar will für sich ein Appartement mieten. Wie reagieren die Eltern auf ein Mädel, das zuhause ausziehen und mit seinem Freund leben will? Wie reagiert der Makler, wie die Bank, von der sie einen Kredit haben wollen, wie das Wohnungsamt auf jeweils die gleiche Frage? Mit diesen Erfahrungen wollen wir wieder zusammenkommen und daraus ein Stück bauen, für unsere Story eine Form finden.

Anraths: Die Story – das halte ich für ganz wichtig. Früher, ich übertreibe jetzt, sind wir von plakativen Sätzen ausgegangen, die haben wir bebildert: Bestätigungstheater für bereits bewußte Jugendliche. Gegen Ende der siebziger Jahre wurde uns dann im *theater k* schon klar, daß wir an vielfältige Gewohnheiten und Haltungen anknüpfen müssen, mit „Nobody“ haben wir’s versucht, bloß die Liebesgeschichte haben wir auch da noch übersehen. Über „Schlachthaus“ sind wir zur „Bombe“ gekommen, fast nur noch die Story zwischen Charly und Britta; denn wenn wir die Jugendlichen erreichen wollen, dann nur so, daß wir von ihren Ängsten, von ihren Gefühlen ausgehen und das mit den gesellschaftlichen Realitäten konfrontieren, aufeinanderknallen lassen.

Gardein: Ja, wir hatten gedacht, das Erzählen von Geschichten sei raus aus den Köpfen. So wollten wir alles in Szenen machen, die durch Aktion hochreißen sollten. Aber die Jungen wollen Geschichten erzählt haben, heute schon wieder andere als vor fünf Jahren. Aber bestimmte inhaltliche Forderungen bleiben, vor allem Ehrlichkeit.

Anraths: Und Utopie. Im Kindertheater werden wieder Märchen erzählt.

Geifrig: Da bin ich oft skeptisch, genau wie bei der Wiederbelebung von Klassikern. Ich sehe die Gefahr, daß man damit den heute brennenden Fragen ausweichen will.

Anraths: Da ist was Richtiges dran, aber man kann die großen emotionalen Möglichkeiten des Klassikers auch für heute fruchtbar machen. Trotzdem ist auch mir ein aktuelles Stück im Jugendtheater lieber.

Geifrig: Dabei sehe ich unsere Verpflichtung als Theatermacher auch darin, daß wir den Spannungsmechanismen im Fernsehen, dieser Einweg- und Wegwerfproduktion im „Dallas“-Stil, etwas entgegenstellen: Spannungsbögen über mehrere Personen, mehrere Szenen auf einen Schluß hin, der aus der Darstellung der gegenwärtigen Misere hinkommt zum Aufspüren einer Chance, dem totalen Überwachungsstaat Orwellscher Prägung und den Risiken eines bis an die Zähne hochgerüsteten Atomstaates zu entgehen, also zu einem Stück realer Utopie.

Neumann: Damit aber – ich komme wieder auf deine Vorgabe zurück – rührt das Jugendtheater an gesellschaftliche Tabus, so muß es ins Schußfeld reaktionärer Politik und speziell Kulturpolitik geraten. Der Gegenkurs wird zweigleisig gefahren: Wir hatten hier die spektakulären Aufführungsverbote der Stücke „Stifte mit Köpfen“ und „Was heißt hier Liebe?“, und wir haben als sublimierten Reflex auf diese Zwänge die Entdeckung der „neuen Innerlichkeit“ und einer „neuen Ästhetik“, von Leitregisseuren an Leittheatern über

tonangebende Kritiker zur Leitlinie hochstilisiert. Die Ergebnisse sprechen für sich, richtiger: gegen diese Leitlinie. Die eigene Empfindung ersetzt die gewissenhafte Recherche, Gruppenkonflikte werden wichtiger genommen als gesellschaftliche Konflikte, Nabelschau-Szenen werden als Jugendtheater ausgegeben, Workshops aus dem Vorfeld der eigentlichen Inszenierungsarbeit zum Gipfel des Kunstprozesses erklärt – kein Wunder, daß das Jugendtheater damit im letzten Jahr rückläufige Besucherzahlen verzeichnen mußte.

Geifrig: Der Tendenzwende-Opportunismus hat an vielen Theatern Unheil angerichtet, aber er ist nicht voll durchgeschlagen, er stößt auf zunehmendes Unbehagen, weil er keine Bedürfnisse befriedigt, keine Fragen der jungen Menschen beantwortet.

Anraths: Die Jungen können damit nichts anfangen. Sie wollen doch Helden sein. In der „Bombe“ bieten wir ihnen zwei Helden an: einer ist in der Gewerkschaft, der weiß alles und tut nichts; der andere tut alles und rennt dabei dauernd mit dem Kopf gegen die Wand. Besaufen tun sich beide, und wie die Wut, die hinter all dem steckt, zum Mut der Zuschauer wird, es besser zu machen, das ist unsere bisher schönste Erfahrung mit einem Jugendstück.

Geifrig: Mich hat schon bei der Vorbereitungsarbeit zu den „Stiften“ die Frage beschäftigt, wie kann ich Jugendliche mit einbeziehen – zunächst mit dem Angebot eines negativen Helden –, die nicht in der Gewerkschaft sind, auch nicht wissen was das ist oder sogar Abneigung und Angst davor haben. Im Stück weckt die Figur, die Resignation verbreitet und den andern dauernd Klötze in den Weg legt, zunächst negative Assoziationen, erhält aber dann die Chance zu einer positiven Entwicklung. Das macht die Qualität aus im Gegensatz zu holzgeschnitzten Klischees.

Gardein: Wir sind ja über den früheren Erfahrungsbereich – Anschluß der Jungen an die allgemeine Angst, Resignation, Nachahmung der Erwachsenen im Gebrauch der Ellbogen – inzwischen schon wieder hinaus. Jetzt ändert sich das, es gibt wieder etwas, wo sie sich anschließen können, eine breite Bewegung wird für die Jungen sichtbar – damit müssen wir uns auch im Theater der achtziger Jahre auseinandersetzen. Und wenn die Jungen dabei fragen: Was wird aus mir ganz persönlich?, dann müssen wir das aufnehmen. Im „Schlachthaus“ haben wir das versucht: von den 5 Figuren hat im Privaten bis Privatistischen jeder recht, aber in der gesellschaftlichen Umsetzung hat eben nicht jeder recht. So konnte sich in einem breit zusammengesetzten Publikum auch jeder seine Favoriten auswählen, und wir bekamen eine sehr inhaltlich bezogene Diskussion.

Anraths: Das hat aber Konsequenzen: Die 5 Schauspieler müssen den Zorn erfahren haben oder sie müssen ihn spätestens während der Vorbereitung des Stücks erfahren. Die Schauspieler im theater k haben ein solches politisches Anliegen. Wenn wir das nicht realisieren, sagen sie uns: Das andere können wir beim Stadttheater auch machen, und dann unter sehr viel besseren materiellen Bedingungen.

Geifrig: In guten Produktionen beim Stadttheater habe ich auch erfahren, daß die Schauspieler herauskommen aus ihrem Theaterplüsch, aus dieser Binnenwelt, wo sich alles ums Theater dreht. In Köln zum Beispiel sind die Schauspielerinnen in die Fabrik gegangen, sie haben zum ersten Mal in einem

Textilbetrieb ihre Geschlechtsgenossinnen am Band erlebt, und das kam über die Rampe.

In der Orientierung auf die achtziger Jahre sehe ich die Notwendigkeit, daß wir uns einer außerordentlichen Verschärfung der Probleme stellen müssen. Als ich 1972 die „Stifte“ machte, gab es Jugendarbeitslosigkeit im heutigen Umfang nicht. Mit der Krise hat sich die Angst um den Arbeitsplatz verstärkt, das Risiko, sich zu wehren, erscheint größer, die Aussicht nicht arbeiten zu können, bringt eine erschreckende Perspektivlosigkeit, auch schon bei Schülern. Wenn sie ihre Zukunft beschreiben, kommt außer wenigen Geschichten, wo sich junge Leute heute gegen einen neuen Faschismus wehren, Erschreckendes heraus.

Neumann: Wir haben das im *kürbiskern* 3/80 am Beispiel des Kölner Schreibwettbewerbs dargestellt, wo ja auch die Katastrophenvorstellungen alle anderen Zukunftsbilder nahezu erdrücken.

Geifrig: So kommt es zur Flucht in die Droge, zum Massenerfolg von Jugendsekten, die über den Trend zum Unbewußten zu purem Neofaschismus verführen. Dagegen entwickelt sich neuerdings nun wieder ein Zug zur Aktivität, in Gewerkschaftsjugendgruppen, die zum Teil durch tiefe Krisen gegangen sind, dann aus der Hausinstandbesetzerszene heraus, wo ein ganz real-utopischer Hintergrund da ist, weiter aus neuen Strömungen, die sich immer stärker gegen den Neofaschismus engagieren, wie das am 26. September hier in München sichtbar geworden ist.

Camp: Mit vielen Schülern in der Demonstration, und was mir besonders aufgefallen ist: mit jungen Leuten, die ich auf den ersten Blick als Punker eingeordnet hätte.

Anraths: Auch da also ein Trend von *Tunix* zu *Tuwat*.

Geifrig: Und schließlich die 300 000 in Bonn – in dieser Friedensbewegung geht es weg von der Angst, hin zu dem: Wir müssen das in die Hand nehmen, wir müssen es denen zeigen. Von vielen Betroffenen, von Eltern, die skeptisch waren – man hatte ihnen ja eingeredet, da würden Steine fliegen, wenn nicht gar Bomben –, werden jetzt sowohl die Aktionen als auch die gehässigen Kommentare der Gegenseite schon anders bewertet. Ein wichtiger Wendepunkt dahin war bereits Nürnberg. Da wurde der Bogen überspannt. Das hat viele aus dem bundesdeutschen Schlaf geweckt. Plötzlich wehrten sich mit den kriminalisierten Jugendlichen auch die Eltern.

Anraths: Und die Theater hatten ihren Anteil daran. Der könnte sehr viel größer sein, wenn nun die Verbindungen zur Gewerkschaftsjugend, zur SDAJ, zu Jusos und Falken, zu den Jungen in der Friedensbewegung wirksam würden. Aber selbst die vorhandenen mobilen Produktionen werden von den Organisationen noch nicht so genutzt, wie das wünschenswert wäre. Manchmal hab ich den Eindruck einer gewissen Bequemlichkeit: Hannes Wader auf dem Plakat, das bringt tausend Leute. Wozu erst die Mühe mit dem Jugendtheater?

Geifrig: An unserem Angebot kann es nicht liegen. Das Landestheater Tübingen zum Beispiel hat sich mit einem Aufruf zur Unterstützung der Hausbesetzer an die subventionierten Theater gewendet und ist selber mit einer geeigneten Szene aus seiner eigenen Produktion nach Nürnberg gekommen. Die hätten auch eine Szene für Bonn gehabt, wenn dort ein Auftreten

möglich gewesen wäre.

Gardein: Das Tübinger Beispiel gibt es allerdings noch nicht allzu oft, die Repression von seiten des Geldgebers ist zu wirksam, und die gesellschaftlichen Gegenkräfte, voran der DGB, sind hier noch kaum auf dem Plan.

Anraths: Auch das Festival der Jugend war da keine Ausnahme. Unsere „Bombe“ sollte nach etlichem Hin und Her auf der Laienbühne, abseits vom großen Geschehen gespielt werden.

Gardein: Dabei haben wir Ermutigung und Unterstützung wirklich dringend nötig, denn nichts von dem, was vorwärts will, geht reibungslos, siehe die Zerschlagung des „Theaters am Turm“ nach den Attacken der Frankfurter CDU-Fraktion und die Talfahrt beim „Theater der Jugend“ hier in München, bis dorthin, wo die Funktion dahin verstanden wird, den Lehrern, die bei den selbstentwickelten Stücken Angst bekommen hatten, jetzt halt Max Frisch, der im Lehrplan steht, für ihre Schulklassen anzubieten.

Camp: Darin kann sich nun sicherlich nicht der Sinn von Jugendtheater erschöpfen. Aber warum eigentlich überhaupt Jugendtheater? Weil sich ein Freizeitheim eher ein Jugendstück einlädt, als mich? Das könnte ja ein Grund sein. Auf der anderen Seite habe ich als Volkstheatermacher den Anspruch, daß ich sehr breit verstanden werden will, mit Satire, mit Dialekt, dadurch, daß ich einfach Dinge aus der Figur entwickle, nicht plakativ draufsetze. Ich habe den Anspruch, daß mich viele Leute verstehen, auch die Jungen. Dazu gehe ich mit meiner Produktion z. B. in die Bibliothek am Harthof, dazu gehe ich zu Jugendgruppen, bei denen ich bestätigt finde, was Üwe Gardein sagt: sie wollen, daß ich ihnen helfe Theater zu spielen. Mit Oberschülern ist das schwierig. Die sind durch den Unterricht stilistisch festgelegt, nicht auf Probleme. Da wollten die einen Sartre und Camus, andere eine Pantomime. Ich habe ihnen empfohlen, sie sollten ein Märchen aktualisieren, mit Partnerproblemen, mit Eltern. Um ihnen richtige Vorschläge zu machen, ist viel Erfahrung mit Jugendlichen nötig. Sonst läßt man sie mit ihren wirren Vorstellungen allein. Man muß wissen, was läßt sich daraus wie entwickeln.

Anraths: Was die Theatergruppen hier im Kreisjugendring spielen, reicht von Kroetz bis zur Klamotte, wieder andere machen ein Theater, das ausschließlich Bezug auf die Schule hat, aber nicht auf ihr Leben. Aus Markt Schwaben sind sieben junge Leute gekommen, weil sie bei uns mitspielen wollten. Die haben inzwischen selber eine Szenenfolge gegen die Drogen entwickelt, ein Problem aus ihrer Situation, ganz laienhaft, aber mit großer Spielfreude; nur wir sind noch zu schwach, um das weiterzuentwickeln.

Geifrig: Aber das ist doch schon etwas? Mein Schlüsselerlebnis war das Mitmachen in so einer Laiengruppe. Ich hatte kein Selbstbewußtsein; dort hab ich's gefunden und das hat mir geholfen, meine Spielfreude nach außen zu tragen. Beim „Theater der Jugend“ haben wir versucht, auf die Wichtigkeit von Schultheater hinzuweisen, den Lehrern klar zu machen, welche Bedeutung es hat, über Rollenspiele zu einer erzählten Geschichte zu kommen, dabei die eignen Probleme als in Wirklichkeit gesellschaftliche zu verstehen. Das ist mit der Tendenzwende ruiniert worden. Aber was bei dem Rückzug auf Märchen für Kinder oder Klassiker für die Schüler herauskommt, reicht den Jugendlichen nicht. Deswegen wollen sie auch im Schultheater Stücke, die sie gelesen

haben, nicht bloß Zeile für Zeile nachspielen, sondern so ändern, daß die eigne Situation reinkommt. Wenn wir solche Anstöße, selber was zu machen, zu einem guten Ende bringen – das ist für mich schon ein Stück politischer Auftrag, den Literatur hat.

Anraths: Das gilt aber nun wirklich für jede Theaterarbeit.

Geifrig: In der professionellen Theaterarbeit überspannen Schauspieler im Zuge ihrer Emanzipation zum Teil auch den Bogen. Sie haben kein Zutrauen zu einer Vorlage, die in jahrelanger Arbeit entstanden ist, wollen zuerst alles ändern, um am Ende das Stück dann doch vom Blatt zu spielen.

Gardein: Das ist eine Sache gegenseitiger Erfahrung. Statt gegeneinander sollten es Autoren und Schauspieler miteinander versuchen. Miteinander etwas machen, das hat neue Qualität. Die Kritik wird das trotzdem „die alten Klischees“ nennen, weil sie halt bestimmte Dinge nicht gern im Feuilleton hat: Arbeitslosigkeit statt den Jungen „Spaß zu machen“, das sind für die AZ „linke Rundumschläge“. Auch darum sind wir froh, daß der Bundesvorstand des VS jetzt solche Projekte als **Arbeitspunkte aufgenommen hat, wie Treffen von Autoren, Schauspielern, Dramaturgen, Regisseuren: Was können wir miteinander tun? Das Schlimmste ist, nicht miteinander zu reden.** Sobald wir ins Gespräch kommen, was am Theater möglich ist, sind wir schon ein Stück weiter.

Geifrig: Unter der Voraussetzung, daß wir uns die Dinge nicht zugunsten der Nabelschau zerreden lassen, oder auch der „Gruppendynamik“. Damit wird der Plüschräum, die Binnenwelt Theater nur unter anderen Vorzeichen wieder zur Hauptsache. Aber nicht das Theater ist die Hauptsache, sondern die umgebende Realität, . . .

Camp: Selbst Nabelschau kann ihr Recht haben, sie kann sich schließlich an einem Text bewähren, nur – und darüber ist mit dem Schauspieler zu streiten – sie muß sich nicht verselbständigen, darf nicht selbständig bleiben.

Geifrig: Was du vorschlägst, ist gute Regiearbeit. Das andere ist Workshop, oder ein bloßes lauter Formen Hinterherlaufen. Da hat Volker Ludwig „Ein Fest bei Papadakis“ geschrieben, aber statt seiner saftigen Geschichte erscheinen Puppen, nach einem irgendwie mißverstandenen Brecht, und das Stück ist ruiniert. Oder die Landesbühne Bruchsal nach dem Motto „Ohne Rock ist Jugend nicht zu erreichen“ mit ihrem Rock-Musical „Clinch“, von jungen Darstellern aufgemischt zu einem lauten, dilettantischen Stück, und das mit 15 000 Mark Subvention. Nichts gegen das Experiment, so sieht man jedenfalls, wie man es nicht machen sollte.

Anraths: Und die „Schmetterlinge“ bei uns?

Gardein: Du hast da Leute gehabt, die sagen konnten, was nicht sein darf: nämlich nur Theatererfahrung auf der Bühne. Aber wenn klar wird, was für gesellschaftliche Zwänge sich im Theater äußern, dann wird das sinnvoll für die Leute vom Theater und für ihr Publikum.

Geifrig: Sarah, du sagst nicht nur, du machst Volkstheater. Eigentlich ist die Kategorie Jugendtheater nichts anderes als ein gesellschaftlich nötiger Schritt in deine Richtung. So um '68 herum haben wir ja auch mit Stücken für das Erwachsenentheater angefangen. Mit Erika Runge sind wir auf die Ruhrfestspiele gekommen, und ausgerechnet das Publikum, mit dem wir die Auseinan-

dersetzung um die Kohlekrise wollten, bekam dort das Stück nicht zu sehen. Als das so nicht ging, habe ich für Leute zu schreiben angefangen, von denen ich hoffte, sie würden am ehesten ein Ohr fürs Verändern haben, eben die jungen Leute.

Anraths: Wir haben dann hier in einer Kneipe gespielt, da kamen dann die Studenten. Die hat das Thema Kohlenkrise eigentlich nicht betroffen, aber sie haben Geschichte erfahren.

Geifrig: Und das hatte mehr Wirkung als die Aufführung bei den Ruhrfestspielen. Kulturpolitisch gesehen ist so letzten Endes das Absetzen von Jugendtheater gegen Erwachsenentheater ein taktischer Übergang zu dem, was ich Volkstheater nennen würde.

Camp: Taktik wegen der Zielgruppe?

Geifrig: Kulturpolitische Taktik.

Anraths: Vielleicht sollten wir's zusammendenken, in Richtung „Familien-theater.“

Geifrig: Kein schöner Begriff, das klingt so nach „Familienpolitik“.

Anraths: Und sollte dem gerade etwas entgegensetzen!

Neumann: Das würde mir gefallen, nicht nur weil ich Vater bin, sondern auch, weil es dem Mißverständnis von der „Zielgruppe“ entgegenarbeitet, und damit auch der fatalen Fixierung auf den „Generationenkonflikt“.

Camp: Ich habe schon den Verdacht, daß mit dem Schild „Jugendtheater“ einfach Leute angelockt werden sollen, die ich im Kellertheater nicht bekomme. Es wäre ja schön, wenn Vater und Sohn, Mutter und Tochter zu euch und zu mir kämen, das wäre eine Erweiterung auf beiden Seiten und wir hätten ein sehr ähnliches Aufgabenfeld.

Geifrig: Gegen die soziologische Kategorie „Zielgruppe“ bin ich allemal. Die ist doch pervers! Wir machen ein Stück für Lehrlinge oder für Arbeitslose – das sind 74 % eines Jahrgangs, der größte Teil der jungen Menschen. Deshalb will ich ja hin zum Volkstheater. Die Kinder sollen sehen, wie ihre Mutter am Fließband arbeitet. Dafür wären zwar filmische Mittel viel geeigneter, aber im Fernsehen gibt es keine Produktion für Kinder, wo der produzierende Mensch mit allen Folgen, die das für ihn hat, gezeigt wird. Im Theater ist das schon geleistet worden, so zeigt man dem Kind, warum die Mutter grantig heimkommt, warum das Bedürfnis so stark ist, sich erst einmal lang auszustrecken.

Gardein: Wir haben das auch im Fernsehen probiert, daß sich Junge und Erwachsene nicht gegenseitig diffamieren. Wir haben eine Familie hingestellt, wo jeder seine Probleme hat, insofern ein wenig Superfamilie, weil jeder zur Diskussion bereit ist. Wir hatten Einschaltquoten bis zu 11 %. Trotzdem wurde die Sache kommentarlos abgesetzt, es waren zu viele Institutionen dagegen, bis hin zu ihren Briefschreibern: Die Kirchenglocken läuten, die Familie ist zu Hause, die gehen also nicht in die Kirche! Das genügte.

Geifrig: Das ist die gleiche Linie, die Stücke mit aktueller Problematik aus der Arbeitswelt allemal damit abtut: Der Arbeiter will das nicht sehen, wenn er aus der Fabrik rauskommt.

Neumann: Das war ja eben auch in einer Kritik gegen August Kühns „Vorstadt“ zu lesen: Die Leute unten mögen keine Bücher über Leute unten, sondern nur von denen oben.

Geifrig: Gegen diese, vom Interesse derer oben bestimmten Einwände bleibe ich bei unserer Erfahrung: wenn man etwas in den menschlichen Konflikten parteiergreifend für diejenigen macht, die man erreichen will, weil es einen selber betrifft, dann kommen die Leute auch und sie verstehen einen.

Camp: Dazu gehört auch ein bestimmter Service: vor allem, daß man bei uns miteinander reden kann. Zum Beispiel mit einem Lehrer und seiner Schulklasse über Dinge, die grad nicht auf dem Lehrplan stehen. Dieses Andere wollen sie sehen, das ist ihr Interesse. Wenn es eine komische Geschichte ist, ist es immer gut, um auf diese Weise ernste Sachen an den Mann zu bringen, und auch das Argument, man unterhält sich nicht, ist damit weg. Dazu kommt bei mir noch der Reiz des „armen“ Theaters: Wie kann eine Person ohne alle Hilfsmittel elf Personen spielen? Auch so bringe ich Dinge rüber, die sonst nicht oder noch nicht massenwirksam zu machen sind.

Geifrig: Das ist nun wieder ermutigend für unsere ganze Richtung. In den siebziger Jahren sind infolge der Weigerung, gesellschaftskritische Stücke zu zeigen, Lücken entstanden. In dem Maß, wie wir sie füllen, bekommt unsere Produktion eine kulturelle Avantgarde-Funktion in Richtung Volkstheater. Dabei ist auch sehr wichtig, was du vom Service sagst. Hier muß deutlich werden, daß es uns um Partnerbeziehungen zum Publikum geht – ganz im Gegensatz zur Warenwerbung, die auf das Abgrenzen und Absahnen einer „Zielgruppe“ aus ist. Das fängt bei solchen Kleinigkeiten an, daß man im „theater k“ sein Bier zusammen trinken und miteinander reden kann, und es geht bis dorthin, wo Uwe als Autor gefragt und um Hilfe gebeten wird.

Camp: So kommen wir in unserer Arbeit auch weg vom Schreibtisch, sicher, um zum Schreiben immer wieder dahin zurückzukehren. Aber man kann nicht daheim alles ausdenken wollen. Allein schreiben, ja, aber eben so, daß die Realität von draußen sich durchdringt mit den Erfahrungen an meinem Arbeitsplatz.

Gardein: Ich habe bei Theatern eine Umfrage gemacht: Wie entsteht ein Spielplan? Zur Benachteiligung lebender Autoren wußten sie alle: Das Abo-Publikum will das nicht, es will Klassiker. Aber keiner hat bestätigen können, daß man sich jeweils überhaupt mit Wünschen des Publikums beschäftigt hat. Darum noch einmal: Was kann Volkstheater sein? Es geht sicher nicht so, daß man auf der Bühne steht und mit dem Fernrohr die Zielgruppe sucht. Es muß etwas sein, was Theaterleute zusammen mit dem Publikum entwickeln. Und da sehe ich, wenn die Beteiligten es wollen, auch die große Chance des Jugend-theaters.

Werner Stiefele Kampf dem Atomtod

Theaterstücke aus den 50er Jahren gegen atomare Bewaffnung und Kernwaffentests

General: Achtung! Alarm für alle! Geben Sie Einsatzbefehl für alle atomaren Geschwader. Die Staffeln V starten sofort, die Staffeln Y ohne weiteren Befehl in zwanzig Minuten Abstand. Alarmstufe drei für alle.

Oberst: Und wenn diese ominösen Flugzeuge wieder Gänse oder atmosphärische Störungen sind?

General (kalt): Trotzdem beginnt in dreißig Minuten der dritte Weltkrieg. (An- und abschwelliges Heulen von Düsenmotoren. Der General zündet sich gelassen eine Zigarre an.)

Major (stürzt herein): Oberst, sofort den Alarm abblasen! Die Radarleute haben sich geirrt, es waren eigene Maschinen. (16) ¹

Wann wurde das geschrieben? 1980, nachdem ein Computerfehler in den USA dreimal innerhalb eines halben Jahres zum Auslösen der höchsten Alarmstufe führte? Oder als Warnung vor den Jahren nach 1983, wenn Cruise Missiles und Pershing-II-Raketen in der BRD stationiert sind? Dann würden allerdings keine Bomber gestartet, sondern Raketen, die nicht mehr rückrufbar sind. Der Atomkrieg hätte begonnen.

Der Text ist 20 Jahre alt. Er entstammt dem „Agitationsprogramm gegen den Atomtod“ von Rainer Otto: „Wenn wir alle nicht wollen“, Ende der 50er Jahre in der DDR verfaßt. In der Darstellung der atomaren Gefahr, in seiner Entlarvung der amerikanischen Außenpolitik ist er leider immer noch brandaktuell.

„Nach meiner Meinung wird die Verwendung der Atombombe von folgenden Voraussetzungen abhängen: Nützt sie mir oder nützt sie mir nichts, wenn ich in den Krieg gehe. Wenn ich sehe, der Gewinn ist auf meiner Seite, dann werde ich sie sofort anwenden.“ (22) Das war nicht Reagan, den Rainer Otto zitierte, sondern Dwight D. Eisenhower.

Aber bei allen Parallelen – die Situationen von damals und heute unterscheiden sich doch wesentlich. Als damals die USA mit voller Kraft die roll-back-Strategie fuhren, waren die Verhältnisse in Europa wesentlich weniger stabil. Deutschland, obschon faktisch bereits geteilt, besaß noch offene Grenzen zwischen den beiden deutschen Staaten. Westberlin, die Grenze: Die US-Strategen sahen in alledem Möglichkeiten zu einem militärischen Vorgehen. Ein atomarer Angriffskrieg war Inhalt zahlreicher amerikanischer strategischer Planungen. ²

Inzwischen hat sich die Weltlage gewandelt; nicht einmal kühnste imperialistische Strategen können sich erhoffen, unterhalb des Preises weitgehender militärischer Selbstzerstörung die politischen Verhältnisse wieder zurückentwickeln zu können. Andererseits: Die Zuspitzung der kapitalistischen Krise, die Enge der Absatzmärkte, Erschwernisse beim Kapitalexport in Länder der dritten Welt erhöhen die imperialistische Aggressivität, Reagans Politik, aber

auch Genschers und Schmidts Auftreten zugunsten des Hochrüstungskurses sind dafür beredtes Beispiel. Die Gefahr einer Katastrophenpolitik wächst. Immerhin existiert Carters Direktive 59 mit der Planung des atomaren Erstschlags ³; in „seriösen“ amerikanischen Politikzeitschriften werden Strategieplanungen diskutiert, nach denen man kalkulieren könne, daß bei einem künftigen Atomkrieg außer allen Europäern lediglich 20 Millionen Amerikaner sterben müßten, also „nur“ 10 Prozent der Amerikaner. ⁴

Auch die Tradition dieser Verachtung des ersten Menschenrechts zeigt das Stück von Rainer Otto: durch Atombombenversuche in der Wüste Nevadas werden Tausende obdachlos und radioaktiv verseucht; die Testexplosionen im Pazifik führen zu Vergiftungen, verseuchter Fisch wird in der Reklame angepriesen: „Eßt japanische Fischkonserven . . . und ihr bleibt gesund.“

Nur wenige solcher Agitationsstücke wurden gedruckt; ich bin sicher, daß auch in der Bundesrepublik Texte von Laiengruppen zu diesem Thema vorhanden sind – allerdings in privaten Schubladen. Und in zwanzig Jahren werden es die Straßentheaterszenen und Sketche heutiger Spielgruppen sein, der süddeutschen „Panzerknacker“ oder auch anderer. Ein Dokumentationszentrum wäre wünschenswert.

Überraschend ist die Fülle einschlägiger Theaterstücke, die unmittelbar nach dem Ende des zweiten Weltkriegs und in den 50er Jahren für professionelle Bühnen verfaßt wurden. Auf dem Buchmarkt sucht man sie vergeblich, von wenigen Ausnahmen abgesehen: Hans Henny Jahnn: „Die Trümmer des Gewissens“, Max Frisch „Die chinesische Mauer“, Heinar Kipphardt „In der Sache J. Robert Oppenheimer“, Heinrich Böll „Ein Schluck Erde“. ⁵

Die ersten Stücke von Autoren aus der BRD, Schweiz und Österreich brachten in den Jahren 1945–1952 eine mythologische oder religiöse Deutung (Faßbind, Frisch, Becsi) ⁶; Ulrich Bechers „Die Kleinen und die Großen“ (etwa 1955/56) ist das erste politische Stück. In diese Zeit fällt auch Carl Zuckmayers Stück „Das kalte Licht“, das den Bau der amerikanischen Atombombe rechtfertigt und mit der Verurteilung des „Atomspions“ Klaus Fuchs das amerikanische Atombombenmonopol für wünschenswert erscheinen läßt.

Günter Weisenborns „Göttinger Kantate“ (1958) und „Die Familie von Nevada“ (ebenfalls 1958) ⁷ sind unmittelbar mit der Bewegung gegen Atomwaffentests und die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen verbunden; ebenso Hans Rehfischs „Jenseits der Angst“ (1959). ⁸ Hans Henny Jahnn befaßt sich in dem Stück „Die Trümmer des Gewissens“ (1959) hauptsächlich mit den durch Strahlenschäden, Reaktorunfällen, Atombomben und Biochemie aufkommenden ethischen Fragen.

Auch in der DDR wurde im Verlauf der 50er Jahre eine größere Zahl von Stücken aufgeführt, meist von geringerem Niveau. Erst Mitte der 70er Jahre folgte eine umfassende Darstellung mit Ernst Schumachers „Die Versuchung des Forschers oder Visionen aus der Realität. Ein Biophysical“ ⁹ und der aus der Zusammenarbeit von Karl Mickel und Paul Dessau entstandenen Oper „Einstein“ ¹⁰ Beide machen deutlich: Die Freiheit von Atombomben zu erlangen, erfordert antiimperialistischen Kampf und schließlich Beseitigung der Kapitalherrschaft.

In Bechers „Die Kleinen und die Großen“ beabsichtigt Diktator Adolar – eine Mischung aus Franco und Hitler –, die beiden Großmächte mittels der Zinnoberbombe atomar zu erpressen und die Welt unter der Herrschaft seines Landes Quion neu zu ordnen. Das Volk erhebt sich gegen diese Pläne.

In der Fabel wird deutlich: Die Hauptkraft des Volkes sind die Minenarbeiter. Sie handeln in Übereinstimmung mit der als kulturell-wertvoll betrachteten Vergangenheit, während der Diktator Adolar die humanistischen Werte als verabscheuungswürdig betrachtet. Seine eigene Tochter Mignon gilt ihm als verrückt, da sie sich mit Büchern abgibt. Dargestellt wird diese Übereinstimmung von humanistischem Erbe und antifaschistischer Einstellung durch „Hinze“-Fabelwesen, die als „Gewissen unter dem Tisch“ (360), als „der alte Untergrund“ die Lebendigkeit der Vergangenheit bewahren und weiter auf die Menschen einwirken. Adolars Tochter Mignon hat sich auf diese Weise mit dem Hinz Toulouse (Lautrec) verbündet, der Fabel-Hinz begegnet ihr schließlich in Gestalt des revolutionären Bergarbeiters Toledano. Sie lieben sich.

Die von Becher dargestellte Bedrohung ist unmittelbar an politische Verhältnisse geknüpft. Daß die Kriegsgefahr von einer kleinen dritten Macht ausgeht, die beide Großmächte in absolutem Größenwahnsinn zu erpressen versucht, hat sich als bislang unzutreffende Befürchtung erwiesen. Aus der Situation der frühen 50er Jahre heraus, in denen man noch nicht von mehrfachen Overkill-Kapazitäten sprechen konnte, waren solche Ängste verständlich. Indem Becher die Gefahr nicht von den „Westgroßen“, den USA, ausgehen läßt, traut er ihnen allerdings – entgegen der historischen Realität – eine Vernünftigkeit zu, die ihrem politischen System zutiefst widerspricht.

Bei Rehfish hat eine politische Massenbewegung den faschistischen Diktator gestürzt und die Kriegsgefahr beseitigt. Er schrieb sein Stück während der Bewegung gegen die Wiedereinführung der Wehrpflicht, die breite demokratische Kreise zu gemeinsamen Aktionen vereinigte. Hans Henny Jahnns „Die Trümmer des Gewissens“ entstammt einer späteren Phase der antimilitaristischen Bewegung. Während sich die SPD im Laufe des Jahres 1958 auf ihren Godesberger Parteitag vorbereitete und erste Spekulationen in Richtung einer großen Koalition anstellte, waren ihre Aktivitäten in der Friedensbewegung stark zurückgegangen. Schon das Verbot der KPD im Jahr 1956 hat am Abflauen der Bewegung seinen Anteil, fehlte doch nun einem besonders aktiven Teil der Friedensbewegung die Möglichkeit zum offenen Auftreten. Viele ihrer Aktivisten in der Antiatomwaffenbewegung wurden verhaftet. Die Ostermarschbewegung hatte sich noch nicht richtig formiert, als Jahnns sein letztes Stück schrieb; größere Ostermärsche fanden erst in den 60er Jahren statt, also nach Jahnns Tod 1959. Insofern ist es verständlich, daß Jahnns, obwohl er selbst jahrelang aktiv in der Friedensbewegung mitgewirkt hat, seinem Stück nur ein eher resignatives Ende geben kann.

Jakob Chevrats, Atomphysiker, erfährt von dem Verbrechen, das mit den Ergebnissen seiner Forschungen geplant ist: Die Vernichtung der asiatischen Rasse und die anschließende Versklavung der Afrikaner durch die Weißen. Daß bei diesem Atomkrieg auch 90 % der weißen Bevölkerung vernichtet

werden und lediglich 600 bis 700 Tausend in einem unterirdischen Tunnelsystem unbeschadet als weiter fortpflanzungsfähige Eltern künftiger Generationen überleben können, macht deutlich, wie traditionell, alt und verkommen neuere ähnlich lautende Überlegungen aus Politikerkreisen der USA sind. Die Zahlenspiele lauten heute anders, es sollen „nur“ noch 10 % der Amerikaner sterben. Dennoch gilt weiter: „Wir können im nächsten Augenblick, in der kürzesten Strecke an Zeit, sagen wir: in einer achttausendstel Sekunde, es mag auch weniger sein – wir können im nächsten Augenblick also aufhören, Lucie, Tiripa, Elia, Arran zu sein und vom Fleisch und dem Zubehör – sagen wir Liebe, Eingeweide und Hirn – in Staub, in gelblichen radioaktiven Staub verwandelt werden, sofern der Zufall oder ein Weltengesetz, der liebe Gott oder ein verrückt gewordener Flieger, ein querulierender Politiker, ein Eiferer oder was er sei, eine entsprechende Bombe auslöst.“ (110) Diese Vorstellung entsetzt jenseits von konkreten Zahlen.

Chevrats durchschaut das Spiel, das mit ihm und seinesgleichen getrieben wird und tötet in einer einsamen Tat seinen Auftraggeber, den Präsidenten (des Pentagon) Sarkis. Einsam ist die Tat, obwohl sich außer Chevrats und seiner Frau vier weitere Personen zu ihrer Ausführung verschworen haben: Der Indianerjunge Tiripa, an dem ein Biologe Experimente mit radioaktiv verseuchter Nahrung vornimmt, Chevrats Sohn Elia, der durch die permanente Strahleneinwirkung auf dem Versuchsgelände, das gleichzeitig Wohnstadt der Wissenschaftler ist, knabenhaft impotent blieb. Weitere Bundesgenossen: Arran, Elia's Freund und der „Groom“ Robert – Groom ist hier meines Erachtens eine utopische Bezeichnung für gewöhnliche Arbeiter.

An der Zusammenstellung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit kann man die Wirkung von Robert Jungks Enthüllungen ablesen. Bereits 1952 faßte er in dem Buch „Die Zukunft hat schon begonnen“ die der Menschheit durch Fehlentwicklungen wissenschaftlicher Tätigkeit drohenden Gefahren zusammen, in „Heller als tausend Sonnen“ schildert er 1956 die Entwicklung der Kernphysik hin zu Atom- und Wasserstoffbomben, dabei auch die Isolation, in der die Atomwissenschaftler in einer eigenen Stadt abgeschirmt von ihrer Umwelt forschten.

In der bei Jahnns geschilderten Verschwörung stellt der Groom Robert die Verbindung zur Welt außerhalb des Reservats dar. Er hat dort eine ähnliche Gruppe gebildet – so hat die Verschwörung der Intellektuellen innerhalb der Anlage einen geringen Kontakt zur Arbeiterklasse. Chevrats nennt Robert ausdrücklich „eine Hoffnung“ (146).

Die „durchschnittlichen Menschen“ (180) wirken zwar mit, der Arbeiterklasse teilt Jahnns jedoch keine bedeutende Rolle zu. Er zeigt den Redakteur einer Arbeiterzeitung, „die fast nichts ausrichtet“ und nach Enthüllung einer Atomkatastrophe eine Zeitlang verboten wird. Als sie wieder erscheinen darf, ist ihr ein Redakteur aufgezwungen worden, der über keinesfalls aktuelle Bildungsfragen ständig seitenlange Artikel liefert, die realiter von Autoren außerhalb der Redaktion geschrieben wurden. Die Arbeiterzeitung hat damit faktisch aufgehört zu existieren.

Da keine politische Massenbewegung vorhanden ist, sieht Chevrats den einzigen Ausweg im Tyrannenmord an Sarkis. Chevrats Frau deutet jedoch an, daß

an Sarkis Stelle ein neuer Auftraggeber treten könnte, der das geplante Verbrechen fortführt. Außerdem zeigt die Szene „Fast eine Pantomime“, daß die Gefahr doppelt besteht: Die Strategen zweier Großmächte planen in parallel gehaltenen wortgleichen Reden den dritten Weltkrieg. Jahn trägt hier eine Variante der Supermachttheorie vor, wobei er zwei Dinge außer Acht läßt: Es waren stets die Sowjetunion und die mit ihr verbündeten sozialistischen Länder, die sich gegen das Wettrüsten, für ein Verbot der Massenvernichtungswaffen und vollständige Abrüstung ausgesprochen haben. Und es waren und blieben bis heute stets die USA, die mit neuen Waffentechniken vorrüsteten. Zum zweiten läßt Jahn die sozialen Grundlagen der beiden Großmächte außer Acht: die Kapitalherrschaft in den USA führt zu Aggressivität – die Herrschaft der Werktätigen in der UdSSR ist synonym zu Friedensliebe. Bei Beachtung dieses Grundunterschieds kann man keine derartige Parallelszene konstruieren und damit beide Großmächte als gleichermaßen aggressiv darstellen.

Interessant ist, daß Piscator unter anderem diese Szene in der Frankfurter Uraufführung 1961 wegließ – wobei er anscheinend den Text auch sonst stark verändert hat; der Herausgeber von Jahnns Stück, Walter Muschg, spricht von einer „Veränderung bis zur Unkenntlichkeit“. ¹¹

Jahn befürchtete allerdings selbst, das Stück sei in der von ihm hinterlassenen Form (er starb 1959 während Änderungsarbeiten am heute vorliegenden Text) kaum aufführbar. Insofern ist Piscators Eingreifen auch von daher verständlich.

Wie sehr es sich lohnen kann, das Stück aus der Vergessenheit zu holen, zeigen Beobachtungen von Sabine Heymann, *Frankfurter Rundschau*, 9. November 1981, aus Kassel: „Das Thema ist viel zu hautnah und ernst, als daß es auf dem Theater durch spektakuläre Zutaten verwässert werden darf. Auf die Kraft des Textes sich verlassend, . . . ist Seesemann hier ein beachtlicher Wurf gelungen, leises, eindringliches, konzentriertes Theater, dessen Bilder und Worte aufstören, und dies nicht nur für einen Moment . . . Hier drückt sich die überzeugende Arbeit eines ganzen Teams von Schauspielern aus, die zu einem nicht unerheblichen Teil auch öffentlich gegen die Eskalation der Atombewaffnung eintreten. Im Foyer ist ein Informationsstand zu Atomwaffen und -kraftwerken aufgestellt, und der Krefelder Appell liegt zum Unterschreiben aus . . . Es wurde nicht Theater konsumiert. Niemals vorher habe ich in der Pause oder hinterher, wohin ich auch hörte, so intensiv über ein Stück und sein Thema sprechen hören . . .“ Kassel war nach Wuppertal die zweite Inszenierung dieser Spielzeit, eine weitere folgt durch das Stuttgarter Staatstheater. Es ist den Beteiligten und der gesamten Friedensbewegung zu wünschen, daß das Stück als ein Beitrag zu eingreifendem Denken in schlüssigen Darstellungen auf viele Bühnen gebracht wird.



Etwas früher als Jahn schrieb Hans Rehfisch und Günter Weisenborn ihre Stücke. Weisenborns „Göttinger Kantate“ wurde – Ironie der Geschichte – auf dem Stuttgarter SPD-Parteitag 1958 uraufgeführt – dem Parteitag, auf dem

die SPD einen Beschluß faßte, „der die Bejahung der Landesverteidigung durch die SPD aller Zweifel enthob, ja darüber hinaus sogar ein praktisches Verteidigungskonzept enthielt.“ Danach zog sich die Partei als Organisation aus der Friedensbewegung zurück. ¹²

Weisenborns „Die Familie von Nevada“, in der späteren von mir benutzten Fassung in „Die Familie von Makabah“ umgeändert, ist ein Schauspiel mit zwei Handlungsebenen, einer realen und einer imaginären. Die reale Handlung: Kernphysiker bereiten einen Atombombentest vor. Ein wegen politischer Unzuverlässigkeit entlassener Kernphysiker (der Schatten von Mc Carthy!) namens Cricot fordert seine Kollegen auf, die Versuchsexplosion zu verhindern. Greppi, Chef des Forschungsinstituts, ist selbst unglücklich über seine Aufgabe. Dennoch bereitet er ungeachtet aller Proteste den Versuch vor – und träumt von einer besseren Verwendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten: „Wir alle würden lieber für ein schöneres Leben arbeiten, aber heute . . . Ja, mit der Kernenergie könnte man auf Erden ein Paradies von Horizont zu Horizont schaffen, reich an Frucht . . .“ Wie schon sein ehemaliger Kollege Cricot wird Greppi vor einen Untersuchungsausschuß gezerzt – ein karrieresüchtiger Kollege hat ihn denunziert, er arbeite nicht genügend intensiv an der Waffenentwicklung. Aus Resignation über den Ausgang des Verhörs und die Unfreiheit der Forscher nimmt er Gift – während Cricot die imaginäre Fabelgeschichte entwickelt, um ihn endgültig zur Abkehr von den Rüstungsprojekten zu bewegen.

Diese Geschichte ist Kern der zweiten Handlungsebene. Um lebensnah die Wirkung der atomaren Strahlung erforschen zu können, ist im Testgebiet ein Blockhaus aufgebaut, in dem Schaufensterpuppen sitzen. In seinen Diskussionen mit Greppi erweckt Cricot diese Puppenfamilie zum Leben; sie agieren vor dem Theaterpublikum wie lebende Menschen unter gewöhnlichen Umweltbedingungen. Cricot führt die Liebe zwischen den Jugendlichen Lal und Gog vor, läßt sie heiraten und über ihre Lebensbasis, Glück, Gesundheit, geistige und körperliche Liebe, eheliche Treue sprechen. Weisenborn versucht deutlich zu machen, weshalb das Leben lebenswert und erhaltenswert ist. Sein humanistisches Anliegen bedarf keiner näheren Erläuterung, wohl aber seine Wirkungsabsicht. Cricot/Weisenborn möchte die Fabelpuppen „als lebende Bilder wie Schüsse verwenden, um die Hirne der Handhaber zu treffen“. Handhaber, das war in der Göttinger Kantate der Ausdruck für die Politiker, die mit der Atombombe Politik betrieben. Daß seine Hoffnung relativ aussichtslos ist, zeigt Weisenborn im Stück selbst. Cricot blitzt beim zuständigen Minister ab, kann aber dessen Staatssekretär überzeugen. Vertreter der 18 Professoren, die für die Göttinger Erklärung gegenüber der Adenauer-Regierung verantwortlich zeichneten, wurden von Adenauer und Strauß persönlich empfangen – allerdings unter dumm-dreisten Beleidigungen und ohne Folgerungen seitens der Bundesregierung.

Verhandlungen sind für Weisenborn nicht der einzige Hoffnungsschimmer: Ein Wissenschaftler kündigt, zwei Arbeiter kommen bei einer Unterhaltung zu einer ähnlichen Einschätzung. Das heißt, es darf keine Menschen mehr geben, die sich für die Vernichtungsindustrie hergeben. Als drittes verweist er auf Demonstrationen: „Alle Waffen in aller Welt – Nieder“ hallen die Sprechhö-

re. Und zum Schluß wendet sich Cricot an das Publikum mit der Aufforderung zur Gegenwehr: „Sprecht! Sprecht mit aller Energie! Da drüben versteht uns einer schon . . . dort auch! . . . und dort! Sprecht!“ (64)

Gerade in der BRD mußte ein solches Stück als eindeutige Parteinahme gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr verstanden werden. Er fordert damit eindeutig zu namenhafter Aktivität im Kampf gegen den Atomtod, zum Eintreten für Veränderungen auf – in der Gesellschaft, im Menschen? Das ist die Frage.

„Statt in Erdhöhlen hausen wir in Mietszimmern. Aber sind wir wirklich nicht Kanibalen mit Achtzylindern, Eisschrank und Neonlicht? Gewiß, gewiß, wir haben außerhalb ein wenig Zivilisation entwickelt, gewiß, und unsere Außenwelt technisch aufbereitet, prächtig, prächtig . . . Aber hier tief innen in unseren Hirnen herrscht immer noch der alte Urwald, und der heisere Schrei des Raubtieres bellt immer noch in unseren Schädeln und heult: Krieg . . . Angst . . . Tod . . . und Megatod! . . . Die äußere Entwicklung der Menschheit verlief imposant, . . . jedoch die innere geht fatal nach.“ (27) Auch wenn Ohme – eine der Schaufensterpuppen – feststellt, die Menschen müßten „eine neue Denkweise“ lernen, bleibt die Aussage auf die Veränderung der inneren Natur der Menschen beschränkt. An anderer Stelle erzählt Cricot das Gleichnis vom Volk Sim, auf dessen „Gedanken . . . die Tabus wie lautlose Blutsauger“ saßen. „Seine Gedanken wurden krank. Das Volk Sim konnte nicht einmal seine Lage erkennen.“ (18)

Woher diese Fesselung der Gedanken kommt, schildert Weisenborn in der Göttinger Kantate, in der es heißt: Der Mensch weiß nicht, „daß seine Vorstellungen von der Welt durch machtvolle Meinungsproduzenten listig vorfabriziert, gedruckt, verfilmt, gefunkt und ihm ins Hirn geliefert, seine Meinung ergeben . . .“ (17) Wer die Gedanken fesselt, wer die falschen Meinungen liefert und aus welchem Grund – darüber sagt Weisenborns Stück nichts aus; ebenso wenig darüber, wie dieser Zustand abzustellen wäre. Insofern fehlt Cricots richtigem Aufruf, „seine Lage (zu) erkennen und dann (zu) handeln“ (19) die antiimperialistische Stoßrichtung.

An diesem Punkt wird auch erklärbar, warum der Titel des Stücks von ursprünglich „Die Familie von Nevada“ in „Die Familie von Makabah“ geändert wurde. In der Wüste von Nevada wurden die ersten amerikanischen Atombombenversuche durchgeführt – mit „Dirty Harry“ etwa, der das 7000-Einwohner-Städtchen Saint George mit dem intensivsten radioaktiven Niederschlag bedeckte, der jemals gemessen wurde. Selbst Hiroshima und Nagasaki sollen nicht so verseucht gewesen sein. ¹³ Später führten die USA wegen des zu hohen radioaktiven Ausfalls ihre Versuche im Pazifik fort und mordeten dort Menschen. „Nevada“, das war ein konkreter Bezug auf die USA. „Makabah“: die „auftretenden Personen sind nicht national identifizierbar. Sie sind also nicht Amerikaner, Russen, Franzosen . . . Makabah stellt jenen fiktiven Ort mitten unter allen Nationen dar, der auf dem Meridian der Menschheit liegt.“ (Vorwort). Obwohl sich im Stück Alltagskultur und Reklamewelt der USA widerspiegeln, gibt Weisenborn dem Kampf gegen den Atomtod keine Adresse. Die Sachlage war und ist anders: Die UdSSR trat seit Gründung der UNO für eine Ächtung der Atomwaffen und ihre vollständige Vernichtung ein,

während die USA bemüht waren, ihr Atombombenmonopol auszubauen. Nachdem die Atmosphäre zunehmend durch Kernwaffentests radioaktiv verseucht wurde, stellte sich die UdSSR auf die Seite der Wissenschaftler, die ein Verbot der Kernwaffentests forderten. 1958 erklärte sie sich bereit, einseitig auf die Dauer von einem Jahr ihre Versuche einzustellen. ¹⁴ Erst fünf Jahre später waren die USA endlich bereit, ein entsprechendes Abkommen über das Verbot von Kernwaffenversuchen in der Atmosphäre, im kosmischen Raum und unter Wasser abzuschließen, wobei auf Wunsch der USA die unterirdischen Tests aus dem Verbot ausgeklammert wurden. ¹⁵ Die weltweite Volksbewegung für einen Kernwaffenteststop hatte am Zustandekommen dieses Beschlusses ebenfalls großen Anteil, und dieser Volksbewegung ist Weisenborns Stück zugehörig.

*

Hans Rehfischs „Jenseits der Angst“ befaßt sich nicht nur mit einem Teilbereich der atomaren Gefahren – Kernwaffentests und Kriegsgefahr, sondern stellt die grundsätzliche Frage nach dem Umgang mit den Erkenntnissen der Kernphysik: Der Wissenschaftler Severin arbeitete während des Faschismus in einem deutschen Kernforschungszentrum – und er sabotierte den Bau einer Atombombe für die Nazis. Währenddessen stellte er heimlich Berechnungen zum Bau eines Kernfusionsreaktors an. Nach dem amerikanischen Atombombenabwurf auf Hiroshima jedoch zog er sich völlig zurück, veränderte seine Identität, wurde Landstreicher, Nachtwächter, Busschaffner und Hotelportier. Erst als er der Zeitung entnimmt, sein ehemaliger Assistent Branting habe die Leitung eines deutsch-französischen Cosmorator-Projekts-Bau eines Fusionsreaktors in der „arabischen Wüste“ – übernommen, gibt er seine falsche Identität wieder auf. Er weiß, daß Branting auf falschen Berechnungen aufbaut. Der so gebaute Reaktor würde „unseren Planeten in Minuten in einen brennenden Stern verwandeln“ (16). Um dies zu verhindern, übernimmt er selbst die Leitung des Projekts in der festen Absicht, die Durchführung auf längstmögliche Zeit zu sabotieren.

In diesem zentralen Konflikt stehen sich zwei Typen von Wissenschaftlern gegenüber: Branting will in „den Wettbewerb mit dem Cosmos selber“ treten; die von der Verwirklichung seines Projekts ausgehenden Gefahren können ihn nicht zum Zaudern veranlassen. Er besitzt eine eigens zu seinem Verhalten passende Rechtfertigungsphilosophie: „Das organische Leben insgesamt ist ja nur ein Zwischenfall ohne Vorher und Nachher. Ein Interpunktionszeichen zwischen dem Nichts und dem Nichts.“ Von diesem zufälligen Vorhandensein des Lebens ausgehend, erscheint Branting auch die Vernichtung des Lebens nicht als Verbrechen – er redet sich auf ein „höheres Gesetz“ hinaus, „das uns nicht erforschbar ist.“ (25) Der skrupellose Wissenschaftler ist entschuldigt – „Wie könnte irgendeiner sagen, er handele aus eigenem Antrieb. Wir sind Energien in einem kosmischen Plan.“ (25) Und damit ist jedes Verbrechen bereits vorprogrammiert – ist doch auch „unser Drang nach Erkenntnis nicht von dieser Welt“ (29), sondern existiert eben auf der Basis des höheren, menschlichem Einfluß entzogenen Gesetzes. Daß er dann vom „Wettbewerb

mit dem Cosmos selber“ (24), von „unumschränkter Macht über die Natur“ (45) träumt und „den kommenden Wärmetod des Universums um Jahrmillionen beschleunigen“ (46) will, ist konsequenter Ausfluß der von ihm vorgebrachten fatalistischen destruktiven Philosophie – und offenbart ihren inneren Widerspruch: Ist selbst das menschliche Handeln durch äußere Gesetze vorprogrammiert, so kann es keinesfalls mit dem Cosmos in Wettbewerb treten, ganz davon abgesehen, daß Gesetze erkennbar wären.

Ein diametral entgegengesetztes Wissenschaftlerethos repräsentiert Severin: Ziel der Wissenschaft muß die Verbesserung der menschlichen Lebensumstände sein. Nicht den mit der Kernfusion verbundenen Fortschritt an sich lehnt er ab, im Gegenteil, er wendet sich gegen die Ansicht, man hätte auf die Kernforschung verzichten sollen: „Wenn die Furcht vor Waldbränden unsere Urväter davor abgehalten hätte, Feuer zu machen, säßen wir heute noch zähneklappernd in kalten Erdhöhlen“ (14). Andererseits ist er gegen das „wahnsinnige Tempo, mit dem man daran geht, die Spaltungsenergie nutzbar zu machen.“ (45) Dies mit Lepre vergleichend, nennt er diese überforcierte Auswertung der Verschmelzung „Pest“ (45). Seine erste Bedingung: Verantwortungsbewußte Wissenschaftler wie er selbst müssen an den Projekten arbeiten und: die Gefahr einer militärischen Nutzung muß ausgeschlossen sein. „Soweit es an mir liegt, wird mit Kernverschmelzung nicht gearbeitet werden – nicht, solange Menschen einander fürchten müssen“. Mit diesem Credo geht er über die Göttinger Erklärung der 18 Atomforscher hinaus; sie hatten sich nur militärischen Projekten verweigert, sich jedoch bereiterklärt, die Forschungen zur friedlichen Nutzung der Kernenergie voranzutreiben. Daß aber an den „zivilen“ Forschungen zum Fusionsreaktor Militärs interessiert sind, zeigt Weisenborn in dem Stück an Bosshard, einem Vertreter des Verteidigungsministeriums: „Der Etat ist . . . unerschöpflich“ verspricht er. Gehört zivile Forschung in den Etat des Verteidigungsministeriums?

Pessimistisch ist Severin trotz dieser Gefahren nicht – obwohl er sich dessen sicher ist, daß irgendwann andere Forscher dieselbe Entdeckung wie er selbst machen werden. Aber vielleicht haben sich bis dahin die „Regierungen auf irgendeiner Basis geeinigt,“ ist bis dann das „chronische Rüstungsfieber gefallen“ (72), „ein vereinigt Europa“ hergestellt. Welche Politiker?

Daß der Adenauer-Regierung nicht zu trauen ist, kommt eindeutig zum Ausdruck. Gegen den Protest der Bevölkerung einer ganzen Region will diese Abschlußbräupen für amerikanische Atomraketen errichten. Bosshard – entnazifiziert, er „war damals im – äh – diplomatischen Dienst“ – droht mit dem Einsatz des Militärs gegen die sich wehrende Bevölkerung. Bezüge auf zeitgenössische antimilitaristische Aktionen lassen sich unschwer erkennen. Man mag die von Rehfish gegebene Zeichnung der Verhältnisse als plakativ empfinden und das Dreiecksverhältnis aus Branting, Severin und Brantings Frau Aline, die wieder zu ihrem Jugendschwarm Severin zurückkehrt, fast schon peinlich – dennoch hat Rehfish ein sehr interessantes Stück aus der Friedensbewegung der 50er Jahre geschrieben, das viele Gedanken enthält, die auch heute noch anregend wirken können.



Der Ausgang der Pläne zur atomaren Bewaffnung der Bundeswehr ist bekannt: Entgegen den Wünschen der Adenauer-Regierung erhielt die Bundeswehr keine Verfügungsgewalt über Atomwaffen, wohl aber Trägerwaffen. Den Starfighter zum Beispiel. Bis 1968 der Atomwaffensperrvertrag abgeschlossen werden konnte, vergingen lange Jahre. Und auch er regelt nur, daß kernwaffenbesitzende Staaten an nichtkernwaffenbesitzende Staaten keine solchen Waffen weitergeben dürfen. Amerikanische Atomraketen auf deutschem Boden unter amerikanischer Verfügungsgewalt sind bis heute erlaubt, und gerade sie sollen zur Erstschlagskapazität erweitert werden. Die derzeitige Friedensbewegung hat deshalb alle Hände voll zu tun. Angesichts dessen sind die Ängste, die in Heinrich Bölls „Ein Schluck Erde“ zum Ausdruck kommen, noch und wieder aktuell. Sein Stück spielt nach dem Atomkrieg. Die Erde ist überschwemmt, Taucher der wenigen Überlebenden suchen in den Tiefen nach Eßbarem und kulturellen Relikten. Dabei leben unter ihnen die überkommenen Herrschaftsstrukturen in verstärkter Form fort. Zum Ende deutet Böll einen Aufstand an, indem sich die untersten Bevölkerungsgruppen das Feuer aneignen und diesen Besitz gegen die Oberen verteidigen. Eine Revolte gegen die Herrschenden – warum eigentlich erst nach der atomaren Katastrophe? In der „Einstein“-Oper von Dessau und Mickel singt ein junger Physiker die Internationale.

Anmerkungen:

¹ Rainer Otto: Wenn wir alle nicht wollen. Ein Agitationsprogramm gegen den Atomtod. Leipzig 1960.

Bei Zitaten aus einem Theaterstück ist die Seitenzahl in Klammern nach der mir vorliegenden Druck- bzw. Manuskriptfassung angegeben.

² Nikolai Jakolew: Amerikanische Atomkriegspläne gegen die Sowjetunion. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 5/80, Köln, S. 589 ff (künftig: Blätter) Bernd Greiner/ Kurt Steinhaus (Hrsg): Auf dem Weg zum 3. Weltkrieg?, Köln, 1980.

³ Achim Maske: Einstimmung auf den atomaren „Erstschlag“? In: Blätter 9/80, S. 1031.

⁴ Vgl. Blätter 12/80, S. 1502.

⁵ Hans Henny Jahn: Die Trümmer des Gewissens, Frankfurt/Main, 1961 und in: Spectaculum. Max Frisch: Die chinesische Mauer. Eine Farce. 1. Fassung 1946, Klosterberg/Basel 1947. Heinar Kipphardt: In der Sache J. Robert Oppenheimer. Frankfurt/Main 1974.

Heinrich Böll: Ein Schluck Erde. In: Heinrich Böll, Bd.

⁶ Franz Faßbind: Atom Bombe. Ein gesprochenes Oratorium, Einsiedeln/Zürich, 1945.

Kurt Becsi: Atom vor Christus. Berlin-Charlottenburg, ohne Jahr (1952), Manuskriptdruck.

⁷ Günter Weisenborn: Göttinger Kantate. Berlin-Grunewald 1958 Günter Weisenborn: Die Familie von Makabab. München. Manuskriptdruck.

⁸ Hans Rehfish: Jenseits der Angst. München/Wien. Manuskriptdruck.

⁹ Ernst Schumacher: Die Versuchung des Forschers oder Visionen aus der Realität. Ein Biophysical, Berlin 1974, Manuskriptdruck.

¹⁰ Karl Mickel: Einstein, Westberlin 1974.

¹¹ In: H. H. Jahn: Die Trümmer . . . Ausgabe 1961, S. 205.

¹² Hans Karl Rupp: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Der Kampf gegen die Atombewaffnung in den fünfziger Jahren. Köln 1970, S. 214 ff.

¹³ Robert Jungk: Heller als tausend Sonnen. Reibek 1964, S. 289.

¹⁴ David Horowitz: Kalter Krieg. Hintergründe der US-Außenpolitik von Jalta bis Vietnam. Berlin 1969, S. 293 und 305 f.

¹⁵ Dokumente zur Abrüstung 1917–1976. Frankfurt/Main 1978, S. 44.

Das Theater in der Sandinistischen Revolution

Das neue Theater und die kulturelle Herausforderung

Wie läßt sich die Herausforderung charakterisieren, der sich die sandinistische Revolution auf kultureller Ebene gegenübersteht? Angesichts der Veränderungen, die sich im Innern der Gesellschaft Nicaraguas vollziehen, schreibt sich die Frage nach der Kultur in die Herrschaftsbeziehungen und ihre Überwindung ein. Die Losung der Demokratisierung der Kultur kann daher nicht einfach als Schlußfolgerung der Bestrebung gesehen werden, vorrangig und ausschließlich für einen Abbau der materiellen und sozialen Hindernisse einzutreten, die die Mehrheit des arbeitenden Volkes hindern, an der sogenannten „höheren Bildung“ teilzunehmen, (Museen, Bibliotheken, Konzerte, Theater, Ausstellungen, Tanzensembles, Erwerb von Gemälden, wertvollem Kunsthandwerk, Schallplatten, Büchern). In der Zeit vor dem 19. Juli 1979 hätte ein solches Projekt noch großzügig erscheinen können, nach diesem Datum wirkt es lediglich als ein paternalistischer Anachronismus. Seine verschleiernde und apologetische Wirkung kann nur dazu beitragen, die historisch bereits zum Sterben verurteilten Hegemonieansprüche der früheren besitzenden Klassen auf kultureller Ebene zu legitimieren.

Die Kultur ist keineswegs, wie es die herrschende Ideologie des Somozismus behauptete, eine extravagante und unproduktive exzentrische Tätigkeit, die ein empfindsames, herablassendes Mäzenatentum in Wallung versetzt. Für die sandinistische Revolution sah das Problem anders aus. Es ging ihr um eine künstlerische Praxis, die in keinem Moment abgehoben von der Realität existierte. Für das revolutionäre sandinistische Projekt, das sich das Kultusministerium als Aufgabe stellte, besteht das kulturelle Wagnis darin, die Kultur als eine Aufgabe der Infrastruktur zu betrachten, eng verflochten mit dem Alltag und dem Produktionsprozess. Hierin zeigt sich gegenwärtig auf kultureller Ebene innerhalb des sandinistischen Projekts die Hegemonie des Volkes. Durch die gesellschaftliche Dynamik, die der Sieg der Revolution in Gang gesetzt hat, wird auch die Kultur von der Demokratisierung erfaßt. Sie wird Bestandteil des täglichen Lebens und verstärkt so die subjektive und objektive Veränderungs- und Wandlungsfähigkeit jener, die die überwiegende Mehrheit darstellen.

Erwartungen des Publikums und Möglichkeiten des Theaters

Wie Ernesto Cardenal bei verschiedener Gelegenheit erwähnte, gab es in der Zeit des Widerstands im Untergrund ein Theater. Aber man kann sagen, daß das Theater vor der Revolution auf nationaler Ebene nahezu unbekannt war. Da ein Berufstheater fehlte, blieben die Aktivitäten verschiedener Gruppen auf gesellschaftliche Veranstaltungen und schulische Feiern beschränkt und bewegten sich innerhalb eines bestimmten Rahmens: Das Repertoire bestand meist aus Reproduktionen von Inszenierungen, die in anderen Ländern entstanden waren. Aber das wesentliche Element des Theaters, das Publikum, war immer abwesend; anders gesagt: es gab ein riesiges potentielltes Publikum,

das noch nicht einmal wußte, was Theater eigentlich ist.

Gerade aus diesem Grund, wegen dieser Unkenntnis, war der Erwartungshorizont der Mehrheit unseres Volkes nicht durch die rein reproduktive Praxis früherer Gruppen von Theaterliebhabern geprägt. Da innerhalb des neuen Publikums eine solche Fixierung nicht bestand, konnte sich das Bewußtsein der Möglichkeiten, die das Theater bietet, direkt auf diejenigen konzentrieren, die in gesellschaftlicher, ästhetischer und historischer Hinsicht am aktuellsten und fortschrittlichsten erschienen. Als zentrales Element des Theatergeschehens erweist sich die Aktivierung und Veränderung des Zuschauers, die Überwindung der passiven und unkritischen Rezeption. Diesem Element ist die Mitwirkung der Schauspieler untergeordnet, vom Moment der Konzeption des Werks angefangen, so daß die Schranken, die traditionellerweise das Anfangsprojekt von der Realisierung der Inszenierung und Aufführung trennen, mehr und mehr verschwinden. Diese Veränderungen haben ihrerseits in formaler Hinsicht für den Gegenstand des Theaters Konsequenzen. Die wichtigsten Veränderungen beziehen sich auf seine Mobilität, gleichzeitig betreffen sie seine Strukturierung. Die Idee, von der die Mehrheit der neuen Gruppen erfüllt sind, besagt jedoch, daß der Inhalt des schauspielerischen Akts die Grundlagen des Theaters neu bestimmt: Die Aktivität der Schauspieler ist nur ein Instrument im Dienst eines höheren Ziels. In den Mittelpunkt der Überlegungen treten somit die genannte Fragestellung und der Versuch, gesellschaftliche Situationen und individuelle Probleme durch das Medium des Theaterspiels mit Hilfe von Zeichen und Formen aus unserer täglichen Erfahrungswelt zu überwinden.

Theater und Gesellschaft

Die verschiedenen Experimente, die in den Monaten unmittelbar nach dem Sieg der Revolution unternommen werden, nehmen auf die neueste gesellschaftliche und ästhetische Entwicklung in diesem Bereich Bezug. Ende der 60er Jahre gerieten die großen Institutionen, die in den 50er und 60er Jahren das Theaterleben der Welt bestimmt hatten (Berliner Ensemble, Piccolo Theater, TNP), in eine Krise. In dieser Zeit des Umbruchs werden die Bestimmung der Wirkungen und Formen der Rezeption und die Beziehung Publikum – Aktion im Theater für die Praxis des dynamischen Sektors zum entscheidenden ästhetisch-politischen Problem. Ausgehend von Werken wie „1789“ des Théâtre du Soleil, den Arbeiten von Peter Stein an der Schaubühne, der Wiederkehr von Giorgio Strehler, zweifellos dem größten Regisseur unter den Klassikern unserer Tage, den Aufführungen von Bread and Puppet, Dario Fo, Peter Brook, Ronconi, Besson u.a. vollzog sich ein Wandel des Theaterobjekts und veränderte sich mit der Rolle des Autors, Regisseurs und Schauspielers auch die des Zuschauers. Die sogenannte „kollektive Schöpfung“, die in Frankreich und Italien seit dem Ende der 60er Jahre praktiziert wurde, stellte die bisher in der Hauptsache literarische Arbeit des Autors sowie die Rolle des Textes bei der Inszenierung in Frage. Die Stücke müssen mobil bleiben, d.h. die Fähigkeit besitzen, auf verschiedene Umsetzungsmöglichkeiten eine Antwort zu finden. Alle diese Momente führten zu einer Erweiterung und

Differenzierung der gesellschaftlichen Funktion des Theatergeschehens, die sich heute auf der ganzen Welt beobachten lassen.

Das Theater in unserer Amerika

Bis in die 60er Jahre, als sie durch die Politik der Militärregierungen vernichtet wurde, nahm die Theaterbewegung in Brasilien und Argentinien aufgrund ihres hohen Niveaus und ihrer soliden Verankerung in der Geschichte des Kontinents eine Sonderstellung ein. Seit ihrem Zusammenbruch erlebte das lateinamerikanische Theater eine Reihe bedeutsamer Verschiebungen und Wiederanpassungen. Die Kulturpolitik einiger demokratischer Länder von beachtlicher finanzieller Stärke kommt auf dem Gebiet des Theaters sehr deutlich zum Ausdruck. Dies trifft auf Mexico und Venezuela zu. Caracas hat von der Mitte der 70er Jahre an internationale Festspiele vom Rang des Festivals des Theater der Nationen durchgeführt. 1978 fand es zum vierten Mal statt, jedoch zum ersten Mal auf unserem Kontinent in Venezuela. Gruppen wie das Odintheater und Tadauz Kantor haben damals Lateinamerika besucht und im Juli 1981 machte das Piccolo-Theater aus Mailand, eine bereits legendäre Institution innerhalb des modernen Theaters, auf dem Weg nach Managua in Caracas Station. Was Mexico betrifft, unterstützen und subventionieren das Instituto de Bellas Artes und andere Stellen die Verwirklichung großer Inszenierungen. Die Erzählung von Martin Luis Guzmán, *Im Schatten des Caudillo*, wurde im Februar 81 in Managua aufgeführt.

In Brasilien konnte das Theaterleben im Verlauf des lebhaften und widersprüchlichen Demokratisierungsprozesses wieder von neuem aufblühen, nahezu unberührt von der Zensur, obwohl es an einen Markt gebunden ist, der auf perverse Weise den Broadway imitiert. Regisseure und Autoren, die ins Exil gehen oder Selbstzensur üben mußten, wie José Celso Martinez Correa und Chico Buarque aus Holland, haben ihre Arbeit am Theater wieder aufgenommen. Figuren, die sich im Hintergrund halten mußten, konnten wieder an die Öffentlichkeit treten, wie ein Teil der Schauspieler von *Macunaima*, dem repräsentativsten Schauspiel der letzten Jahre, das von der Gruppe Pau-Brasil unter Antunes Filho nach dem Text des Romans von Mario de Andrade aufgeführt wurde.

Aber wenn es auf kontinentaler Ebene eine für die 60er Jahre repräsentative Bewegung gibt, so wird sie durch das kolumbianische Theater vertreten. Im Rahmen einer Kulturpolitik, die die Äußerungen des Volks vernachlässigt, konnte sich die Bewegung durch ihre organisierte Kraft unter Leitung der Corporación colombiana del teatro durchsetzen und nimmt heute auf dem Kontinent den höchsten Rang ein. Es entstanden zahlreiche und sehr gelungene Inszenierungen, einige stehen in deutlichem Widerspruch zu den theoretischen Forderungen, von denen sie ausgehen, wie im Fall der Adaption der Erzählung von Garcia Marquez *Der Wunderverkäufer Blacamán der Gute*. Die hier definierten Arbeitslinien gelten für zahlreiche weitere Theateraktivitäten auf dem ganzen Kontinent, angefangen beim *Theatro Chicano* bis zu dem Theater mit riesigen Marionetten aus der Folklore, das heute in Ekuador in der Provinz gemacht wird, von der Zeitschrift *Revista do Henfil* bis zu den

Gruppen, die an die traditionellen Formen des Straßentheaters anknüpfen in der Art von *Wie Santiago die Füße auf die Erde setzte*.

Theater in den 80er Jahren

Die Arbeitslinien lassen sich vielleicht als Grundprinzipien des lateinamerikanischen Volkstheaters der 80er Jahre charakterisieren. In allen Fällen geht es um ein neues politisches Konzept der Theaterkunst, das aus dem Kontakt mit der gegenwärtigen politischen Situation in Lateinamerika entstanden ist. Wir können drei Hauptlinien unterscheiden:

Eine szenische Schreibweise, die jede Lösung im Sinne einer Kontinuität zwischen dieser Praxis und den politischen Kämpfen und Klassenauseinandersetzungen leugnet. Diese Linie kristallisiert sich insbesondere in der Arbeit des Kollektivs *La Candelaria* in Bogotá, die auf die Inszenierung von *Nosotros los comunes* folgte. Dieses Werk beruht auf einer detaillierten historischen Forschung, einer erschöpfenden Dokumentation und einer Suche nach Textelementen, die während der Proben modifiziert werden und erst bei der Aufführung ihre endgültige Form erhalten, bedingt durch den vollen Einsatz der Körpersprache der Schauspieler. Ihr Ziel bestand darin, die Aktualität einer Rebellion von Handwerkern, Bauern, kleinen Kaufleuten und Grundbesitzern zu zeigen, die am Ende des 18. Jahrhunderts stattfand und sich gegen die spanische Kolonialpolitik richtete. Diese Arbeit tritt in die Fußstapfen von "1789", der großen Inszenierung über die Französische Revolution von Ariane Mouchkine und dem Théâtre du Soleil. (Hier soll darauf hingewiesen werden, daß der *Molière* der Mouchkine und ihres Theaters Mitte 1980 während des Festivals des französischen Films in Managua gezeigt wurde.) Eine Arbeitsweise, die zwischen dem mündlichen und dem schriftlichen Text angesiedelt ist, dem Mythos und der Geschichte, dem Fest und den traditionellen Riten, dem Dokument und der Parabel, verbunden mit der unmittelbaren Kampfbewegung (ökonomischen Streiks, Bürgerinitiativen usw.) oder mit der Verteidigung oder Wiederherstellung einer verletzten kulturellen Identität, eines Nationalbewußtseins. Hierbei stellt die Theaterarbeit eine Methode der Analyse und der Mobilisierung dar und folglich eine Waffe der Befreiungsbewegung. Das trifft auf das *Teatro Campesino* zu, mit seinen Masken, Totenschädeln und der Jungfrau von Guadeloupe, eine Vereinigung von Chicanos, die während des denkwürdigen Streiks unter Chavez entstand, dem Führer der Arbeiter in den Weinbergen in Kalifornien. Die Urheber der "Akte" und "Mythen", die dort dargestellt werden, sind nach Aussage von Luis Valdez, dem Regisseur, "Brecht und Cantinflas". An dieser Stelle soll auch die Theatergruppe *Cuatro Tablas* (Vier Tische) aus Lima erwähnt werden mit ihren teilweise in Quechua geschriebenen Stücken, das *Teatro Negro* aus Barlovento (Venezuela), einige Gruppen aus Oruro, die die Tradition der *Diabladas* (Teufelstänze) pflegen usw.

Eine Theatertradition, die mit dem, was ein Jahrzehnt lang als geheiligte Tradition galt, gebrochen hat, durchlebte eine Periode radikaler physischer Erneuerung und definierte sich in der Folge als sozialpädagogische Arbeit im Theater. Auf diese Weise konnte sie durch "demonstrative Stücke" in neu entstandene gesellschaftliche Situationen und Klassenkämpfe eingreifen. So

verließ der Weg des *Teatro Escambray* seit 1968/69 und später auch der Gruppe *La Yaya*.

Frei von Dogmatismen und dem Anspruch auf Exklusivität verfolgt das neue Theater in Nicaragua alle diese Wege. Daher kann es sich den Wahlspruch des brasilianischen Theaterregisseurs und Theoretikers Augusto Boal, der immer noch im Exil lebt, zu eigen machen: "Gerade heute gibt es viele Formen des Volkstheaters. Ich finde sie alle besonders gut!"

Übersetzung aus dem Spanischen von Ulla Varchmin

Gert Heidenreich Die Berufsverbots-Bombe

Die Berufsverbots-Bombe ist eine Gefechtsfeldwaffe. Mit ihr löscht man die berufliche Existenz bestimmter Bevölkerungsgruppen. Dabei bleibt das Staatsgehäuse als Sache intakt, ja man hört sogar: Nur durch die Berufsverbots-Bombe bleibt es intakt. Auch ist sie sehr billig herzustellen; ein paar Normblätter und Stempel genügen. Nahezu jeder Verwaltungsbeamte weiß sie zu handhaben.

Die von ihr betroffenen Menschen bleiben physisch am Leben. Darum ist die Berufsverbots-Bombe ausgesprochen human. Erste Forschungen und Versuchsanordnungen gehen zurück auf das Jahr 1819; als die sogenannten Karlsbader Beschlüsse den Bau der Bombe ermöglichten. Zur breiten Anwendung kam sie im „Dritten Reich“, wo man außerordentlich wichtige Wirkungsergebnisse fand; damals freilich handelte es sich noch um eine „schmutzige“ Bombe. Inzwischen ist ihre tägliche Anwendung in der Bundesrepublik Deutschland seit fast zehn Jahren gang und gäbe; die neue Form darf man als „saubere Bombe“ bezeichnen.

Wer hier noch lacht, wird bald nichts mehr zu lachen haben.

Ich kenne eine Münchner Familie, in der zunächst die Mutter, ein halbes Jahr später der Vater Berufsverbot erhielten. Beide wegen politischen Engagements in ihrer Studentenzeit.

Die zwei kleinen Kinder wurden per Verwaltung gleich miterledigt. Wer solche Eltern hat, soll gefälligst auch nicht essen.

Die Familie wanderte aus nach Hessen. Dort hat der Vater wenigstens Arbeit. Daß er seine Schüler auch in Hessen zur Vernunft aufhetzt, darf man getrost annehmen.

Diese Frau und dieser Mann waren keine Kommunisten.

Darum wurde ihre Existenz auch nur einmal vernichtet.

Bei Kommunisten geht der freieste Staat, der je auf deutschem Boden existiert hat, sorgfältiger vor: Mehrfachlöschung.

Da wurde zuerst der kommunistische Widerstand gegen Hitler annulliert. Dann warf Adenauer mit seinem ersten Berufsverbotserlaß sie aus dem Bundesdienst. Dann mußten sie als Partei verboten werden. Und jetzt sind sie bevorzugte Einsatzziele für die Berufsverbots-Bombe. Wie oft muß man die Biografie und die Existenz eines Menschen vernichten, um ihn davon zu überzeugen, daß er „lebensunwert“ sei? Ich bin kein Kommunist. Werde wohl auch keiner. Das nur zur Klärung. Ich bin unbrauchbares Mitglied der SPD. Als mir ein bundesdeutscher Rundfunkredakteur erklärte: „Wir sind politische Gegner, Sie haben künftig hier keine Arbeit mehr“, wußte ich: ich werde für andere Sender arbeiten können.

Was aber täte ich als Lehrer?

Ich hatte keine Lust, Lehrer zu werden, weil, was ich Kindern beibringen könnte, ihnen in unserem Lande nicht mehr nützt; und weil ich mich nicht von jenen Schülern, die inzwischen gelernt haben, was ihnen hierzulande nützt, bespitzeln lassen wollte.

Wer aber als potentielles Opfer der Berufsverbots-Bombe nicht als Mitglied

der Kommunistischen Partei zu den Akten gelegt werden kann, macht sich erst recht verdächtig. Ist er Krypto, Euro, Anarcho, ist er Richtung Albanien oder China?

Am Schlimmsten: er könnte aus schlicht humanitären Gründen für eine andere Umverteilung des Bruttosozialprodukts sein.

Die Bombe hat vorsichtshalber eine große Streuung.

Als ausgerechnet der Kanzler, der „mehr Demokratie wagen“ wollte, seine Unterschrift unter den sogenannten Extremisten-Erlaß setzte, war mit einem Federstrich mehr Vertrauen in die Demokratie zerstört, als wir in Jahrzehnten wiedergewinnen könnten. Ganz real ist ein Stück Demokratie beseitigt worden.

Darf ein Kanzler das nachträglich einfach als „Irrtum“ bezeichnen? Er darf. War aber nicht abzusehen, daß dieser Erlaß die subalterne Lust zu herrschen noch in der kleinsten Amtsstube zum Kochen bringen würde? War es vernünftig, angesichts der deutschen Geschichte darauf zu setzen, daß ausgerechnet deutsche Verwaltungsbeamte und Juristen mit einer solchen Zensur-Keule vorsichtig umgehen würden? Wir wissen, was kam: auch die sogenannten Anti-Terror-Gesetze wären in ihrer verheerenden Wirkung auf das bundesdeutsche Klima so nicht möglich gewesen, hätte man sich nicht vorher am täglichen Einsatz der Berufsverbots-Bombe im Pfeifen auf die Verfassung üben können. Die Geheimdienste bekamen Arbeit.

Danken Sie es Willy Brandt? Es ist nicht bekannt, daß sie große Lust bekommen hätten, dem Kanzler mitzuteilen, daß sich in seiner nächsten Umgebung jene fürchterlich gewöhnliche deutsche Sache ereignete, die er selbst – irrend – mit gefördert hatte: Spitzeltum.

Der Irrtum war freilich nicht nur ein historischer und ein politischer; er war vor allem ein juristischer. Denn es gibt in der Rechtsordnung der BRD keine Möglichkeit für Länder-Ministerpräsidenten und Bundeskanzler, direkt wirkendes, allgemein geltendes Recht zu setzen. Solche kleinen Fehler erledigen wir dann per Gewohnheitsrecht und nachträglicher verfassungsgerichtlicher Legalisierung.

Die wehrhaften Staatskünstler haben inzwischen die Streuwirkung der Berufsverbotsbombe beträchtlich verstärken können. Längst trifft sie auch Sozialdemokraten und FDPler, versagt auch nicht bei Pazifisten und Christen, die entgegen den Empfehlungen unseres Präsidenten und seines reinen Gewissens der Bergpredigt noch einen gewissen öffentlich-verpflichtenden Wert beimessen.

Daß eine so hervorragende Waffe denen, die damit spielen, nicht leicht entwunden werden kann, liegt auf der Hand.

Dennoch: Existenzvernichtung in diesem Ausmaß, meist auch noch die Existenz derer betreffend, die am engagiertesten für die Verwirklichung unserer Verfassung eintreten würden – solche Existenzvernichtung überlebt auf Dauer kein Staat.

Rüsten wir also ab! Machen wir ein paar Geheimdienst-Spitzel arbeitslos, und drehen wir denen, die sich als Bürger schon wieder zu privater Nachrichtengebung aufgefordert sehen, eine lange Narren-Nase.

Wer Patriot ist – und wer wäre das nicht, ja? – muß die Beseitigung der

Berufsverbots-Bombe fordern.

Das geht nicht?

Kürzlich waren 300 000 Pazifisten in Bonn versammelt. Lauter potentielle Opfer der Berufsverbotsbombe. Machen wir weiter so – bis wir alle Existenzverbot haben. Mag sich dann die Regierung ein anderes Volk wählen – wenn sie noch ein paar Stimmen zusammenbringt.

André Müller sen.
Liebknecht

Was er hier sagt? Gebt alle Macht den Räten!
Begründet sie, die Räterepublik.
Hier in Berlin. In allen deutschen Städten.
Wir müssen vorwärts, keinesfalls zurück.

Der Krieg ist aus, das Kaiserreich zerstoben.
Nun stürzt die Junker und das Kapital.
Die Kriegsgewinnler. Alle die, die schoben.
Wir oder sie – nur das ist unsre Wahl.

Die Stimme leise, der hier alle lauschen.
Doch hört man, was er sagt, in ganz Berlin.
Stürzt sie! Die Stunde wird verrauschen.

Zu der Entscheidung ist es nun gediehn.
Die Weisheit einer Klasse. Unvorstellbar.
Erschlagen wurde er im Januar.

Jochen Kelter Ein Deutsches Lied, ein Deutsches

über Berufsverbote, Zeitgenossen und den Umgang mit sich selber

Ich treffe heute, fünf Jahre, nachdem alles schon vorbei ist, Leute, die es nicht glauben können oder die es nur aus der Zeitung kennen oder die noch nie jemanden gesprochen haben, der davon betroffen war. Ich treffe sie heute wie vor fünf Jahren. Keine Zeitgenossen, die hinter dem Mond leben. Wahrlich nicht. Den Journalisten, den Kollegen, den Freund beim Rundfunk. Hätten es nicht für möglich gehalten, obwohl ja dann und wann in der Zeitung darüber zu lesen stand. Schon mal kommt das Gespräch zufällig darauf. Was hast du anno fünfundsiebzig gemacht? Ich werde mir bewußt, daß etliche meiner heutigen Bekannten, die mir lieb sind, nicht wissen, daß ich einmal davon betroffen gewesen bin. Sagen: das hat es also wirklich gegeben! Und ich bemerke, wie hinter dem Ausrufezeichen das kleine Fragezeichen verschwindet, das sich die ganzen Jahre wacker hinter dem Satz gehalten hat. Ausgelöscht wird in jenem Moment, wo ich, freundliche Belanglosigkeiten oder ein Gespräch, das einen anderen Gegenstand hatte, unterbrechend, ein paar dünne Bemerkungen zu meinem Fall ausbebe, dürre Sätze, die, mag sein, mit der Wirklichkeit von damals kaum mehr etwas gemein haben. Daß du dazu gehört hast, wußte ich nicht. Wollen auch mehr und Einzelheiten wissen. Und ich krame ein paar Minuten in der Erinnerung. Stelle fest, daß wir für unsere Vergangenheit eine Ordnung erstellen, deren Gesetze wir selber meist nicht einmal ahnen.

Das Merkwürdige ist: ich erinnere, als Betroffener tatsächlich darüber in Zeitungen gelesen zu haben und keineswegs nur in linken Postillen. Manchmal drang etwas bis ins Fernsehen vor. Es gab Aufsehen erregende Fälle, Prozesse und Demonstrationen. Die Praxis der Beschäftigungsverbote im öffentlichen Dienst wurde mit den Praktiken der Nazis verglichen. Und dieser Vergleich wurde unverzüglich als ungeheuerliche Verleumdung schärfstens zurückgewiesen. Wer behauptet, in diesem Land gebe es Berufsverbote, mußte damit rechnen, Berufsverbot zu bekommen. Und das Wort selbst, Berufsverbot, fand Aufnahme ins Französische und Niederländische und scheint sich dort bis heute als Neologismus und Germanismus tapfer zu behaupten.

Und doch: etwas wirkt wie eine Schallwand, die die Worte schluckt, wie ein Tranquillizer, der das Aufbegehren lähmt, ein Betäubungsmittel, das die Erinnerung löscht. Wenn ich zurückdenke, fällt mir auf, wie schnell das, was sich seither ereignet hat, in den Vordergrund getreten ist, Platz greifend, Beschäftigung fordernd, Erinnerung heischend. Wie selbstverständlich ich mich in einer Existenz eingerichtet habe, die damals einen entscheidenden Richtungswechsel erfahren hat. Ich hätte sowieso nicht zu einer akademischen Laufbahn getaucht. Ich hatte dieses Glashaus Universität satt, in dem nur Scheinkämpfe gefochten, Scheinprobleme gelöst werden. All das stimmt schon. Und doch: ich vermute, die gesamte Republik hat die Ungeheuerlichkeit, die darin besteht, Arbeitsverbote aus Gründen der Gesinnung zu verhängen, verdrängt. Und dieser Verdrängungsprozeß macht keineswegs vor den Betroffenen Halt. Dieser Verdrängungsprozeß hat auch die Linke keines-

wegs verschont. Sie vielleicht am allerwenigsten. Von einer Seite, auf deren Solidarität ich noch am ehesten hoffen zu können glaubte, erfuhr ich Hilflosigkeit, Gleichgültigkeit und im schlimmsten Fall – dem der Kommunisten, mit denen ich zu tun hatte – heimlich Schadenfreude. Solidarität blieb verbal. Im besten Fall. Dem meiner Frau. Meine Frau arbeitete in der Gewerkschaft. In den zwei Jahren ging meine Frau zu den wöchentlichen Gewerkschaftssitzungen, kümmerte sich um die dort anstehenden Tagesprobleme (vielleicht waren Berufsverbote darunter?), kümmerte sich hernach um ihre Wissenschaft und die ihres Professors. Sie hat es sicher nicht böse gemeint. Ich bewegte mich wie einer, der ein Kainszeichen trägt, es aber nicht zeigen darf. Als kurz vor Weihnachten 1976 das lapidare Schriftstück aus dem Ministerium eintraf, das den Bann löste, sagte meine Frau: ich freue mich für dich. Denk daran: anderen geht es schlimmer als dir.

Praktische Hilfe durfte man nach meiner Erfahrung von solchen Leuten erwarten, die von manchen Linken geringschätzig als „Demokraten“ eingestuft wurden. Ein Naturwissenschaftler, der mit Politik bislang im wesentlichen via „Spiegel“-Lektüre zu tun gehabt hat, will einen Verein gegen die Berufsverbote gründen. Der Mann kann sich noch wundern. Ob seiner Initiative Erfolg beschieden ist, hängt davon ab, ob sie der Linken in den taktischen Bauchladen passt, ob man das Gefühl hat, den „Demokraten“ steuern zu können. Praktische Hilfe wurde mir einzig von meinem Professor zuteil. Der gehörte zu den Reformern, der stand der SPD nahe, dem hatte ich in den Jahren zuvor manchen Gang geliefert. Der schrieb an das Ministerium, es sei wohl doch ein starkes Stück. Ein starkes Stück nannte das ansonsten niemand. Höchstens die repressiv faschistoide Kehrseite des imperialistischen Staates. Fertig werden mußte man damit allein. Das Vokabular zeigte die Entfernung von den Menschen. Fertig zu werden hatte man mit allem Privatem allein. Und das hier betraf das Private, nämlich die ganze Person. Solange die Linke nicht aufhört, der bürgerlichen Welt zu folgen, solange sie einer kleinbürgerlich – terroristischen Moral und ihren Tabus anhängt, solange wird sie sich jeweils auf der Verliererstraße finden. Damals manifestierte die Linke ihre geballte Schwäche.

Die Mechanismen der Verdrängung sind bekannt. Was tiefer reicht als in unseren Kopf, was die Eingeweide wendet, was unsere Person in ihrer unzweifelhaften Selbstverständlichkeit trifft, muß gebannt werden. Die Praxis der Berufsverbote traf die Studentenbewegung der späten sechziger Jahre an ihrem Ende. Die hatte sich längst schon verzweigt und verirrt. Die stand mit einem Bein im Abseits. Die spielte mal Schach auf dem Brett der Weltrevolution, mal mit Bombengedanken, ein Haufen leninistischer Kader suchte seine Gefolgschaft. Die konnte dem großen Schreck nicht begegnen. Da konnte nicht sein, was nicht sein durfte. Man war auch am Ende eines Wegs angekommen. Nun wurde es ernst. Ich erinnere einen Betroffenen, der sagte: Berufsverbote gibt es nicht. Das ist blanke Demagogie. Der Staat wehrt sich gegen Leute, die eine Gesellschaft aus den Angeln heben wollen, die auf dem besseren Weg ist. Wir haben eine falsche Politik gemacht. Der Kapitalismus überwindet sich selber aus eigener Kraft.

Ich hatte den Eindruck, irgendwann einen falschen Weg gegangen zu sein, der

sich so schnell nicht korrigieren ließ. Es war auch für den eigenen Kopf schwierig, davon das Verbot, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, zu trennen. Davon Überzeugungen zu trennen, Gewissheiten, in denen Kopf und Gefühl übereingestimmt hatten und die zu verschütten drohten. Emanzipation der Individuen. Gleichheit und Brüderlichkeit. Wissenschaft als Aufklärung. Der Krieg in Vietnam. Freie Liebe und freies Leben. Die neue Gesellschaft. Wie diese nun wiederfinden, nachdem das Damoklesschwert gefallen war? Es war ein Weg zurück und nach vorne und dauerte Jahre. Zunächst aber war ein lapidares Schriftstück nicht mehr zu leugnen, zu bannen und aus der Welt zu schaffen. ein Satz als Volltreffer. Ein Urteilsspruch, der glänzte vor Banalität und Nichtigkeit. Der spukte zwischen den Zeilen. Der förderte eine Blüte der Interpretationen und Phantasmagorien, der förderte die Träume, der legte sich auf alle Tage, der lag wie ein Alp auf dem Herz, der machte ersticken. Ich lebte eine Zeit, die war ohne Echo und ohne Nachricht, die war abgeschnitten, nichts drang herein und hinaus. Ich lebte diese Zeit bis zum Ende, schrieb nicht über meinen Fall, sprach davon je länger desto weniger. Begann allmählich, unmerklich ein neues Leben, ein älteres Leben, in dem mißtraue ich der Taktik, den Parolen und den überkommenen Zielen. In dem bin ich wieder unter Menschen, in dem ist mir das Bestehende ein Greuel, Sozialismus ein belangloses Wort für das notwendig Machbare.

Die Überprüfung meiner Verfassungstreue begann im März 1974. Man hatte einen Bogen auszufüllen, in dem, fällt mir bei, unter anderem nach dem Wohnsitz der letzten fünf Jahre gefragt wurde. Der Vordruck kam aus Stuttgart und wurde von der Universität zurück an das Innenministerium geleitet. Die Prozedur sollte drei, vier Wochen in Anspruch nehmen, das Ergebnis der einzelnen Überprüfung mithin noch im gleichen Frühjahr vorliegen. Der Bescheid, den ich erhielt, war in Stuttgart am 4. Oktober 1974 datiert und trug einen Eingangsvermerk der Universität Konstanz vom 14. Oktober. Dazwischen lagen sechs Monate, das Damoklesschwert schwebte irgendwo unsichtbar. Das Schreiben des Kultusministeriums trug Aktenzeichen H 0388 – 1/27, war gezeichnet mit: Szotowski und trug weder Unterschrift nach Rang des Zeichnenden, der, so stand zu lesen, „im Auftrag“ schrieb. „Betr.: Durchführung des Beschlusses der Landesregierung über die Pflicht zur Verfassungstreue im öffentlichen Dienst; hier: Überprüfung von Jochen Kelter, geb. am 8. 9. 1946. Bezug: Anfrage der Universität Konstanz an das Innenministerium vom 19. 4. 1974, Az.: ble –“.

Den Universitäten wurde der schwarze Peter zugeschoben, indem man so tat (wem gegenüber eigentlich? Aber auch dieser Griff ins Repertoire der Schmiere gehört wohl zur Inszenierung, zur Camouflage), als wären sie es, die Auskünfte über ihre Bediensteten verlangten. Es wurde „im Auftrag“ gehandelt, persönliches Interesse, persönliche Verantwortung waren mithin ausgeschlossen. „Das Innenministerium“ teilte mit, daß „folgende Erkenntnisse vorliegen“ (woher wohl stammten die?), aufgrund derer Fragezeichen produziert wurden („... bestehen erhebliche Zweifel, ob sich Herr Kelter jederzeit zur freiheitlich demokratischen Grundordnung... bekennt“), die sich für den Betroffenen unverzüglich in Ausrufezeichen verwandelten, denn sie schlossen ihn, zumindest auf absehbare Zeit, von einem weiteren Arbeitsverhältnis aus.

Die vom Staatsapparat angemaßte Rechtsprechung überrumpelte die Justiz (die Gerichte erwiesen sich der unvertrauten Materie gegenüber als hilflos), sie war anonym und unangreifbar. Beweis wurde nicht angetreten, stattdessen ließen die Dienste „Erkenntnisse“ in den Himmel steigen wie schwere Wolken, die waren da und man konnte sie nicht herunterholen. In dubio schlagen wir zu, wir machen kurzen Prozeß, wo wir hobeln, da fallen schon Späne, wir mahlen und mahlen, wir brauchen die Spreu. Auf solche Art ist nach Dienstschaft Feierabend, auf diese Weise geht man dem Nachbarn an den Kragen und am Abend ins Konzert. Solches Schrifttum hat seine eigenen Regeln und Gesetze. Erkenntnisse wurden gereicht wie die Geheimnisse der Kabbala, denen gegenüber es galt, ein eigenes System von Interpretation und Exegese zu entwickeln. Mein Fall war vergleichsweise schwerwiegend. An meiner Verfassungstreue bestanden nicht „Zweifel“, sondern „erhebliche Zweifel“. Ich hatte nicht sympathisiert, war nicht einfach Mitglied gewesen, sondern „Mitglied und Funktionär“. Durchweg. In Organisationen, die weder Mitglieder kannten, geschweige denn Funktionäre. In Organisationen, die weder verboten waren noch als Vereine oder Körperschaften im juristischen Sinn überhaupt existierten. Was tat's. Der Zweck heiligt die Mittel, und der Zweck war die große Einschüchterung. Die große Säuberung. Die Brutstätten auszunisten, zu desinfizieren. Überprüft wurden nicht einzelne, sondern Hunderte. Ihren Arbeitsplatz verloren nicht zwei oder drei, sondern in den folgenden Jahren Dutzende in einer Universität, die an Lehrenden und Lernenden zusammen kaum dreitausend Personen zählte. Beschäftigungsverbot offen, Beschäftigungsverbot versteckt. Da liefen Verträge aus, die wurden nicht mehr erneuert, da wurde plötzlich mangelnde Qualifikation ruchbar, und einer hatte schon immer das Betriebsklima gestört. Da bekam manch einer Oberwasser, frei zu sagen, was ihn schon lange bedrängt hatte. Da war so viel Schützenhilfe, da konnten auch kleinere Rechnungen beglichen werden. Das große Reinemachen wirkt ansteckend, da muß nur einmal einer den großen Besen nehmen, da nehmen dann viele den kleinen Besen dazu. Das Rektorat der Universität wollte nicht müßig stehen und sprang dem großen Bruder kräftig bei. Vierzehn Tage nach dem Schreiben des Ministeriums bekam ich einen Brief der Universitätsverwaltung, in dem Auskunft über meine Nebentätigkeiten verlangt wurde („... ist dem Rektorat eine Mitteilung zu Ohren gekommen“): einen Lehrauftrag an der Fachhochschule, den ich bereits über ein Jahr lang ausübte, ein paar Schulstunden im Schweizer Ausland, mit denen ich mich auf das, was kommen sollte, vorbereitete. Da hatten ein paar Jungs recherchiert, der Pressereferent, dem hatte man in einer öffentlichen Veranstaltung einmal das Tonband abgenommen. Die wurden vom Rektor persönlich ein bißchen zurückgepiffen und pathetisch in Schutz genommen.

Auch ein Fortschritt: der linksliberale (was immer das heißen mag) Rektor legalisierte durch seine schützende Hand die Wildwest-Methoden seiner Untergebenen, die er und die ganze aufgeklärt – liberale Führungsschicht der Universität noch zwei Jahre zuvor als typische Schaurmäre einer überreizten linken Phantasie abgetan hatten. Überhaupt: „Erkenntnisse“, „Mitteilungen“, die einem „zu Ohren“ kommen. Papier ist geduldig. Als ob derartige Erkenntnisse am Wegrain wüchsen oder im Adressbuch stünden. Da knackte es im

Telefon, da gab es in Vietnam- oder Chile-Komitees ein paar wenig Vertrauen erweckende Gestalten, da brauchte auch mal einer ein paar hundert Mark, da fühlte sich 'ein anderer zum Kreuzzug berufen als notierender Arm der schweigenden Mehrheit. Die warteten auf Waldwegen und vor Versammlungsräumen, die standen an Theken und wurden nicht mehr gesehen. Mit letzter Sicherheit wurde kaum einer enttarnt. Schwarze Listen, angezapfte Telefone, Zivis, Schläger, Provokateure, Personenüberwachung und graue Spitzelberichte – in unserem Land! sagten die Liberalen, und damit war die Sache vom Tisch. Zwei Jahre zuvor, wie gesagt. Lebten im Wolkenkuckucksheim, das hieß Bundesrepublik und war sauber und unpolitisch und war Provinz und war Schnellimbiss. Jetzt, da die Spitzel ihre Krähfüße in „Erkenntnissen“ hinterließen, schien niemand bestürzt. Mit der Devise von der Normalität, der hierzulande hysterische Verehrung gilt, lassen sich ganz andere Dinge verkraften.

Unser Anwalt war ein sympathischer Mann, weltoffen, mit Verständnis begabt und dem Vernehmen nach der CDU nahestehend, was sicherlich berufliche Gründe hatte in einer Region, in der die Schwarzen – wenn nicht gerade die Braunen dranwaren – seit Beginn des Jahrhunderts über die Mehrheit verfügen. Er vertrat neben mir drei weitere Mandanten in gleicher Sache. Ein Mann vom Bau. Der ging die unvertraute Materie an, wie ein Mann vom Bau sie angeht: über die Arbeitsgerichte, mit formaljuristischen Einwänden. Die hielten nicht stand, weil man bei Gericht beschloß, sie nicht standhalten zu lassen. Unseren Mann vom Bau konnte das nicht erschüttern. Gesetzeskommentar gegen Gesetzeskommentar. Eine Lücke finden. Er drehte die Arbeitsverbote herunter in die ihm gewohnte juristische Routine und durch die Mühlen der Justiz. Die lernte ich nebenbei kennen. In zwei Instanzen, in Urteilsbegründungen und Anträgen. Ich schrieb eidesstattliche Erklärungen, Briefe, wieder Erklärungen und besuchte den Mann vom Bau. Die Lücke fand er nicht. Nach zwei Jahren waren wir wieder am Ausgangspunkt und dahinter, stand ein neuer Instanzenweg an mit einer Klage gegen das Land. Ich resignierte, hatte das Gefühl, in eine Sackgasse gelaufen zu sein. Welche Mittel wir hätten anwenden sollen, wußte ich nicht, die, die wir gewählt hatten, waren es nicht. Der Mann vom Bau klagte, die Gerichte drückten sich vor Entscheidungen. Er legte es ihnen nahe, indem er hemmungslos den Instanzenweg beschritt, auf dem der Erfolg indessen je eher winkt, desto mehr man darauf zielt, die Gegenpartei aufs Kreuz zu legen, statt nach der Sache zu argumentieren. Mein Fall aber eignete sich für solch formaljuristische Fechtkünste denkbar schlecht.

Ich entschloß mich zu einem anderen Weg und schrieb unter juristisch prüfendem Auge an das Ministerium den wohl merkwürdigsten Brief, den ich verfasst habe. Halb Schuldbekennnis, halb Beharrung, halb Camouflage, Anbiederei und Anschmieren. Sowohl als auch nichtsdestotrotz gerade deshalb und so weiter. Bei seinem Anblick schauderte es meinen akademischen Lehrer, der dem meinen ein Schriftstück aus seiner Feder hinzufügte. Unter dem Aktenzeichen H 0388 – 1/371 erreichte mich, datiert am 6. 12. 1976 und mit dem Eingangsvermerk vom 16. 12. 1976 versehen, ein zweizeiliges Schreiben des Inhalts: „Aufgrund der schriftlichen Stellungnahme von Herrn Kelter vom

13. 10. 1976 erhebt das Kultusministerium gegen dessen Beschäftigung keine Einwendungen.“ Der unterzeichnende Herr Szotowski gab sich als Ministerialdirigent zu erkennen.

Von Beschäftigung konnte Rede nicht sein. Aussicht, in meinem alten Institut oder sonstwo unterzukommen, bestand keine. Ich hatte einen Persilschein und war draußen. Hätte ich zwischenzeitlich nicht in der Schweiz eine Anstellung gefunden, ich hätte mich wohl auch in der Gegend nicht halten können. Die Gewerkschaft wurde einer Rolle gerecht, die sich für viele erst heute, in den Auseinandersetzungen um Atomkraftwerke, Wohnraum und Nachrüstung deutlicher abzeichnen beginnt. Mein Antrag auf Rechtsschutz wurde aus formalen Gründen verworfen, mit Ausschluß aus der Gewerkschaft wurde unverhohlen gedroht, sollte ich mich etwa als Feind der Verfassung entpuppen. Was man denn lernen könne. Ich bin geblieben. Ich habe hier überlebt. Am See, der in meinem Kopf wohnt. Am See, an den ich aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen heimkehre. Am See, der ist da und ist nicht Seelenlandschaft, nicht Landschaft der Seele. Das habe ich gelernt. Das große Wasser trennt, das muß man umfahren, um das muß man herumgehen, das hindert die Geographie. Ich wohne diesseits der Grenze, ich wohne jenseits der Grenze. Ich wohne mit dem Kopf drüben und mit dem Herz herüben. Ich gehe hinüber über die Grenze ins Exil. Ich kehre heim über die Grenze ins Exil. Hier bin ich zu Hause. Und sonst? Ich bin mit den Füßen wieder an die Erde gestoßen. Ich habe gehen gelernt wie man nach einer Krankheit gehen lernt. Die Landschaft der Menschen hat sich verändert, ich habe das Gefühl, mich unter Menschen wohler zu fühlen als vordem. Ich habe die Unschuld verloren und, wichtiger, die Angst. Das mag makaber klingen, aber wie heißt es: im Herbst ist das beste Mittel gegen Grippe die Grippe selbst. Die große Angst kann hilfreich sein. Der von der Infektion Genesene kann den Virus nicht anraten, aber die Frage, ob er zynisch sei, stellt sich ihm nicht. Ich bin halbwegs immun gegen Zuckerbrot und Peitsche, gegen Peitsche und Zuckerbrot. Ich habe déjà-vus und muß, wenn gedroht wird, grinsen. Wenn einer das Maul aufreißt, sag ich: halts Maul! Und wenn er die Pistole zieht, hebe ich die Hände auf und sage: du triffst nicht. Ich hätte vielleicht nie gelernt, mich anders zu ernähren als durch ein Monatsgehalt, das an Wohlverhalten gebunden ist. Ich bin freier geworden, vor allem ändern aber, so hoffe ich, mutiger. Ein klein wenig mutiger.

Christian Kneifel Berufsverbot für eine Familie

Die Familie Wiese in Augsburg ist ein besonders gravierender Fall in der langen Reihe der Berufsverbote. Beide, er und sie, sind zur Zeit des Berufsverbots im Öffentlichen Dienst, sind nicht als Intellektuelle zu bezeichnen, und beide sind in keiner „sicherheitsempfindlichen“ Dienststelle. Beide Berufsverbote fallen in die Zuständigkeit von SPD-Ministern: Kurt Gscheidle (Verkehrsminister) und Herbert Ehrenberg (Minister für Arbeit und Sozialordnung). Beide Wieses trifft das Berufsverbot nach einer langen Zeit der Ausbildung und – fast gleichzeitig.

Gespräch mit der Familie, Oktober '81

Genossen Edith und Gerd Wiese, ich würde gern erfahren, wie euer Leben verlaufen ist, wie ihr den Weg zur DKP gefunden und wo ihr die Kraft hergenommen habt, gegen diese Praktiken der Berufsverbote anzugehen, die ja häufig, wie man so hinsagt, als Schläge unter die Gürtellinie geführt werden.

Gerd: Ich wurde am 1. 8. 1951 geboren. Bei Kampen/Sylt in einem Flüchtlingslager. Ich bin in Bielefeld aufgewachsen und dort auch zur Schule gegangen. Nach vier Jahren Volksschule, sechs Jahren Realschule und drei Jahren Aufbaugymnasium machte ich 1970 das Abitur. Sofort nach dem Abitur kam der Wehrdienst. Dort hoffte ich, die Laufbahn eines Berufsoffiziers einschlagen zu können. Allerdings wurde mir bei der Bundeswehr sehr schnell klar, was das für mich bedeuten würde. Die Praxis, der Umgang untereinander, bzw. mit den einfachen Soldaten klappten meilenweit auseinander mit dem, was an den Bundeswehr-Schulen gelehrt wurde. Den Bürger in Uniform gab es nur auf dem Papier. Ich war froh, nach 18 Monaten diese Bundeswehr verlassen zu können.

Christian: Gerd, es gehört doch eine ganze Menge Erfahrung dazu, um Wahrheit und Anspruch so sicher trennen zu können. Dies muß doch in einem Menschen heranreifen. Denn du gehörtest ja eigentlich zu denen, die Befehle gegeben hätten.

Gerd: Wir hatten in Pommern eine kleine Landwirtschaft, so wurde mir wenigstens berichtet, die wir durch die Russen verloren hatten. Bei uns wurde nicht über die Gründe gesprochen, die dazu führten, und wer den Krieg vom Zaune gebrochen hatte. Ich wuchs im Lager auf, und dort herrschte der Antikommunismus. Es war für die Leute einfacher zu leben, wenn sie jemandem die Schuld für ihr jetziges Schicksal geben konnten. Es war für sie auch einfach, daran zu glauben, taten doch die Medien alles, um sie in ihrem Glauben zu bestärken.

Was ich dort alles erlebte, weil es ja wirklich keine liebliche Idylle war, ist eigentlich kaum zu beschreiben. Konnte es irgendwo noch schlechter sein? Wenn sie vom Kommunismus sprachen, schien es so. Das ging mir nicht in den Kopf. Schlechteres, mehr Neid und Mißgunst bei aller Ärmlichkeit, konnte ich mir nicht vorstellen.

Christian: Kannst du dich noch an ein Buch oder etwas anderes erinnern, was dir erstmals etwas hinterlassen hat, ein Gefühl, es gäbe noch etwas anderes als

das Lager, und was dir ein bleibendes Erlebnis war? Oder hat es dann später, als du in Bielefeld zur Schule gingst und es doch ringsum eigentlich nur Aufbau gab, Entscheidendes in deinem Leben gegeben? Zum Beispiel Menschen, die anders dachten, oder Freunde, denen ein Zuhause, wie du es kennengelernt hast, fremd war?

Gerd: Eigentlich nicht. Erst mit siebzehn oder achtzehn Jahren hatte ich Gespräche mit Gleichaltrigen über die Sowjetunion und über unsere Lage in der BRD. Die hatten gute Argumente und untermauerten eigentlich das, was ich als Gefühl mit mir herumtrug. Diese Hetzerei gegen alles andere – und selbst genau das anwenden, was man der anderen Seite vorwarf . . . Sie gaben mir auch Bücher zum Lesen, die ich verschlang, denn gelesen habe ich immer schon viel. Aber an bestimmte Bücher kann ich mich nicht erinnern, dafür an einen Autor. Wenn ich es noch richtig sagen kann – Kuczynski hieß der. Der faszinierte mich am meisten. Was die Leute betraf, so kann ich nur sagen, die Leute waren von der Sozialistischen Arbeiterjugend (SDAJ).

Christian: Edith, ist das bei dir ähnlich verlaufen?

Edith: Ich bin 1951 zur Welt gekommen, in Augsburg. Meine Erziehung übernahm eine Pflegemutter. Meine eigentliche Mutter ging zur Arbeit und war alleinstehend. Meine Erziehung, selbst wenn es mir an nichts mangelte, prägte mich schon früh. Es ist eben doch anders. In der Schule wurde ich gehänselt und gelegentlich auch „reserviert“ behandelt. Man machte kein Hehl daraus, was man von meiner Mutter und demzufolge von mir dachte. Das tut schon weh. Ich hatte sechs Jahre Volksschule, vier Jahre Handelsschule und schließlich die Lehre und Abschluß zum Industriekaufmann.

Nur hatte mir niemand gesagt, wie schlecht die Berufsaussichten da waren. Ich mußte mehrmals wechseln und ging mal als Hotelsekretärin bis zur Pleite des Hotels, dann als Sekretärin in mehrere kleine Firmen. Dort war der Verdienst nicht rosig, und die Launen der kleinen „Chefs“ waren teilweise exzentrisch. Ich beschloß, den Marotten der kleinen Chefs zu entsagen und mich weiterzubilden. Ich machte Kurse und qualifizierte mich schließlich für die „gehobene Laufbahn“. Die Bundesversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin (BFA) bot mir eine dreijährige Ausbildung an. Ich griff zu. Dieser Beruf versprach Abwechslung und gab mir Gelegenheit, beratend und helfend tätig zu werden.

Christian: Wie bist du zur Partei gekommen, und was hat bei dir dabei bleibende Erinnerung hinterlassen?

Edith: Bei mir gab es mehrere Zufälle. Meine Freundin nahm mich zu einem Abend der SDAJ mit. Dort machten sie gerade so einen MASCH-Abend, eine Art Seminar über die Geschichte der Arbeiterbewegung. Mir gefiel das sehr gut, und vieles begriff ich auch sofort. Es war so, als würde eigentlich ein Stück von meinem Leben besprochen, hier sprach man aus, was so in mir schlummerte. Es wurde konkret, und das war ein Hochgefühl. Dazu kam die Gruppe, die so ganz anders war, wie ich es gewohnt war. Das Gefühl in einer Gruppe aufgehoben zu sein, zu ihr zu gehören, war das Stärkste. Ich kannte das so nicht bis dahin.

Christian: Soweit ich weiß, hast du dort deinen Mann kennengelernt.

Edith: Ja, das ist richtig. Es bahnte sich aber ganz langsam an. Später dann haben wir uns gegenseitig bestärkt in unseren Ansichten. Das heißt, wir haben

uns gegenseitig auf wichtige Sachen aufmerksam gemacht.

Christian: Inzwischen hatte der Gerd sich ja schon beruflich ganz anders orientiert?

Gerd: Nach der Bundeswehr wollte ich ein Medizinstudium beginnen, nur standen da die Noten dagegen. Ich habe mehrere Stellen angenommen, denn ich war sehr unsicher, was ich tun sollte. Ich war beim Straßenbau, dann Heizungsmonteur, und schließlich habe ich Eiscreme ausgefahren. Endlich, welche Zufälle oder Gespräche dabei eine Rolle spielten, weiß ich nicht mehr, bewarb ich mich bei der Deutschen Bundesbahn. Mir wurden drei Jahre Ausbildung zuteil, mit dem Ziel, nichttechnischer Beamter im gehobenen Dienst zu werden. Drei Jahre Ausbildung mit viel Außendienst, dann hatte ich es geschafft: Inspektor zur Anstellung.

Christian: Wenn ich so die Jahreszahlen höre, fällt mir auf, wie ehrgeizig ihr die Ausbildung angegangen seid. Ihr habt ja im März 1973 geheiratet, und diese Ausbildungen, bei beiden, waren ja nicht in Augsburg. Edith war lange am Chiemsee und anschließend in Berlin. Du, Gerd, hast öfters mal auf verschiedenen Dienststellen, sogenannten Außenstellen, gearbeitet. Wie habt ihr das geschafft? Diese Ausbildungen ließen ja höchstens noch eine Wochenendehe zu, und das ist kein guter Start.

Edith: Eigentlich haben wir die Antwort schon gegeben. Wir beide wollten uns verändern, positiv verändern. Wir wollten etwas leisten und gleichzeitig eine interessante Arbeit machen. Beide haben wir geglaubt, die Weichen für die Zukunft gestellt zu haben. Was stand da einer Hochzeit noch im Wege? Außerdem haben wir zu dieser Zeit eine Wohnung angeboten bekommen, die genau unseren Vorstellungen entsprach. Dieses Angebot galt allerdings nur für ein Ehepaar Wiese.

Christian: Es lief also zunächst alles nach Wunsch? Sogar die Widrigkeiten der Trennung in der Ehe habt ihr bewußt in Kauf genommen. In dieses Gefühl, alles im Griff zu haben, muß doch die Androhung eines Berufsverbotes wie eine Bombe eingeschlagen sein.

Gerd: Ganz und gar nicht. Bei meinem Fall ging es ganz gemächlich an. 1975 im Dezember, drei Monate vor meiner Abschlußprüfung, besuchte mich ein gewisser Herr Kern vom bayerischen Innenministerium (Verfassungsschutz) und stellte mir Fragen. Später 1976 telefonierte besagter Herr nochmals mit mir. Erst im April 1977 flatterte mir ein acht Seiten langer Fragebogen ins Haus. Auf Anfrage wurde mir versichert, dies sei nur Routine. Von meinen Kollegen aber erfuhr ich, das es nicht so war. Sie hatten nichts erhalten. Erst da wurde die Sache brenzlich. Und schon im Dezember 1977 wurde gegen mich disziplinarisch ermittelt.

Christian: Was hat man dir konkret zum Vorwurf gemacht?

Gerd: Mehrere Vorwürfe, die aber allesamt lächerlich sind. Folgende Erkenntnisse wurden vorgelegt:

1974 Anmelder für SDAJ-Veranstaltungen

1974 Verantwortlich für die SDAJ-Zeitung bei MAN gezeichnet

11. 10. 1975 Wahl in den DKP-Kreisvorstand

1975 Delegierter für die Bezirksdelegiertenkonferenz

Mitunterzeichner einer Jugendinitiative zur Wahl der DKP

4. 2. 1976 Teilnahme an einer Versammlung der Berufsverbotsinitiative
29. 1. 1977 Teilnehmer an der Jahreshauptversammlung der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes.

Christian: Wie ging es dann weiter?

Gerd: In zwei Anhörungen im Januar und Februar 1978 stand ich Rede und Antwort und legte umfassend Material zu meinem Verfassungsverständnis vor. Nach über neun Monaten Wartezeit teilte man mir im November 1978 mit, daß sich die Zweifel an meiner Verfassungstreue in den disziplinarischen Vorermittlungen bestätigt hätten und nunmehr ein Verfahren gegen Beamte auf Probe und Widerruf mit dem Ziel meiner Entlassung aus dem Dienst eingeleitet sei. Ergänzend wurde mir bei dieser Gelegenheit meine Kandidatur zur Bezirkstagswahl für die DKP im Oktober 1978 vorgeworfen.

Bei einer dritten Anhörung im Oktober 1979 bezog ich mich auf die bereits gemachten Ausführungen, auf die die Bundesbahnverwaltung bislang mit keinem Wort eingegangen war. Eine weitere Vorladung zur abschließenden Anhörung wurde von meinem Rechtsanwalt im Dezember 1979 schriftlich beantwortet.

Christian: Gerd, du hast daraufhin ja nicht klein beigegeben, sondern im Gegenteil, du bist in die Öffentlichkeit gegangen. Was hast du alles getan, um dieses Berufsverbot abzuwenden und für dein Recht einzutreten?

Gerd: Zunächst habe ich Rechtsschutz bei meiner Gewerkschaft beantragt und bewilligt bekommen. Der DGB-Kreisvorstand Augsburg protestierte. Ich gehörte zu dieser Zeit dem Kreisvorstand als Kreisjugendausschußvorsitzender an. Dieser Erklärung schlossen sich innerhalb kurzer Zeit viele Organisationen an: CAJ – Junge Christl. Arbeitnehmer, Region Augsburg, Evang. Jugend, SJD – „Die Falken“, Naturfreundejugend, Stadtjugendring, Jungsozialisten, Jungdemokraten. Die GdED-Jugend Augsburg, der Ortsjugendausschuß der Gewerkschaft HBV, der IG-Metall Ortsvorstand, die IG-Metall Angestellten-, Vertrauensleute-, Frauen- und Jugendkonferenz sowie Vertrauensleutkörper aus zahlreichen Betrieben, der DKP Kreis- und Bezirksvorstand, der Landesvorstand der SDAJ, die Mitgliederversammlung der GEW Kreis Augsburg, der DFU-Bezirksverband Augsburg, das Präsidium der VVN – Bund der Antifaschisten in Frankfurt und die Kreisvereinigung in Augsburg traten mit eigenen Resolutionen an die Öffentlichkeit. Aus der französischen Patenstadt Bourges kam eine Solidaritätsadresse vom dortigen Berufsverbotekomitee und bei einer gemeinsamen Pressefahrt aller vom Berufsverbot betroffenen Eisenbahner von Saarbrücken nach Frankreich und Luxemburg solidarisierten sich auch die dortigen Gewerkschaften CGT und CFDT.

Der IG-Metall Ortsverband und Vertrauensleute der MBB GmbH wandten sich gegen mein Berufsverbot. Außer diesen Protesten und Solidaritätserklärungen gab es noch viele Veranstaltungen verschiedener Art, auf denen ich und andere Betroffene sprachen. Die betroffenen Eisenbahner trafen sich auf Bundesebene, um ihre Erfahrungen auszutauschen.

Christian: Was hat deiner Meinung nach am meisten geholfen? Denn es ist sicher nicht einfach, diesem Streß und Druck zu begegnen und standzuhalten, ja sogar noch in die Offensive zu gehen.

Gerd: Da ist zuerst mal die Gewißheit, im Recht zu sein. Wir haben eine Verfassung, und ich lebe nach ihr. Andere machen sie sich gefügig. Aber darüber hinaus war es das Gefühl, nicht allein zu sein. Die Partei im Rücken, die ja aus Menschen besteht, und hilfreiche Hände taten gut. Allein die Treffen mit den ebenfalls betroffenen Eisenbahnern, der Gedankenaustausch und ihre Einschätzungen waren Gold wert. Die vielen Anrufe und die Solidaritätserklärungen geben einem immer wieder Mut. Durch die ständige Aktion hat man nie das Gefühl der Verlorenheit. Das Zeitgefühl geht verloren. Es ist aber auch so: Der Kampf ist ja nicht verloren- und wer würde mitten im Kampf aufgeben.

Christian: Es ist ein Kampf, sagst du, und der Sieger steht noch nicht fest. Nur, wie ist es gewesen, als deine Frau Edith nun auch dieses Berufsverbot bekam – und nicht wie du, sehr allmählich, sondern mit einem Paukenschlag ohne Vorankündigung, als fristlose Entlassung?

Gerd: Das war eine sehr einschneidende Erfahrung. Plötzlich war die Existenzangst da. Plötzlich damit konfrontiert zu werden, mitten im Kampf um meinen Beruf, mit der Existenzfrage, ohne Geld und ohne Beruf dazustehen. Das ist eigentlich nicht in Worte zu fassen. Das sollte lieber meine Frau beschreiben.

Edith: Einschneidend wars, so wie es Gerd gesagt hat. Ich war und wurde nicht vorbereitet. Ich hatte mit keinem einzigen Gedanken diese Erwägung schon mal getroffen.

Ich ging wie immer zur Arbeit. Es war der 27. 5. 1980. An der Arbeitsstelle durfte ich nicht mehr arbeiten. Ich bekam ein Hausverbot ausgesprochen: „Frau Wiese, Sie sind fristlos entlassen, verlassen Sie unser Haus,“ das war alles. Zuerst dachte ich an einen Witz. Dem war aber nicht so. Ich ging in die Wohnung, und dort lag auch schon die schriftliche Entlassung. Fein, als Postzustellungsurkunde, damit ja nichts schief gehen könne. Darinnen wurde mir eröffnet, wessen ich mich schuldig gemacht hatte:

Kandidatur für die Deutsche Kommunistische Partei (DKP) bei der Kommunalwahl am 11. 7. 1972 in Augsburg, verantwortliche Zeichnung eines Flugblattes der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) Augsburg im Juli 1972, Leitung einer öffentlichen Veranstaltung der SDAJ Augsburg am 22. 3. 1973, Kandidatur für die DKP bei den Wahlen zum Bayerischen Landtag am 27. 10. 1974,

Kandidatur für die DKP bei der Kommunalwahl am 5. 3. 1978 in Augsburg. Da saß ich nun, unfassbar das Ganze. Einfach erschlagen hab ich mich gefühlt. Am 23. Mai 1980 war die Entlassung von Gerd zugestellt, noch stempelfrisch, und jetzt vier Tage danach meine Entlassung. Alle Träume ausgeträumt! Von einem Tag zum anderen. In mir kam Panik auf. Das wurde erst besser, als ich mit Gerd telefonierte hatte.

Christian: Du hast doch wie Gerd den Kampf aufgenommen, bist ähnlich vorgegangen, denn eure Fälle ähneln einander ja sehr, wenn man von dem Vorgeplänkel bei Gerd absieht. Ihr habt zum Beispiel als Vorgesetzte Dienstherren jeweils einen Minister der SPD gehabt. In SPD-regierten Ländern heißt es doch, hier gäbe es keine Berufsverbote, erst recht doch nicht im dienstlichen Bereich von SPD-Ministerien.

Gerd: Es gibt viele Äußerungen von Seiten der SPD, es gäbe diese Praxis bei

ihnen nicht, und dabei zeigen sie gleich auf die CDU/CSU regierten Länder. Was soll man dazu sagen? An den Taten sollte man sie messen.

Christian: Nun ist ja das Jahr 81 schon fast am Ende, und es liegt auch inzwischen eine Bundestagswahl hinter uns, aber Eure Berufsverbotsfälle schmoren immer noch. Die Ressorts haben gewechselt, für Minister Gscheidle ist Minister Hauff ins Amt gekommen. Hat sich da etwas getan? Man hört so einiges Munkeln. Zum Beispiel: Die Umwandlung von Beamten in Angestellte bei gleichzeitigem Verzicht auf ein Disziplinarverfahren.

Gerd: In der Tat, Gscheidle ging und Hauff kam – nur die Berufsverbote blieben. Auch bei meiner Frau hat sich nichts geändert. Sie war ja keine Beamtin, sondern noch Angestellte und wurde trotzdem entlassen. Was die Umwandlung von Beamten in Angestellte anbelangt, bin ich skeptisch. Es ist da einmal die menschliche Seite zu sehen. Der Betreffende kann weiterarbeiten, er hat also einen Job und kann leben. Rechtlich setzt er sich aber ins Unrecht, denn er erkennt de facto die Argumentation der Behörden an, er sei für das Beamtenverhältnis nicht geeignet.

Es ist also eine superfaule Sache. Ganz abgesehen davon, nimmt der Beamte, der für seine Laufbahn Prüfungen und Schulen absolviert hat, eine Einbuße hin. Er wird auf alle Fälle unterbewertet beschäftigt. Damit sind unter Umständen Versetzungen verbunden und auf alle Fälle Geldeinbußen. Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Gründe dafür, dieses Angebot abzulehnen.

Edith: Ich habe immer das Gefühl im Gespräch mit Sozialdemokraten, sie seien dagegen, gegen diese Diskriminierungen von Andersdenkenden. Doch letztlich siegt die Parteiräson. So ähnlich war es ja auch bei mir im Betrieb. Sie gaben mir die Hand und waren über diese Art Demokratie entsetzt, doch die Angst um den Arbeitsplatz war stärker als ihre Solidarität. Diese Angst ist verständlich bei unserer Arbeitslosenzahl . . . Da bleibt schon mal ein Wort im Halse stecken.

Christian: Wie hat sich durch all das euer Leben verändert? Ich kann mir vorstellen, so etwas schneidet tief ein in den gewohnten Alltag. Es verändert sicher auch das Verhältnis zu diesem Land und zu den eigenen Zukunftsplänen?

Gerd: Da kann ich für uns beide sprechen, wenn es um das Verhältnis zu diesem Lande geht. Es bleibt, wie es ist, kritisch. Wir haben uns nie Ungesetzlichkeiten erlaubt. Trotzdem hat man uns unserer Existenz beraubt. Zweimal hat man uns gestraft, weil wir es wagen, nachzufragen, warum manches nicht so ist, wie es sein soll. Wir treten weiterhin ein für eine demokratische Veränderung in diesem Land. Eigentlich hat das, was uns widerfahren ist, uns darin bestärkt, gegen solche Zustände anzugehen. Es sind ja nicht nur organisierte Leute betroffen. Noch etwas. Nicht allein zu kämpfen und unterzugehen, sondern gemeinsam solidarisch kämpfen und überleben, das haben wir gelernt. Wenn es auch abgegriffen klingen mag, es ist die einzige Form, überhaupt etwas zu verändern.

Edith: Ich möchte das unterstützen und ergänzen. Wir haben z. B. den Kampf um Frieden und Abrüstung unmittelbar in den Kampf gegen Berufsverbote mit einbezogen. Diese zwei Fragen hängen unmittelbar zusammen. Wer gegen die Berufsverbote kämpft, kämpft gegen die, die wieder einen neuen Krieg

vorbereiten, oder anders gesagt, die Befürworter einer Kriegspolitik haben auch ein Interesse daran, fortschrittliche Kräfte zu diskriminieren und zu isolieren.

Christian: Das hieße ja, so wie ihr es formuliert, ihr seid noch enger an die Arbeiterbewegung herangerückt, und auch euch selbst habt ihr gestärkt. Allerdings möchte ich noch wissen, wie sehen eure Pläne aus. Schließlich habt ihr eine ganze Zeit ohne Geld aus festen Einnahmen gelebt, und das unter erschwerten Umständen, denn 79 wurde ja auch noch euer Sohn Simon geboren.

Edith: Pläne – das ist eigentlich noch nicht zu sagen. Auf der einen Seite haben wir noch die Hoffnung auf den guten Ausgang mit unseren Berufsverböten, da wir ja noch im Clinch mit den Behörden sind. Auf der anderen Seite haben wir schon neue Berufe angesteuert. Ich schule z. Z. auf Programmiererin um – und Gerd hat erneut ein Studium mit dem Ziel Maschinenbauer aufgenommen. Wir können ja nicht so lange warten, bis die Fälle endgültig entschieden sind. Was wir jetzt haben, reicht gerade so zum Leben.

Christian: Wenn man eure Geschichte so Revue passieren läßt, könnte ich mir vorstellen, es wäre leichter gewesen, dem Druck nachzugeben.

Gerd: Vordergründig ja. Doch hätten wir viele Menschen in ihrer Mutlosigkeit bestärkt. Widerstand gegen alle Angriffe auf demokratische Rechte zu leisten, ist wichtig. Auch für uns selber hätte es sicher einen Bruch bedeutet. So sind wir geblieben, was wir waren, selbst wenn es schwer war. Es gibt zwar manchmal Reibereien aus der Unzufriedenheit heraus, doch damit werden wir fertig. Außerdem ist der Kampf noch nicht beendet, und das gibt uns einige Zuversicht, auch für die Zukunft.

Nachtrag:

Ein Film mit dem Titel „Es liegen Erkenntnisse vor“ zu dem Fall Wiese (Super 8 Magnetton) ist zu bestellen bei: Gerd Wiese, Stephansplan 3, 8900 Augsburg.

10 Jahre „Radikalerlaß“

Ein Bericht von Horst Bethge,

Mitglied im zentralen Arbeitsausschuß „Weg mit den Berufsverböten“

1971/72: In der Bundesrepublik immer noch Euphorie über den Bonner „Machtwechsel“. Reformen wurden groß geschrieben, Demokratie sollte gewagt werden, gen Osten wurde verhandelt. Bürger erwarteten und forderten politische Kurskorrekturen. Hamburg hatte sich zu einem Zentrum entschiedener Reformer entwickelt. An Schulen und Hochschulen forderte man, unterstützt durch Demonstrationen, grundlegende Reformen. Die Lehrer hatten mit der ersten Urabstimmung über einen Streik Kampfbereitschaft signalisiert. Schon in den sechziger Jahren hatten Intellektuelle deutlich gemacht, daß sie ihre schon beinahe „klassische“ Rolle, Stütze der herrschenden Kräfte zu sein, aufgegeben hatten. Die Jugend, durch Apo und Ostermärsche trainiert, diskutierte systemsprengende Reformen, und Rudi Dutschke sprach vom „Marsch durch die Institutionen“. Die den Fortschritt hemmende Ideologie des Antikommunismus verlor an Integrationskraft angesichts der Verhandlungen mit den sozialistischen Staaten. Das die Fronten zusammenhaltende „Feindbild“ vom Kommunismus wurde löcherig. Marxistische Positionen wurden wiederbelebt. Die DKP konstituierte sich. Die Jungsozialisten hatten die Theorie des „staatsmonopolistischen Kapitalismus“ entdeckt, Entspannung, Koexistenz und Abrüstung wurden diskutiert. Der kalte Krieg schien passé.

In dieser Situation kreierte die innerhalb der SPD auf dem ganz rechten Spektrum angesiedelten Hamburger Sozialdemokraten (Parteijargon: die CSU der SPD) die Berufsverböte. Am 23. 11. 1971 faßte der Hamburger Senat „seinen“ Extremistenbeschluß und lehnte die Verbeamtung einer jungen Lehrerin wegen angeblicher DKP- und SDAJ-Mitgliedschaft ab. Kurz vorher waren – als Einzelfälle – in NRW der Lehrer Karl-Heinz Henne und in Bremen Prof. Horst Holzer abgelehnt worden. Wegen der Proteste gegen diese Entscheidungen kam es den Hamburger Sozialdemokraten besonders gewitzt vor, einen Grundsatzbeschluß zu fassen. Als sich darauf bei vielen Organisationen Kritik gegen den Hamburger Senat erhob, ging er die nächste Ministerpräsidentenkonferenz im Januar 1972 um Unterstützung an. Die CDU/CSU-regierten Bundesländer stimmten natürlich sofort freudig zu. Etliche sozialdemokratische Ministerpräsidenten und der damalige Bundeskanzler Willy Brandt zogen aus der ihnen eigentümlichen Mischung von originärem Antikommunismus und Angst vor den Angriffen der CDU sofort mit. Hatten doch vorher schon der damalige CDU-Vorsitzende Rainer Barzel und Ernst Benda das Verbot der DKP gefordert. Es schien also der Berufsverböte-Beschluß geeignet, einerseits ein reales Parteiverbot zu vermeiden – was im Hinblick auf die „neue Ostpolitik“ untunlich erschien –, andererseits aber ein Quasi-Parteiverbot dennoch zu exekutieren. So kam man denn überein, Gesinnungen einzelner Beamter administrativ zu verfolgen, und begründete das damit, daß der Staat bei eventuell kommenden Krisen seiner Beamten sicher sein müsse. Hans Koschnick plastisch: In der Krise brauche der Staat Beamte, die aus dem

Rathaus heraus und nicht solche, die ins Rathaus hineinschössen. Heute, nach zehn Jahren, wird an diese Situation erinnert, weil der damalige Beschluß den Grundbestand für ein ganzes Arsenal von Repressionsmaßnahmen darstellte, mit denen versucht wurde, eine eingetretene Entwicklung wieder umzukehren. Das ist – dank der breiten in- und ausländischen Protestbewegung – nicht erreicht worden.

Es ist erst recht nicht gelungen, das Problem der Berufsverbote als erledigt abzuhaken. Diese Frage geriet zum innenpolitischen „Dauerbrenner“ (Herbert Wehner), obwohl mehrfach als „Irrtum“ deklariert (Willy Brandt, 1975). Von Zeit zu Zeit wird „Abschied vom Extremistenbeschluß“ genommen (Koschnick 1979) oder der Beschluß als erledigt erklärt. Gemeint ist die Aufforderung, doch bitte die Opposition dagegen einzustellen. Unter dem Druck der Protestbewegung gab es Versuche, „die Praxis zu vereinheitlichen“ (1973), das Beamtenrecht zu ändern (Genscher-Entwurf, 1974/75), neue „Verfahrensregeln“ zu erlassen (1978), zu „liberalisieren“ (1979) oder zu „differenzieren“ (1980). Nun, nach zehn Jahren, ist angesichts des Bundesverwaltungsgerichtsurteils gegen Hans Peter deutlich geworden, daß das politische Problem Berufsverbote akut wie eh und je ist.

Die Bewegung gegen die Berufsverbote hat eine Reihe von politischen Erfolgen durchsetzen können.

Die Frage ist, da nicht gelöst, seit nunmehr zehn Jahren in der Auseinandersetzung.

Zahlreiche Modifikationen, vor allem bei den Verfahren, wurden durchgesetzt.

Hunderte von Einzelfällen wurden positiv für die Betroffenen erledigt.

Die Tatsache, daß sich bei jedem einzelnen Berufsverbot breiter und vielfältiger Protest erhob, hat prophylaktisch gewirkt. Man konnte nicht wagen, ganze Flächenbrände auszulösen.

Die totale Ausdehnung der Berufsverbote auf Jungdemokraten (es gab nur wenige Fälle in Baden-Württemberg, Bayern, Rheinland-Pfalz, Versuche in NRW), Jungsozialisten und SHB (Fälle gibt es in Bayern, Niedersachsen und Baden-Württemberg, vereinzelt auch in NRW, Schleswig-Holstein und Hamburg), DFG/VK, DFU, Grüne konnte verhindert werden.

Die Protestbewegung gegen die Berufsverbote hat in der Öffentlichkeit die Sensibilität für die Verletzung demokratischer Rechte erhöht.

Es wurde das Bewußtsein gestärkt, daß man sich wehren kann, daß es sich lohnt zu kämpfen und daß man es gemeinsam tun muß, um erfolgreich zu sein. Die Ermutigung ist eine wichtige Voraussetzung für die weitere Politisierung demokratischer Strömungen überhaupt.

Die schon 1972 entschiedene Frage, ob sich die Betroffenen und ihre Organisationen einzeln wehren, oder ob direkt Betroffene das gemeinsam im Bündnis tun sollten, ist richtig im Sinne von Aktionsbündnissen entschieden worden. Zehn Jahre hat sich das breite demokratische Bündnis jetzt bewährt, hat Spaltungsversuchen, Ablenkungsmanövern und Diffamierungen standgehalten.

Als besonders erfolgreich und wertvoll hat sich die Zusammenarbeit in der Frage der Berufsverbote zwischen bundesrepublikanischen und ausländischen

Kräften erwiesen. Bei internationalen Konferenzen wird die Zusammenarbeit unterschiedlicher Parteien, Gewerkschaften, Berufsorganisationen und internationaler Gremien sichtbar, die sonst durchaus nicht immer kooperieren. Die ursprünglich negative juristische Front wurde aufgeknackt. Untere Gerichte entscheiden ebenso wie die Arbeitsgerichte heute sehr oft positiv für die Betroffenen. Bis heute hin ist die **Rechtsprechung** uneinheitlich.

Es ist gelungen, die sich ausbreitende **Gesinnungsjustiz** sichtbar zu machen. Mit dem Vertrauen in die sozialliberalen Positionen schwindet auch die **Justizgläubigkeit**. Es ist deutlich geworden, daß auch die Justiz eingebunden ist in das politische Kräftespiel. Vor dem Hintergrund breiter demokratischer Bewegungen erscheint die Justiz allerdings nicht als bloßes Bollwerk der Herrschenden.

So ist es möglich geworden, den Herrschenden den Ausweg zu verlegen, politische Entscheidungen generell den Gerichten zuzuschieben. Spätestens nach dem Peter-Urteil wird deutlich, daß politische Fragen auch politisch beantwortet werden müssen. Der Urheber, hier die Bundesregierung, kann die Verantwortung nicht weitergeben.

Zu aktuellen „Fällen“

Hamburg: Die Lehrer(innen) *Jutta May-Martens*, *Heidrun von der Stück*, *Bernd Apel* und *Herbert Flick* wurden jetzt nach bis zu 8jährigem Kampf eingestellt. Gleichzeitig hat die Verfolgung des Lehrers und Autors des Berufsverboteromans *Hans-Peter de Lorent* eine neue Stufe erreicht. Auf Betreiben des Hamburger Schulsenators Grolle (SPD) ist er angeklagt worden, Beamte mit seinem Roman beleidigt zu haben. Eine Verurteilung kann die Entlassung aus dem Schuldienst bedeuten. Die Verhandlung dauert zur Zeit noch an.

Die unter dem ehemaligen Bürgermeister Klose eingeleitete vorsichtige „Liberalisierung“ der Berufsverbote hat die verfassungsmäßigen Rechte nicht gesichert. Dies beweist das Berufsverbot gegen den Juristen *Hermann Brandt*. Seine Ernennung zum Richter am Sozialgericht wurde *allein* wegen seiner angenommenen Mitgliedschaft in der DKP abgelehnt. Diese Entscheidung eines Richterwahlausschusses bedeutet die Wiedereinführung der harten Berufsverbotepraxis auch in Hamburg nach dem Ministerpräsidentenbeschluß von 1972. Einen großen Anteil an dieser Entwicklung hat der neue Bürgermeister Hamburgs, Klaus von Dohnanyi (SPD).

Bayern: Die Lehrerin *Angela Rauscher-Neubauer*, Mitglied der Freien Demokratischen Partei (F.D.P.), wurde erst nach massiven Protesten zum Vorbereitungsdienst für Lehrer zugelassen. Als Grund für dieses Berufsverbot geben die Behörden eine Heiratsanzeige in der kommunistischen Zeitung UZ an. Nachdem die beiden Mitglieder der Deutschen Friedensgesellschaft/Vereinigte Kriegsgegner (DFG/VK) *Heinrich Häberlein* und *Manfred Lehner* ihren Vorbereitungsdienst für Lehrer nur nach Gerichtsurteilen absolvieren konnten, sind sie jetzt nach Abschluß der Ausbildung erneut abgelehnt worden. H. Häberlein wird die Unterzeichnung des „Krefelder Appells“ gegen den NATO-Nachrüstungsbeschluß vorgeworfen, mit dem sich bisher über eine Million Bundesbürger an die Bundesregierung wandten.

Niedersachsen: Die Ärztin *Dr. Regina Dickmann* wurde in einem Landeskrankenhaus eingestellt. In dem Berufsverboteverfahren gegen die Sozialarbeiter *Wolfgang Liß* und *Volker Croon* (beide Hannover) unterlag die CDU-Landesregierung vor Gericht. Die Berufsverbote gegen *Matthias Witzer* und die Tierärztin *Dr. Gabi Lindena* wurden bestätigt. Gegen die Lehrerin und Beamtin auf Lebenszeit *Dorothea Vogt* (Jever) leitete die Regierung ein Disziplinarverfahren mit dem Ziel der Entlassung ein, weil sie für die DKP die Aufstellung eines Informationsstandes beantragt hatte. Nach wie vor schleppt sich das Verfahren im „Fall“ der Kunsthistorikerin *Dr. Gabriele Sprigath* durch die Instanzen.

Baden-Württemberg: Hier gibt es inzwischen 400 Berufsverbots„fälle“. Dem Rechtsanwalt *Hans-Dieter Wohlfahrt* (Stuttgart) wollte die Landesregierung verbieten, sich als Landrat zu bewerben – ein massiver Eingriff in das passive Wahlrecht!

Nordrhein-Westfalen: Der Sozialdemokrat *Jürgen ter Braak* ist inzwischen fest in den Schuldienst eingestellt worden. Die Verfahren gegen *Manfred Bochey*, *Traudel Plümpe* und *Wolf Oeking* laufen weiter. Der Programmierer beim Materialprüfungsamt des Landes in Dortmund, *Hartmut Lohse*, ist mit dem Hinweis auf die DKP-Mitgliedschaft entlassen worden.

In Mönchengladbach wurden jetzt erstmals fünf Lehrer nicht eingestellt, weil sie sich in einer Anzeige, die Hunderte von Bürgern unterschrieben, gegen weitere Raketen am Niederrhein erklärt hatten.

Hessen: In Marburg hatten 64 Lehrer und Erzieher im öffentlichen Dienst aufgerufen, bei den Kommunalwahlen der DKP die Stimme zu geben. Der SPD-Kultusminister Krollmann verfolgte alle 64 disziplinarisch, indem er den Aufruf zu den Personalakten nahm.

Gegen *Hedi Robitzsch-Klee* und *Klaus Poweleit* wird nach vielen Jahren Berufsverbot in letzter Instanz vor dem Hessischen Verwaltungsgerichtshof verhandelt. Der Stadtinspektor *Detlef Schönrock* (Frankfurt) ist noch vor Beendigung seiner Ausbildung fristlos entlassen worden.

Schleswig-Holstein: Die CDU-Landesregierung muß nach einem Gerichtsurteil den Lehrer *Hans-Hartwig Lau* in den Schuldienst einstellen.

Saarland: Hier gibt es aktuell einen „Fall“ versagter Einbürgerung (*Monique Brocard*), ansonsten keine Berufsverbote seit 1972 und nur eine bekanntgewordene Anhörung.

Bremen: Nach wie vor ist der „Fall“ *Holzer* anhängig. Neuere Versuche, nach der Bereinigung aller „alten“ Fälle in Bremen hier einen neuen Vorstoß zu machen, waren bislang erfolglos. Einen ganz neuen „Fall“ gibt es in Bremerhaven.

Insgesamt läßt sich sagen, daß die Anzahl der relativ und absolut neuen „Fälle“ zurückgegangen ist, an einigen älteren „Fällen“ hartnäckig festgehalten wird, durch einige bayerische Verfahren vor dem Bundesverwaltungsgericht das Recht, einen Anwalt zu nehmen, eingeschränkt wurde und die Verfahren in den einzelnen Bundesländern ganz unterschiedlich laufen.

Eine besondere Rolle spielen die Verfahren, die durch die Bundesregierung direkt angestrengt wurden. Es gab und gibt sie im Bereich des Post-, Verkehrs-

und Arbeitsministeriums; sie treffen Bahn- und Postbeamte aller Art sowie Arbeitsvermittler und Beamte bei Sozialbehörden. Hier wurden insgesamt ursprünglich rund 60 Verfahren eingeleitet oder Nicht-Verbeamtungen ausgesprochen. Der neue Verkehrsminister Hauff (SPD) hat im Bereich der Bundesbahn etliche „Fälle“ durch eine Art Vergleich mit den jeweiligen Beamten erledigen können: Sie wechselten ohne Diskriminierung oder materiellen Verlust ins Angestelltenverhältnis, blieben aber an ihrem Arbeitsplatz. Gleichzeitig entließ Arbeitsminister Ehrenberg jedoch den angestellten Arbeitsvermittler *Armbruster* (Freiburg).

Postminister Gscheidle (SPD) verfuhr noch anders: Nachdem er eigenhändig gegen den Stuttgarter Postbeamten Hans Peter ein Disziplinarverfahren eingeleitet hatte, sprach ihn das Bundesdisziplinargericht von dem Vorwurf der Dienstpflichtverletzung durch seine DKP-Mitgliedschaft und -kandidatur frei. Im Sommer dieses Jahres hatte dann die Ministerrunde Baum (FDP), Vogel (damals Justiz), Huonker, Gscheidle und Bundesdisziplinaranwalt Claussen beschlossen, beim Bundesverwaltungsgericht Revision dieses freisprechenden Urteils zu beantragen. Am 29. Oktober 1981 hat es Hans Peter in einem Aufsehen erregenden Urteil der beharrlichen Verletzung der Treuepflicht schuldig erklärt; die Entlassung ist daraufhin erfolgt.

Damit trägt, wie es in der Erklärung des Arbeitsausschusses der Initiative „Weg mit den Berufsverboten“ heißt, „nach fast zehnjähriger Berufsverbotepraxis das Bundesverwaltungsgericht zu einer immensen Verschärfung der Berufsverbotepraxis bei. Es beendet brutal alle Bemühungen um ‚Liberalisierung‘ und ‚Differenzierung‘ und liefert denjenigen Handhaben, die – wie die CDU-CSU-Landesregierungen – schon immer eine schärfere Berufsverbotepraxis wollten, die das umfassende System der Bspitzelung, Einschüchterung, Diskriminierung gegen die wachsende Friedensbewegung und gegen die zunehmende Bereitschaft, den demokratischen Bürgerwillen auch massiv zum Ausdruck zu bringen, noch stärker anwenden wollen.“

Die Schuld dafür liegt allein bei der Bundesregierung: Sie hat Revision einlegen lassen, sie wollte ihre politische Entscheidung juristisch ummänteln lassen. In der Erklärung heißt es weiter: „Das Bundesverwaltungsgericht ist nicht den Gutachten der Professoren Küchenhoff, Zweigert und Müller gefolgt, die – mit unterschiedlichen Begründungen – keine Dienstpflichtverletzungen konstatierten. Die Bundesregierung als Antragsteller und das urteilende Bundesverwaltungsgericht haben die Grundrechte mit diesem Urteil für alle Beamten verkürzt, indem sie die Treuepflicht über das Parteienprivileg stellten und zuließen, daß sich Verwaltungen anmaßen können, über die Verfassungswidrigkeit einer Partei für den Bereich des öffentlichen Dienstes zu befinden.“

Das Urteil atmet den Geist des ‚kalten Krieges‘. Nicht nur, daß alle Beamte damit den ‚Sicherheitsregeln‘ der NATO für den ‚Konfliktfall‘ unterworfen werden, sondern daß auch aktive demokratische Beamte zum ‚Sicherheitsrisiko‘ gestempelt werden. Unterstellt wird damit demokratischen Beamten, sie seien Spione, Agenten, ‚Vaterlandsverräter‘ . . .

In diesem Zusammenhang verurteilt der Arbeitsausschuß die Anmaßung des Bundesverwaltungsgerichts, über die Zielsetzung einer politischen Partei –

mit der rechtlichen Folge der Entfernung des DKP-Mitgliedes Hans Peter aus dem Dienst – zu befinden. Das ist eine eindeutige Mißachtung der Verfassung, die eine solche Beurteilung dem Bundesverfassungsgericht vorbehält. Es wird ein Quasi-Parteiverbot gegenüber der DKP erwirkt; das über den Umweg des Beamtenrechts an einem einzelnen Beamten vollstreckt wird.“

Daß es sich bei den Berufsverboteverfahren vor den höchsten Gerichten um hochpolitische Vorgänge handelt, zeigt die Tatsache, daß nach dem Peter-Urteil (das im übrigen noch nicht im Wortlaut vorliegt) das gesamte Bundesverfassungsgericht mit 16 Richtern und dem Präsidium am 6. 11. 1981 zu Beratungen mit Bundeskanzler Schmidt nach Bonn gereist ist und über das Urteil diskutiert hat. Wie es heißt, ging es unter anderem auch um ein eventuelles Verfahren vor dem Bundesverfassungsgericht, das einige gerne zur juristischen Legitimierung der verfassungswidrigen Berufsverbotepraxis noch gerne hätten.

Das Peter-Urteil hat zweifellos die Situation verschärft, auch wenn es keine direkt juristischen Folgewirkungen für die laufenden Disziplinarverfahren hat oder alle Landesbeamten jetzt mit Verfahren überzogen würden. Dennoch ermuntert es die Landesregierung, neue Verfahren einzuleiten. Denn die wenigen Tage nach dem Urteil zeigen, daß jetzt die Berufsverbote in Bund und Ländern die letzten juristischen Schranken in der Verfolgung Andersdenkender gefallen sehen: in Baden-Württemberg und Niedersachsen werden Disziplinarverfahren gegen alle Beamte vorbereitet, die der DKP angehören, zwei angestellte Arbeitsvermittler erhielten von der Bundesanstalt für Arbeit – verantwortlich Minister Ehrenberg (SPD) – eine fristlose Kündigung. In Niedersachsen wird die Einleitung von Disziplinarverfahren gegen 20 Lehrer geprüft, weil sie für die DKP kandidiert haben. Noch weiter geht der innenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion Spranger, der die sofortige Entlassung aller „moskautreuen Beamten“ forderte.

Das Peter-Urteil hat gezeigt, daß Bundesregierung und Bundesverwaltungsgericht sich nicht scheuen, ungeachtet der seit zehn Jahren anhaltenden in- und ausländischen Proteste ein solches Urteil zu erwirken. Die Protestbewegung muß also noch viel breiter und stärker werden. Die demokratische Öffentlichkeit kann und wird nicht hinnehmen, daß ein untadeliger Beamter ohne Anspruch auf Unterhalt und Pension entlassen wird, weil seine politischen Gegner ihn zum Verfassungsfeind stempeln. Jetzt gilt es, einer Ausuferung der seit zehn Jahren kritisierten Berufsverbotepraxis endlich Einhalt zu gebieten. Das ist aber auch noch aus anderen Gründen notwendig: Die Krise spitzt sich zu. Immer mehr soziale und politische Protestbewegungen sind entstanden und werden aktiver. Es gilt, diesen Handlungsspielraum zu erhalten. Dazu sind gemeinsame Anstrengungen nötig: Die Berufsverbotebewegung erkennt zunehmend den Zusammenhang zwischen diesen Bewegungen und den sich ausweitenden Grundrechtsverletzungen; die sozialen und politischen Bewegungen dieser Tage sehen auch ihrerseits stärker den Zusammenhang zwischen Berufsverbote und allgemeinen Grundrechtseinschränkungen. Auf diesem Weg muß und wird die demokratische Bewegung stärker werden.

Sabine Stange Nicodemo oder die Unfähigkeit zu handeln

Wir saßen beim Mittagessen, Joachim sah abgespannt aus. Stumm schnitt er das Fleisch auf seinem Teller.

„Was gab's denn heute?“ fragte ich, um die Stille zu beenden.

„Ach, immer das Gleiche,“ sagte er, legte die Gabel beiseite und lehnte sich nach hinten, „ich hab mal wieder Kinder in die Schule reingetestet.“

Zehn Jahre war er jetzt Lehrer an einer Lernbehindertenschule, und immer wieder fürchtete er sich davor, Schicksal spielen zu müssen, wenn er Kinder testete, die in der Grundschule nicht mitkamen. Diesmal war es Nico.

„Eigentlich warte ich schon lange darauf, daß sie ihn melden,“ sagte Joachim, „bei den Verhältnissen ist er doch geradezu prädestiniert für die Sonderschule, du kennst ihn ja.“

Ja, ich kannte ihn, er kam seit einem Jahr täglich, um bei uns Hausaufgaben zu machen und zu spielen. Letzte Woche war er neun Jahre alt geworden. Er lebte zusammen mit seinen Eltern und seinen sechs Geschwistern in einem baufälligen Haus in M., einer dieser verschlafenen Kleinstädte im Nordhessischen.

„Weißt du, wenn er wirklich dumm wäre, wollte ich nichts sagen,“ sagte Joachim, „aber was kann der Junge dafür, daß die Alte sich nicht um ihn kümmert?“

„Was heißt hier um ihn?“ erwiderte ich, „hat sie sich je um eins ihrer Kinder gekümmert?“

Joachim drehte sein Saftglas zwischen den Fingern. „Weißt du, früher hab ich gedacht, es reicht, wenn ich als Lehrer mich nur genügend um die Kinder kümmere.“

Er stellte das Glas ab und stützte den Kopf in die Hände. „Aber das nützt offensichtlich nichts. Jetzt kommt der Kerl schon so lange zu uns zu den Hausaufgaben, und gebessert hat er sich ja, in Rechnen steht er auf schwach vier, trotzdem schicken sie ihn.“

Ich strich ihm über den Arm. „Du kennst doch die Verhältnisse, solange sich daran nichts ändert, wird es viele Nicos geben.“ Dabei dachte ich daran, wie sie in ihrem Stadthaus in Dreck und Unrat hausten. Ein paarmal, als Joachim mit der Mutter reden wollte, hatte ich bei Gerbers in der Küche gestanden. Es war, als sei man auf einer Gleitbahn, so klitschig war der Boden. Nur das Zimmer des Vaters war immer sauber und aufgeräumt. Morgens, wenn er in seine Pizzeria in einem nahegelegenen Dorf fuhr, schloß er hinter sich ab. Keiner außer ihm durfte das Zimmer betreten. So war es üblich in Sizilien, wo er zuhause war, und diese Gewohnheit hatte er mitgebracht.

Die Mutter akzeptierte das, fand nichts dabei, sich unterzuordnen. Es war ihr lieber, einen Mann im Hause zu haben, der hinter sich abschloß, als keinen zu haben. Früher, als sie Kind gewesen war, war es ähnlich gewesen: der Vater bestimmte, was gemacht wurde, Frau und Kinder hatten zu gehorchen. Wenn es Lohn gegeben hatte, besoff er sich und wenn er dann endlich nach Hause kam, schlug er auf jeden ein, der sich ihm in den Weg stellte.

Francesco war anders, solange er in Ruhe gelassen wurde, schlug er niemanden.

Joachim stand auf. „Ich leg mich noch ein bißchen hin,“ sagte er, „vielleicht wird mir dann besser.“

In seinem Zimmer verschränkte er die Arme unter dem Kopf, starrte an die Decke und sah einer Fliege nach, die dort oben entlangkrabbelte. Gleichmäßig tickte der Wecker neben ihm, aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen. Gedanken an Nico und seine Geschwister kreisten in seinem Kopf. Vier der sieben Kinder besuchten die Lernbehindertenschule. Ein Bruder war wiederholt straffällig geworden, konnte aber bisher nicht belangt werden, weil er noch nicht strafmündig war. Die älteste Schwester arbeitete als Anlernling in einer Strickerei, der älteste Bruder in der vor kurzem aus der Taufe gehobenen Pizzeria des Vaters. Die Mutter ging sechs Stunden täglich in einem chemischen Großbetrieb putzen. Kurzum die Familie war das, was man gemeinhin „sozial schwach“ nennt und wurde von Jugend- und Sozialamt betreut.

Das Telefon klingelte, rasch wischte ich mir das Abwaschwasser von den Händen und lief in den Flur.

„Hallo?“

„Hallo, hier ist Reiner, kommt ihr nächsten Sonntag mit Pilze sammeln?“

„Ach du, ich weiß noch nicht,“ antwortete ich, „Joachim ist mal wieder am Boden zerstört, ich hab das Gefühl, er will am Wochenende alleine sein.“

„Schule was?“ sagte Reiner am anderen Ende der Leitung. „Es wird Zeit, daß er sich endlich ein dickeres Fell angewöhnt, oder er geht irgendwann drauf.“

„Du hast gut reden,“ sagte ich, „du mit deiner Mathematik kannst immer genau nachprüfen, wer was kann und wer nicht, für dich ist der Fall klar, soundsoviele Punkte gibt eine Fünf und damit hat sich’s“. „Wer ist denn dran?“ Joachim war hinter mich getreten. Ich hielt ihm den Hörer entgegen.

„Reiner fragt, ob wir am Sonntag mit zum Pilzesammeln kommen.“

Müde strich er sich die Haare aus der Stirn und griff nach dem Hörer. „Na du altes Haus,“ sagte Reiner, „grämst du dich wieder wegen der lieben Kleinen?“

„Ach hör auf,“ sagte Joachim, „heut’ haben sie mir den Nico zum Testen geschickt, weißt du, den aus der 1b.“

„Und?“ fragte Reiner.

„Das Übliche,“ antwortete Joachim, „IQ 112, stark im Handlungsteil, schwach im sprachlichen Teil.“

„Ja,“ sagte Reiner, „das stimmt, bei mir im Unterricht redet er kaum, aber im Rechnen geht’s, da kommt er mit Mühe mit. Ich hatte jedenfalls keinen Grund, ihn zur Überprüfung zu melden.“ Er machte eine kurze Pause. „Und was schlägst du vor?“ „Förderunterricht“, sagte Joachim, „intensive Einzelbetreuung und möglichst raus aus der Familie.“

„Ich weiß nicht, ob das das Richtige ist,“ sagte Reiner, „neulich abends hab ich bei denen zuhause eine Geschichte erlebt, die darauf hindeutete, daß Nico zu seinem Vater ein ausgesprochen gutes Verhältnis hat. Ich kam gegen Abend hin, um der Mutter ins Gewissen zu reden, sie müsse sich mehr um den Jungen kümmern. Da saß die ganze Sippe in der Küche versammelt, nur die Mutter fehlte. Der Vater hatte den Nico auf dem Schoß, strich ihm übers Haar und erzählte von Italien, sein Bruder habe dort ein Stück Land, und wenn der mal nicht mehr sei, das hat er wörtlich gesagt, werde er, der Vater, das Land erben.“

Dann gingen sie alle nach Italien.“

„Das stimmt schon,“ sagte Joachim, „aber du weißt ja auch, wie das ist bei den Italienern, Kindererziehung ist Frauensache, und die Mutter hat ein ganz schlechtes Verhältnis zu ihren Kindern. Na ja, auf jeden Fall wird’s heiß morgen auf der Konferenz, auf der über Nicos Einweisung in die Sonderschule entschieden werden soll.“

Nervös ließ Joachim den Kuli auf dem Tisch kreisen und schaute von einem zum andern. Die Frau vom Jugendamt unterhielt sich angeregt mit ihrem Nachbarn, dem Schulpsychologen, Kollege Hübner malte Männchen auf seinen Block, Kollegin Margraf untersuchte ihre Haare auf gespaltete Spitzen und Kollegin Scheithauer sah aus, als sei sie mit ihren Gedanken mehr bei ihren Kindern zuhause als bei dem gerade behandelten Tagesordnungspunkt.

„Kommen wir nun zu den anstehenden Einweisungen“, sagte der Rektor, „zuerst zu Nicodemo Gerber. Herr Krüger, Sie haben doch den Nicodemo getestet, würden Sie uns bitte berichten?“

„Ja also,“ begann Joachim, lehnte sich auf den Tisch und schaute in die Runde, „vielleicht schildere ich erst mal Nicos Werdegang. Er ist jetzt neun Jahre alt und ist das siebte von sieben Kindern. Alle sind unehelich, aber die Eltern leben zusammen.“

Vielsagend schaute Kollegin Schreckhase den Rektor an als wollte sie sagen: Da haben wir’s wieder, Kinder in die Welt setzen, aber nicht heiraten, das kann ja nichts werden!

„Bevor Nico in die Schule kam,“ fuhr Joachim fort, „wurde er von seiner ältesten Schwester betreut, die damals selbst noch Schülerin war. Vormittags war er allein.“

„Woher haben Sie denn die Information?“ fragte der Rektor.

„Von der Mutter,“ antwortete Joachim, „die fand es ganz normal, daß ein kleines Kind über Stunden hinweg allein im Hause ist.“

„Denken tut die für keine zwei Pfennig,“ meinte die Frau vom Jugendamt abschätzig.

„Also weiter,“ fiel ihr Joachim rasch ins Wort, weil er keine tratschigen Geschwätze über Nicos Familiensituation aufkommen lassen wollte, „der Vater arbeitete zu der Zeit in drei Schichten bei VW. Oft fuhr er Doppelschichten, um mehr Geld zu verdienen. Das meiste Geld schickt er nach wie vor seiner Sippe nach Sizilien, obwohl er hier sieben Kinder hat. Nico sah ihn kaum. Trotzdem hängt er sehr an ihm. Den Kindergarten besuchte er nicht, die Mutter meinte, das Geld könne sie nützlicher verwenden, das sei ihr zu teuer.“

„Zu teuer,“ fiel ihm die Frau vom Jugendamt ins Wort, „die setzt doch alles, was sie in die Finger kriegt, in Klamotten um.“

„Die hat halt so ihre eigene Lebensphilosophie,“ lachte der Rektor, „gut angezogen ist das Wichtigste im Leben.“

Verunsichert sah Joachim seine Kollegen an. Er spürte, wie ihm Voreingenommenheit entgegenschlug und glaubte zu wissen, daß der Fall Nico für seine Kollegen schon erledigt war, bevor er seinen Bericht beendet hatte.

„Nun machen Sie mal weiter,“ sagte der Schulpsychologe und lächelte ihn ermutigend an.

„Ja also,“ fuhr er fort, „mit sechs wurde Nico zur Förderung seiner Schulreife in die Vorklasse hier an unserer Schule eingewiesen.“

„Vielleicht könnte Kollegin Scheithauer dazu etwas sagen,“ unterbrach ihn der Rektor und wandte sich ihr zu, „Sie haben ihn doch das Jahr unterrichtet.“ „Ja,“ sagte Frau Scheithauer und setzte sich gerade, „er war eigentlich ein liebes Kerlchen. Am Anfang wußte ich nicht, was mit dem los war. Er kam morgens, legte sich auf die Bank und war zu nichts mehr zu gebrauchen. ‚Was ist mit dir?‘ fragte ich. ‚Nix‘, sagte er und legte den Kopf auf die Arme. Das ging so Morgen für Morgen bis ich merkte, der hatte nicht ausgeschlafen und nicht gefrühstückt. Ich versuchte, Kontakt mit seiner Mutter zu kriegen, weil ich endlich wissen wollte, was da eigentlich los war. Aber an die war nicht ranzukommen, sie war nie erreichbar. Na ja und im Laufe der Zeit wurden seine Verhaltensauffälligkeiten dann immer schlimmer. Er saß stundenlang im Schrank oder unter dem Tisch. Ich konnte einfach nichts für ihn tun. Er hätte eine Einzelbetreuung gebraucht, und ich hatte doch noch siebzehn andere Kinder. Im Turnen war er sehr gut, bewegte sich sehr rhythmisch. Eine Körperbeherrschung hatte der, das war unwahrscheinlich! Er malte auch sehr gern, da saß er stundenlang vor sich hinsturmelnd und füllte ein Blatt nach dem anderen. Konflikte löste er immer nur mit Gewalt. Auch mit meiner Hilfe schaffte er das nie anders, da ging ihm einfach das Temperament durch, und er schlug zu.“ „Erzähl doch mal die Geschichte mit den Spaghettis,“ unterbrach sie Kollegin Schneider.

„An die Geschichte erinnere ich mich gut,“ sagte Frau Scheithauer, „da kam er morgens mit lauter Brandflecken im Gesicht. ‚Du meine Güte‘, sagte ich entsetzt, ‚was hast du denn gemacht?‘ – ‚Spaghetti hab ich mir gemacht‘, sagte er und grinste. ‚Und woher kommen die Brandflecken, hast du die Spaghetti im Gesicht gehabt?‘ – ‚Nein‘, sagte er, ‚ich hab mir Speck ausgebraten und die Spaghetti waren nicht richtig abgetropft.‘ Da muß wohl Wasser in das heiße Fett gelaufen sein, er hat den Kopf darübergehalten, und als es hochspritzte, kriegte er lauter Brandflecke. Von daher weiß ich, daß er sein Mittagessen oft selbst machen mußte und war noch nicht mal sechs Jahre alt.“

Betretenes Schweigen herrschte in der Runde, keiner sah den anderen an. Joachim hatte den Eindruck, dieser plastische Bericht habe den Kollegen ins Gedächtnis gerufen, was die meisten während ihrer Ausbildung mal gelernt hatten, nämlich daß ungefähr siebzig Prozent aller Lernbehinderten milieugeschädigt sind, die durch ihre häuslichen Verhältnisse, in die sie zufällig hineingeboren werden, ihr Leben lang bestraft werden.

„Ich muß es verdrängen,“ hatte mal eine Kollegin zu ihm gesagt, als er kaum ein Jahr in der Schule war, „sonst müßte ich ständig verzweifeln und Sie werden es auch noch lernen!“

Damals hatte er sich furchtbar aufgeregt über seine Kollegen, die so eine Art Kaltschnäuzigkeit an den Tag legten, daß es ihn gruselte. Dann, im Laufe der Jahre, hatte er erkennen müssen, daß jeder, der in der Sonderschule arbeitete, sich selbst schützte, eben weil so viele Kinder zu ihnen kamen, die von Hause aus nicht dumm waren, aber durch mangelhafte Förderung dumm gehalten wurden. Fehlende elterliche Zuwendung erzeugte Verhaltensstörungen und Aggressivität, und die Unkenntnis von Papier und Bleistift und mangelhafte

Heranführung an die Kulturtechniken ließen eine in der Grundschule vorausgesetzte Leistungsmotivation gar nicht erst entstehen.

„Was würden Sie denn in diesem Falle vorschlagen?“ fragte der Rektor, und wieder wurde Joachim das Gefühl nicht los, es handele sich um eine Proformafrage, damit das Geschehen seinen ritualisierten Gang nehmen konnte.

„Intensive Einzelbetreuung, eine feste Bezugsperson und möglichst raus aus der Familie“, sagte er schnell und bestimmt.

Die Frau vom Jugendamt lachte abschätzig und zwirbelte einen Faden zusammen, den sie während seines Berichtes aus ihrem Hemdsaum gerissen hatte. „Das machen Sie doch jetzt seit drei Jahren, und was hat es genützt? Ich sage Ihnen, die wollen einfach nicht, da kann man nichts machen! Wie oft hab ich der Frau schon ans Herz gelegt, sie soll endlich aufhören zu arbeiten und für ihre Kinder sorgen. Sozialhilfe beantragen soll sie, bei den Verhältnissen kriegt die das in voller Höhe, mehr als sie jetzt verdient. Und was ist? Die läßt überhaupt nicht mit sich reden, sagt, sie will keine Almosen und all so’n Zeug, will sich nicht abhängig machen.“ Sie warf sich mit dem Oberkörper nach vorne auf den Tisch, schaute erfolgreich von einem zum anderen und fuhr hektisch fort: „Sich nicht abhängig machen! Das müssen sie sich mal überlegen bei so einer Frau! Da vernachlässigt sie lieber die Kinder! Ne, ne, erzählen Sie mir nichts“, wandte sie sich direkt an Joachim, „ich hab noch mehr solche Fälle zu betreuen, das ist immer das Gleiche.“ Sie blickte Zustimmung heischend um sich, prompt fiel Herr Baier, einer der ganz Frommen des Kollegiums, ein: „Ja, ja, den einen gibt’s der Herr, den anderen nicht. Man muß halt damit leben. Die auf Erden viel Leid erfahren, werden droben die ersten sein.“ „Na, na,“ beschwichtigte der Schulpsychologe, „ganz so ist es ja nun Gott sei Dank nicht.“

„Ach Gottchen,“ rang Frau Scheithauer die Hände, „das arme Kerlchen, hat es soweit kommen müssen?“ „Kommen wir also zur Abstimmung,“ unterbrach der Rektor jede weitere Äußerung, „wer ist für die Einweisung?“

Acht Hände hoben sich, Joachim rutschte auf seinem Stuhl immer tiefer und der Schulpsychologe schnipste sichtlich verärgert mit seinem Kuli.

„Alles?“ fragte der Rektor und zückte seinen Stift, um das Abstimmungsergebnis festzuhalten. Frau Scheithauer blickte verunsichert um sich, schaute zu Joachim, dann zum Rektor, der ebenfalls für die Einweisung stimmte. Zögernd hob auch sie die Hand.

„Wer ist dagegen?“ fragte der Rektor mit gleichgültiger Stimme. Joachim und der Schulpsychologe meldeten sich.

„Zwei,“ sagte der Rektor und machte eine Anmerkung auf seinem Blatt. „Fassen wir also kurz zusammen: Nicodemo Gerber wird in die Schule für Lernbehinderte eingewiesen, weil anzunehmen ist, daß er unter den gegebenen häuslichen Verhältnissen den Anforderungen der Grundschule auf Dauer nicht gewachsen sein wird.“ Mechanisch verlas er den Satz, der das weitere Schicksal Nicos bestimmen sollte. Beschämt kratzte Joachim mit dem Fingernagel an der Tischkante. Er wagte nicht, die Kollegen anzusehen.

„In den Arsch treten könnte ich sie alle!“ fluchte er, während ich ihm einen Schnaps ingoß. Hastig kippte er ihn hinunter, tänzelte wackelnd zum Fenster hin und äffte seine Kollegin Traube nach: „Seien Sie doch froh, daß der Junge

jetzt zu uns kommt, bevor er noch mehr versaut wird in der Grundschule!“ Abrupt wandte er sich zu mir um. „Alte Zicke da, die hat bestimmt noch nie einen Fuß in die Wohnung eines Schülers gesetzt, aber das Maul aufreißen und dumm rumschwätzen.“ Er war erbost und gleichzeitig tief getroffen, daß all seine Bemühungen, Nico vor dem Schicksal zweier seiner Geschwister zu bewahren, die als Analphabeten aus der Schule entlassen worden waren, so fehlgeschlagen waren, ballte die Faust um das Schnapsglas und starrte aus dem Fenster.

Draußen lärmten Kinder, lachten und scherzten miteinander und befanden sich offensichtlich auf Klassenfahrt in dem malerischen Luftkurort, dem Joachim momentan so gar nichts abgewinnen konnte. Leiser und leiser wurden die Stimmen und verhallten schließlich in der Dunkelheit. Ruckartig wandte Joachim sich um, knallte sein Glas auf den Tisch. „Die sollen sich totlachen!“ Und während er sich die Jacke überwarf: „Das wollen wir doch mal sehen, ob das so leicht geht mit der Einweisung!“

„Wo willst du hin?“ rief ich hinter ihm her. Ohne zu antworten, eilte er die Treppe hinunter.

Er klingelte an dem schmalen Fachwerkhaus, das dringend einer Außenrenovierung bedurft hätte. Nichts. Er klingelte noch einmal, endlich, nach langer Zeit, polterte es auf der Treppe. Nico riß die Tür auf. „Was wollen Sie dann hier?“ fragte er und schaute ihn an mit einer Mischung aus Grinsen und Abwehr.

„Ist deine Mutter da?“ fragte Joachim.

„Was is denn da unten los?“ brüllte Joachims Mutter von oben.

„Der Krüger is da!“ brüllte Nico zurück.

„Soll rinkommen!“

Ohne ein weiteres Wort polterte Nico die Treppe hinauf. Joachim schloß die Tür hinter sich und bahnte sich in der Dunkelheit einen Weg durch Fahrräder, Mülltonne und Wäscheständer. Oben in den kleinen Wohnzimmer saßen die Mutter, zwei Schwestern und Nico beisammen. Eine schäbige Couch, zwei abgeschabte Sessel und ein Fernseher waren die einzigen Möbelstücke. „Macht Ordnung hier!“ herrschte Frau Gerber die beiden Mädchen an, als Joachim das Zimmer betrat. „Nichts als Ärger hat man mit den Weibern,“ entschuldigte sie sich, „keinen Handschlag machen se, und wenn ich abends nach Hause komme, bin ich kaputt, da läuft nichts mehr.“ Eilig räumte sie die schmutzige Wäsche vom Sessel und lud Joachim zum Sitzen ein. „Was is denn, hat er wieder was ausgefressen?“ Sie machte eine abschätzige Kopfbewegung zu Nico hinüber, der sich schon wieder vor dem plärrenden Fernseher niedergelassen hatte.

„Nein, nein,“ sagte Joachim, „aber könnten Sie den Fernseher einen Moment leiser stellen, ich hätte etwas mit Ihnen zu bereden.“

„Mach den Kasten aus!“ donnerte Frau Gerber zu Nico hinüber. „Ne!“ brüllte der zurück. „Ich will das sehen!“

Frau Gerber reagierte nicht weiter, sondern zuckte nur mit den Schultern. „Da kann ich mir's Maul fusselig reden, die hören nicht. Bei uns früher hätte es das nicht gegeben, wir hätten uns das nicht getraut.“

Joachim berichtete, auf der Konferenz sei beschlossen worden, Nico in die Lernbehindertenschule einzuweisen.

„Hast's gehört, Nico?“ rief sie. „In die Dummschnuttenschule sollste!“

Nico drehte sich zu ihr um und glotzte sie an. „Was is?“ fragte er so, als habe er kein Wort verstanden, obwohl er die ganze Zeit die Ohren spitzte.

„Auf de Dummschnuttenschule sollste!“ brüllte Frau Gerber, zündete sich hastig eine Zigarette an, sog den Rauch tief ein und stieß ihn langsam wieder aus. Ihre Nasenflügel zitterten, sie starrte vor sich hin. Joachim wußte nicht, was er tun sollte. Plötzlich kam Leben in ihren Körper. Wild gestikulierend brüllte sie Nico an: „Was gehste auch nicht zur Schule? Jeden Tag sprech ich's dir, und was machst du Deibel? Gehst morgens mit dem Ranzen weg und drückst dich den ganzen Vormittag mit denen von nebenan rum. Um die Ohren schlagen sollte man dich dauernd!“ Sie wandte sich an Joachim: „Kann ich denn was dafür, wenn der nicht macht, was ich ihm sage?“ Sie schaute ihn an und fingerte unsicher an ihrem Feuerzeug herum. Wieder drohte sie mit dem Finger zu Nico hinüber: „Aber schuld sind die, die überreden ihn immer, nicht zu gehen, ne Nico?“

„Was mach ich?“ fragte Nico entrüstet.

„Schwänzen tust du!“ sagte sie und fuhr fort: „Das will ich ihnen sagen, die (und damit meinte sie wohl das Lehrerkollegium) schicken den nur auf die Dummschnuttenschule, weil alle seine Geschwister da sind! Dumm ist der nicht, was der mir für Fragen gestellt hat als er kleine war, Löcher in den Bauch gefragt hat der mich! So intelligente oder wie das heißt sind die da alle zusammen nicht!“ Sie machte eine weit ausholende Handbewegung zu ihren Töchtern hin und meinte gleichzeitig alle ihre Kinder, auch die, die nicht da waren. „Und sein Vater will auch, daß der was wird, der is nämlich dem sein Liebling.“

„Ja, ja,“ versuchte Joachim ihren Redeschwall zu unterbrechen, „ich glaube auch nicht, daß er dumm ist, dagegen spricht sein IQ.“

„Sein was?“ Sie sah ihn unsicher an, zerknautschte die Zigarettenschachtel und warf sie in den Aschenbecher.

„Ja, IQ.“ Joachim sah dem Rauch ihrer Zigarette nach. Plötzlich wurde ihm bewußt, wie weit seine Sprache von ihrer entfernt war und daß sie nicht verstehen konnte, warum Nico jetzt in die Sonderschule eingewiesen wurde.

„Der IQ mißt die derzeitige Intelligenz,“ sagte Joachim.

„Und was hat der für Intelligenz?“

„Einhundertundzehn,“ sagte Joachim.

„Und was ist das, viel oder wenig?“

„Normal,“ sagte Joachim, „die meisten haben so hundertzehn, hundertzwanzig.“

„Sehn Se, wenn das normal ist, gehört der doch nicht auf die Dummschnuttenschule!“ Ihr Körper geriet in Bewegung, sie drückte die Zigarette aus, gestikuliert mit den Armen und die trübe Lampe, die in der Mitte des Zimmers an einem häßlichen grünen Balken hing, warf hektische Schatten an die Wand.

„Da sehen Sie's ja, wenn das normal ist, schicken die den nur dahin, weil die andern auch alle da sind!“ Sie sank in sich zusammen, so als sei ihre Entschlossenheit Joachim vorzuspielen, es mache ihr alles nichts aus, plötzlich

in sich zusammengebrochen. Sie schwiegen, warfen sich ab und zu Blicke zu, der Fernseher dröhnte im Hintergrund und die beiden Mädchen prügeln sich auf dem Sofa.

„Jetzt hört endlich auf!“ Frau Gerber sprang auf und versuchte sie zu trennen. Kichernd fielen Rita und Marisa in eine Sofaecke. „Diese Ääster,“ sagte Frau Gerber und drohte ihnen mit dem Zeigefinger, während sie sich eine neue Zigarette anzündete, „nix als Blödsinn im Koppe, und dabei ists Marisa schon sechzehne!“

„Sie können Widerspruch einlegen gegen die Einweisung von Nico,“ sagte Joachim. „So, Widerspruch, mach ich glatt!“ sagte sie resolut, setzte wieder ihr sicheres Gesicht auf und stemmte die Hand in die Hüfte. Wie sie dastand mit gespreizten Beinen und durchgedrückten Knien wurde Joachim klar, daß sie ihre Familie nach außen hin verteidigte wie eine Löwin, es ihr auch nichts ausmachte, manchmal ein bißchen zu übertreiben oder die Tatsachen zu verdrehen, wenn es ihr notwendig erschien. Aber diese Übertreibungen und Verdrehungen wurden im Nachhinein nicht bedacht, und so hatte sich bei den Kindern im Laufe der Zeit eine große Unbekümmertheit mit Tatsachen gebildet.

„Was ist denn das überhaupt, Widerspruch?“ fragte Frau Gerber. Wieder fiel Joachim der unterschiedliche Sprachschatz auf. „Ja, wenn Sie schriftlich der Entscheidung der Schulbehörde widersprechen, kann Nico nicht sofort eingewiesen werden, sondern die Sache muß erneut verhandelt werden.“

„Kann ich dann das?“ Sie tippte sich mit dem Finger gegen die Stirn und sah ihn fast vorwurfsvoll an. „Weiß ich dann, was die da immer haben mit ihren vielen Formularen und so? Unsereinen bescheißen sie ja doch nur auf dem Amt, ne, ne das ist mir zu heiß!“ Sie winkte ab, ließ sich in den Sessel zurückfallen und verschränkte die Arme unter dem Busen.

„Ich könnte Ihnen helfen,“ sagte Joachim, „könnte das für Sie schreiben.“ Sie kam mit dem Oberkörper nach vorne. „Ja wenn Sie das machen wollen?“

„Weißt du,“ sagte Joachim zu mir, als wir spätabends einen letzten Spaziergang durch die Dunkelheit machten, „ich habe Bedenken, ob das richtig ist.“

Schweigend gingen wir nebeneinander her. Die Straßen waren menschenleer. Die Straßenlaternen warfen ihr fahles Licht auf's Pflaster, die Schritte hallten und mich fröstelte, obwohl die Abende noch warm waren. Ich vergrub die Hände in den Taschen und zog den Kopf zwischen die Schultern. Was sollte ich sagen? War es nicht Wahnsinn, für sie einen Widerspruch aufzusetzen, den sie dann unterschrieb ohne zu wissen, was sie tat? Den sie nicht würde verteidigen können gegenüber Schulamt, Lehrer und Jugendamt?

„Aber wenn ich es nicht tue“, sagte Joachim in die Stille hinein, „mache ich mich unglaublich, wird sie mir vorwerfen, ich sei auch einer von denen, die nur reden und nichts tun.“

Eine Woche später traf ich Frau Pincall vom Jugendamt.

„Sagen Sie, was soll denn das jetzt wieder?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Jeder im Amt weiß, daß die Frau Gerber keinen Widerspruch aufsetzen kann, das muß von Ihrem Mann kommen!“

„Was heißt, das muß von meinem Mann kommen?“ fragte ich nur um etwas zu fragen, weil ich auf dieses Zusammentreffen nicht vorbereitet war.

„Die weiß doch überhaupt nicht, was sie für Rechte und Möglichkeiten hat,“ sagte Frau Pincall unfreundlich, „die weiß ja noch nicht mal, daß sie per Gesetz verpflichtet ist, ihre Kinder regelmäßig zur Schule zu schicken.“

„Wird es da nicht Zeit, daß sie endlich über ihre Rechte informiert wird und nicht alles willenlos hinnimmt, nur weil es von oben kommt?“

„Ach, die kann doch mit ihren Rechten überhaupt nichts anfangen! Ich sage Ihnen eins, das gibt jetzt ein Verwaltungsgerichtsverfahren, und wenn sie da auch nur einmal nicht erscheint, ist der Prozeß geplatzt und sie muß die gesamten Kosten übernehmen. Und jetzt erzählen Sie mir bloß nicht, Sie wüßten nicht genauso gut wie ich, daß die noch nicht mal zum ersten Termin erscheint! Dann liegt sie uns wieder auf der Tasche und jammert rum, sie habe das nicht gewollt und könne das nicht bezahlen.“ Böse sah sie mich an. Schließlich machte dieser Fall ihr jetzt Arbeit, und zum offiziellen Fall war Nico geworden, als der Widerspruch im Schulamt einging.

„Ich sehe das nicht so“, verteidigte ich mich, „dadurch, daß sie sich jetzt mit der Situation auseinandersetzen muß, wird sie gezwungen, Stellung zu beziehen, sich für Nico einzusetzen, und vielleicht erkennt sie dann endlich, daß es notwendig ist, ihre Lebenssituation zu verändern.“

„Hilfe zur Selbsthilfe, was?“ sagte Frau Pincall grinsend und rasselte mit ihrem Schlüsselbund. „Das haben schon ganz andere Leute vor Ihnen versucht und sind daran gescheitert.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte ich und ärgerte mich gleichzeitig, daß ich mich von ihr in diese Verteidigungsposition drängen ließ. „Sie wird schon ein Stückchen weiterkommen, wenn ihr nicht ständig nur Mißtrauen entgegengebracht wird und wir ihr dabei helfen.“

„Helfen tun Sie ihr am besten, wenn Sie ihr raten, den Widerspruch zurückzuziehen.“ Damit ließ sie mich stehen.

Nachmittags rief der Schulrat an. Er war mächtig erregt und forderte, Frau Gerber solle den Widerspruch umgehend zurückziehen, wir wüßten doch selber, daß sie nicht vor Gericht erscheinen werde, da ihr die Sache nichts als lästig sei.

Das stimmte zwar, aber darüber konnte man geteilter Meinung sein.

Frau Gerber, fuhr der Schulrat fort, habe Frau Pincall erklärt, sie habe keinen Widerspruch eingelegt, sondern nur einen Brief an die Schule geschrieben. Das Beste sei doch wohl, wir würden die Zurücknahme des Widerspruchs aufsetzen und von ihr unterschreiben lassen. Natürlich versicherte er sofort geflissentlich, er wisse sehr gut um die Problematik und sei selbst todtraurig über solche Zustände, aber wer solle da Abhilfe schaffen?

Die Situation war verfahren. Nico kam jeden Nachmittag bei uns vorbei, um Hausaufgaben zu machen, so, als ginge ihn die ganze Sache nichts an.

Nach langen Überlegungen, was möglich sei und was nicht, und nachdem wir bei Frau Gerber auf vollkommenes Unverständnis gestoßen waren, als wir versucht hatten, ihr die Sache zu erklären, entschlossen wir uns, die Rücknahme des Widerspruchs zu formulieren.

Es wurde Herbst, nach Sonnenuntergang nistete sich Kühle in den Straßen ein. Mich fröstelte, als wir in die Gasse mit dem Kopfsteinpflaster und der schwankenden Laterne einbogen.

Trotz unserer Wut auf die Schulbehörde war die Sache nicht unproblematisch. Hatte Frau Gerber etwa verstanden, was sie da unterschrieb, oder warum erzählte sie der Jugendfürsorgerin später, sie habe nur einen Brief an die Schule geschrieben? Sie unterschrieb etwas, was sie nicht verstand, obwohl wir uns bemühten, mit ihr darüber zu reden. Sie unterschrieb, weil sie sich ungerecht behandelt fühlte, spürte, daß hier zu schnell über das Schicksal ihres Kindes entschieden wurde, weil sie uns vertraute.

Jetzt, als wir über das feuchte Pflaster auf die Treppe mit den ausgetretenen Steinstufen zuschritten, wurde mir plötzlich klar, daß sich in wenigen Minuten alles nochmal wiederholen würde, das Gespräch über die Sache, über die Alltagssorgen. Wir würden uns scheinbar verständigen und uns nicht verstehen.

Wie sie dastand im Dämmerlicht, die Arme über dem Busen verschränkt, die Mundwinkel nach unten gezogen, die Stirn mißtrauisch in Falten gelegt.

Joachim erklärte ihr, sie solle den Widerspruch zunächst zurückziehen, könne ihn ja später wieder aufleben lassen, falls es nötig werden sollte; und Jugend- und Schulamt würden sich um einen Internatsplatz für Nico bemühen, damit er den Hauptschulabschluß schaffe.

„Nein, nein,“ sagte sie, hielt die Hände abwehrend in unsere Richtung und schüttelte den Kopf, „der kommt nicht weg, der hängt viel zu sehr an seinem Vater!“

„Und?“ fragte Joachim, schob die Jacke zurück und stemmte die Hand in die Hüfte, wie er es immer tat, wenn er erstaunt war. „Sie hatten dieser Regelung doch neulich schon zugestimmt!“

Wieder verschränkte sie wie schuttsuchend die Arme. „Der fühlt sich doch ganz wohl da in der Schule. Die zwei Großen nehmen ihn morgens mit, und was die machen, kann der alles. Der fühlt sich so wohl, der bleibt da.“

Sie machte die Treppe hinunter einen Schritt auf uns zu. „Die Pincall vom Jugendamt sagt, ich kümmere mich nicht um den Jungen. Was heißt denn hier überhaupt nicht kümmern? Mittags um Eine geh ich an die Arbeit, da mach ich meine sechs Stunden am Tag, dann hab ich meine neunhundert Mark im Monat. Da muß ich mich doch morgens frühs daheim abrammeln. Meinen Sie, meine Weiber machen auch nur einen Handschlag? Woher denn, das bleibt alles an mir hängen, und dann bin ich schon einmal fertig, wenn ich mittags an die Arbeit gehe. Sie arbeiten doch auch, Sie wissen doch, wie das ist,“ sagte sie zu mir gewandt, „oder haben Sie mehr Zeit für Ihre Tochter?“ Sie schaute mich ein wenig nachdenklich an und überlegte, ob sie weiterreden sollte.

„Sie haben ne Oma,“ sagte sie dann, „das ist der Unterschied.“

Erschreckt über ihren Mut bückte sie sich und rückte die Fußmatte gerade. Ich war betroffen, sie hatte recht, wenn die Oma nicht wäre, wäre vieles nicht. Ich wehrte mich immer gegen diesen Gedanken, aber es war so. So einfach ist das, Rabenmutter oder Hausmütterchen, Kleinkinderziehung läßt man lieber sein, es sei denn, man verzichtet auf vieles. Dieses Gespräch im Dunkeln auf der Treppe mit den ausgetretenen Stufen begann mir unangenehm zu werden. Für sie, die Mutter von sechs Kindern und Sonderschule ohne Abschluß war's

einfach die Oma, die fehlte.

„Na ja, ich will hoch zum Fernsehen,“ sagte die Frau, die nicht anders für ihre Kinder sorgen konnte, als sie es selbst erfahren hatte. Sonderschule bot da eine gewisse Sicherheit, das kannte man, da war man selber schon, da konnte man den Kindern von erzählen.

Wir drehten uns um und gingen. Der Ranzen meiner Tochter erinnerte mich an den Elternabend, von dem wir gerade kamen.

„Wir haben eben keine Oma!“ rief sie entschuldigend hinter uns her.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Delsenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor (Verlag „pläne“ GmbH, Dortmund), Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführer und verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl. Anschrift Verlag: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40. Satz: F. C. Mayer Verlag, Kunigundenstraße 19, 8000 München 40. Druck und Fertigstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, 4040 Neuss. Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-. Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr. Postscheckkonto München 3088 22-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16. ISSN 0023-5016.



Brennpunkt Angola

OndJango

Das Tagebuch von Jürgen Leskien

**Kleine Arbeiterbibliothek
Band 70 / DM 8,—
Damnitz Verlag GmbH**

Die Weltbühne

Wochenschrift für Politik·Kunst·Wirtschaft



Ein kleines Heft von großem Format

Der „Weltbühne“ geht es um klare, progressive Standpunkte, sachkundige, exklusive Information wie um ein hohes Niveau von Sprache und Stil. Sie erscheint, 1905 gegründet, im **Verlag der Weltbühne, Karl-Liebknecht-Str. 29, DDR-1056 Berlin.**

Probleme der Weltpolitik, der Wirtschaft und Kunst werden in Kommentaren, Reportagen, Feuilletons und Satiren treffend behandelt. „Die Weltbühne“ ist jetzt preiswerter durch Direktversand ab Verlag. Jahresabonnement 26,40 DM zuzügl. 10,40 DM Versandkosten. Senden Sie bitte denn Kupon an den **Brücken-Verlag, Ackerstr. 3, 4000 Düsseldorf.**

Kupon

- ☐ Ich bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeexemplares
☐ Ich möchte „Die Weltbühne“ im Abonnement beziehen (Zutreffendes bitte ankreuzen)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ, Wohnort

Kleine Arbeiterbibliothek

Erika Däbritz / Siegfried Grundmann
Nebenan wohnen Leute

(Band 73, DM 8,—)

Erika Däbritz erzählt von Leuten, die neben uns wohnen, von Leuten, die wir zur Arbeit gehen und nach Hause kommen sehen. Diese Erzählungen sind aufregende Lebensprotokolle, es sind literarische Dokumente der Hoffnung und Enttäuschung, der Auflehnung und der Ohnmacht. — Siegfried Grundmann erzählt sensibel und nuancenreich das Leben des schlesischen Skispringers Max Tretsch. Für Max Tretsch hat es keine Sportlerkarriere gegeben, über die sich Prominentenmemoiren schreiben ließen. Sein Leben ist die Geschichte eines „Mannes von nebenan“, der ein Stück deutscher Geschichte von unten erlebt und erlitten hat.

Klaus-Peter Wolf
Vom Widerstand der Kirschen

(Band 72, DM 8,—)

Eine Sammlung der besten Geschichten von Klaus-Peter Wolf. Da gibt es echte Typen: den Luntrus und den Hase, den Rockerkönig ohne Motorrad und den getretenen Heini Furz. Packende Geschichten voller Aktion, Leben und Überraschungen. Einfach erzählt, als ob der Autor neben einem stünde, den Ellbogen auf die Theke gestützt und ein Glas Bier in der Hand. Geschichten zum Lesen und Weitererzählen. Geschichten für junge Leute und alle anderen.

**Damnitz Verlag GmbH
Hohenzollernstraße 144
8000 München 40**

BESICHTIGUNG

Lieber Arthur,

erst heute komme ich dazu, mich für Deinen schönen Gedichtband zu bedanken und ihn in Ruhe nachzudenken. Als ich ihn das erstmal zur Hand nahm, war ich, so muß ich gestehen, etwas irritiert. Bilder in einem Gedichtband? Reichen die Worte nicht aus? Brauchen sie diese Unterstützung? Fallen Verse und Bilder sich nicht gegenseitig ins Wort? So habe ich anfänglich gedacht und das Buch gleich etwas weiter weg gehalten vor lauter Skepsis. Aber je weiter ich mich hineingelesen hab, desto mehr hab ich Lust auf die Bilder und Verse gekriegt und gemerkt, daß sie die Fantasie nicht, wie ich fürchtete, begrenzen, sondern im Gegenteil erweitern und hübsch auf dem Boden der Tatsachen halten. Du merkst schon, aus meiner Zurückhaltung ist Begeisterung geworden und ich kann Dir zu diesem Buch und seiner Idee nur gratulieren. Ich stelle den Band neben das Buch aus dem Asso-Verlag, das ich bisher so schätzte. Ich wünsche, viele viele Leser sähen den Band wie ich . . .

Peter Maiwald

Artur Troppmann
Besichtigung, Gedichte und Fotos
Kleine Arbeiterbibliothek (Band 64, DM 8,—)

CARUSSELL
VERLAG



Carussell Verlag
8411 Michelsneukirchen
Straubingerstr. 164
Tel.: 09467/274

WER UNTÄTOWIERT IST, IST NACKT!



Ein konkurrenzloses Buch
zum Trendthema Tätowierung.

Die künstlerische Tätowierung
erlebt in den letzten Jahren
geradezu einen Boom.
Tätowierung ist Dokumentation,
bildhafter Ausdruck
von Gefühlen,
eine Darstellungsweise
auch von Phantasien
und Träumen.

MIT RIESENFARBPOSTER!

130 Seiten,
Großformat,
Vierfarbumschlag,

ÜBER 150 FOTOS

ISBN 3-922594-25-5

DM 34,—

Bulgarische Erzähler

Südwind



Kleine Arbeiterbibliothek

Das neue Kuba erzählt

Die Augen Simóns



Kleine Arbeiterbibliothek

Sowjetische Erzählungen heute



Kleine Arbeiterbibliothek 55

Vietnamesische Erzähler

Die Uhrmacher von Dien Bien Phu



Kleine Arbeiterbibliothek

Stimmen der Völker

Bulgarische Erzähler Südwind

(Bd. 36, DM 8,-)

Fünfzehn bulgarische Autoren stellen ihr Land vor: mit seinen bäuerlichen Traditionen, der Geschichte seines antifaschistischen Kampfes und den Menschen von heute, die an der industriellen Umgestaltung des neuen Bulgariens mitwirken.

Das neue Kuba erzählt Die Augen Simóns

(Bd. 35, DM 8,-)

Da werden die Menschen lebendig, die in den letzten zehn Jahren Geschichte gemacht haben. Wir erleben mit, zu welchen Taten, zu welcher Kraft ein Volk fähig wird mit seiner eigenen nationalen und sozialen Befreiung.

Sowjetische Erzählungen der 30er bis 50er Jahre

(Bd. 25, DM 6,80)

Sowjetische Erzählungen heute

(Bd. 55, DM 8,-)

Diese beiden Bände bieten eine preisgünstige Auswahl sowjetischer Erzählungen von 1930 bis heute. Von der gigantischen Aufbauarbeit an dem Land, das Zaren und Fabrikanten arm und unterentwickelt hinterlassen hatten; vom Widerstand gegen die faschistischen Eindringlinge; von der Überwindung gesellschaftlicher Lähmungserscheinungen in der Nachkriegszeit und von den Aufgaben, die die wissenschaftlich-technische Revolution stellt, berichten die Autoren Tschingis Aitmatow, Maxim Gorki, Wil Lipatow, Valentin Rasputin, Wassili Schukschin, Konstantin Simonow, Michail Sostschenko, Wladimir Tendrakow, Juri Trifonow, Alexander Twardowski u. a.

Vietnamesische Erzähler Die Uhrmacher von Dien Bien Phu

(Bd. 33, DM 8,-)

In diesen Geschichten aus Vietnam spiegeln sich die schweren Prüfungen, die das Land erleiden mußte. Der Leser erfährt genaueres über die Humanität und Tapferkeit der Menschen, die diesem Leiden widerstanden.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei
Damnitz Verlag GmbH, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40

Kleine Arbeiterbibliothek

Horst Bastian Gewalt und Zärtlichkeit Dritter Roman

Etwa 480 Seiten

Ganzleinen 9,90 DM

Bestell-Nr. 643 196 5

Horst Bastian ist vor allem durch sein Buch „Moral der Banditen“ (1964) bekannt geworden. 1974 erschien der Erste Roman und 1978 der Zweite Roman von „Gewalt und Zärtlichkeit“. Der jetzt vorliegende dritte Band setzt die Lebensbeschreibung des Max Spinnt fort, die gleichzeitig ein Stück deutscher Geschichte nach 1945 widerspiegelt.

Verlag Neues Leben Berlin DDR

NEU:

Jürgen Weber
Entmündigung
der Künstler

(2. Aufl., 316 Seiten, DM 16,-)

Jürgen Webers durchleuchtende Analyse des bundesdeutschen Kunstbetriebs liegt in einer gründlich überarbeiteten und erweiterten Neufassung vor. Weber nimmt darin engagiert Stellung zu den wichtigsten Geschehnissen in der Kunstszene der letzten zwei Jahre.

Die Presse zur ersten Auflage:

„Läßt sich auch nur die Hälfte der Statistiken, Analysen und Thesen Jürgen Webers nicht klar widerlegen – und damit ist kaum zu rechnen – dann sollte die Revolution der Künstler unmittelbar stattfinden.“
Stuttgarter Nachrichten

„... je mehr Kollegen von Webers Materialien Gebrauch machen, um so stärker können Argumentation und Druck für die grundlegenden Interessen der Künstler unseres Landes werden.“
BBK-Mitteilungen

„Wer immer der Kunst ein durch kommerzielle Erwägungen nicht getrübt Interesse entgegenbringt, sollte dieses Buch gelesen haben.“
Deutsches Ärzteblatt

„... aber ginge es mit rechten Dingen zu, müßte diese Schrift wie ein fauchender Windstoß in die deutschen Kunstlandschaften fahren.“
Spandauer Volksblatt



Damnitz Verlag GmbH

Hohenzollernstraße 144 · 8000 München 40



Anmerkungen

ARENDET DIETER, Ordentlicher Professor im Fachbereich Germanistik der Universität Gießen. Veröffentlichungen (Bücher, Aufsätze, Rundfunk-Essays) zu den Themen: Anbendländischer Nihilismus – Pikarische Literatur und Eulenspiegel – Dichtung und Leben bei Wilhelm Heinrich Wackenroder, Clemens Brentano, Heinrich Heine und Wilhelm Raabe – Fabeln im Wandel der Jahrtausende – Jugendliteratur u. a.

BENT JOCHEN, geb. 1922 in Hamburg, lebt in Westberlin. Dipl. Kaufmann, Doktorarbeit über Mosaiken. Seit 1975 Tagelöhner in Westberlin. Schreibt Kurzgeschichten, Lieder-Texte, Erzählungen. Letzte Veröffentlichung: „DER STERN VON BERLIN UND GANZ ANDERS“ (im Selbstverlag).

BETHGE HORST, geb. 1935. Studium der Geschichte, Geografie und Erziehungswissenschaften in Hamburg; seit 1959 Volks- und Realschullehrer. Mitglied im zentralen Arbeitsausschuß „Weg mit den Berufsverboten“ und im GEW-Landesverband. Bildungspolitischer Sprecher der DFU. Zahlreiche Buch- und Zeitschriftenaufsätze.

BIENEK WOLFGANG, geb. 1949. Studium der Germanistik und Geschichte, vorher kaufmännischer Angestellter, später Pressefotograf. Abitur auf dem II. Bildungsweg. Mitarbeiter am Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Recklinghausen. Mitbegründer und Redakteur der Literaturzeitschrift „SCHREIBHEFT“. Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Buchveröffentlichungen „Winterwende“ (zus. mit Giesla Böckler); „Der Adler“ u. a.

BITTNER WOLFGANG, sh. *Kleine Arbeitsbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.

DÜRRSON WERNER, sh. kk 1/81. In diesem Jahr erschien eine Lyrik-Sammlung in der Reihe *kürbisher-Zeit-Gedichte*.

ELSNER GISELA, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“. Der vorliegende Text stammt aus dem neuen Roman „Abseits“, der im Frühjahr 1982 bei Rowohlt erscheinen wird.

FELDHOF HEINER, geb. 1945. Studium in Münster, Realschullehrer in Altenkirchen/Ww. Mitglied im VS (1978 Auslandsreisestipendium). Verschiedene Veröffentlichungen in Rundfunk, Zeitungen und Zeitschriften u. a.: „Bernd Bextes Kinderkalender 1981 (Zweitausendeins 1980)“, „Poesiekiste“ (rororo rofuchs, Rowohlt 1981); „6. Jahrbuch der Kinderliteratur“ (Beltz 1981); „Mehr als ein Wort, Gedichte und Geschichten für Frieden“ (rororo panther, Rowohlt 1981); „Deutsch mal anders“ (Hachette 1981).

GABEL WOLFGANG, geb. 1942 im damaligen Königsberg. Publiuist, Mitarbeiter bei Rundfunkanstalten, freier Autor seit 1972. Letzte Veröffentlichung: „Hindernisse“ (Beizinger Verlag 1981); „Einfach in den Arm nehmen“ (Beltz & Gelberg 1981). Bayerischer Förderpreis für Literatur.

GAHSE ZSUZANNA, geb. 1946 in Budapest, lebt in Stuttgart. Presseveröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen, Rundfunk. Mitarbeiterin der Stuttgarter Zeitung.

GRÜNTHER MARTHA, geb. 1943 in Barlt (Dithmarschen/Schleswig-Holstein), „als Kind taubstummer Eltern; Volksschule; kein Beruf; Ausbildung zur Kontoristin. Arbeit als Telefonistin; nach Aufstellung zur Kündigung; Rechtsschutz durch die Gewerkschaft, erhält Abfindung, aber Verlust des Arbeitsplatzes. Seit zwei Jahren Arbeit als Phototypistin in einem großen Unternehmen. Mitarbeiter in DFI-Frauengruppe, DGB-Frauenausschuß“. Schreibt im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Köln. „Her mit dem Leben“ (Asso-Verlag), Veröffentlichung in der UZ.

GUTZSCHHAHN UWE-MICHAEL, geb. 1952 in Langenberg/Rheinland. Studium der Germanistik und Anglistik in Bochum, lebt in Waltrup/Westfalen und Würzburg. Verschiedene Veröffentlichungen u. a.: PROSA UND LYRIK CHRISTOPH MECKELS (Dissertation und Bibliografie, 1980). Förderungspreis des Landes Nordrhein-Westfalen, 1979.

HEIDENREICH GERT, geb. 1944, lebt als freier Journalist und Schriftsteller in Wessling bei München. Mitarbeit von Rundfunkanstalten und Zeitung. Neben Erzählungen, Gedichten, Kinderliedern und -geschichten veröffentlicht er zuletzt u. a.: „Siegfried-Karriere eines Deutschen“ (1980); „Strafmündig“ (1981) – beides Theaterstücke. „Die ungeliebte Dichter – Die Ratten – und Schweißliegen-Affäre“ (Dokumentation 1981); „Das Kinderliederbuch“ (Hersgb. 1981); „Und es bewegt sich doch – Texte wider die Resignation“ (Hersgb. 1981).

HENNEMANN SUSANNE, Dipl. Dolm., 1926 in Plön/Holstein. Schulzeit und Abitur in Rostock. Lebt als freie Schriftstellerin in Lübeck. Schreibt TV-Drehbücher und Gedichte. Gedichtband „Davidsgesänge“ (1980); ein weiterer Gedichtsband ist für 1982/83 vorgesehen. Mehrere Gedichte wurden vertont. Zahlreiche Veröffentlichungen in Kulturzeitschriften. Die hier abgedruckten Gedichte werden in dem Gedichtsband „Mein blauer Reiter“ erscheinen.

HERHOLTZ PETER, geb. 1957 in Hamburg. 1978 Abitur in Hessen. Seit Ende 1980 Student in Stuttgart. Einzelne Gedichtlesungen bei Veranstaltung.

JOST ROLAND, geb. 1950 in Göppingen, lebt in Möglichen bei Ludwigsburg. Studium Germanistik und Sport an den Universitäten Karlsruhe und Mannheim. Promotion zum Dr. phil 1981. Seit Herbst 1980 Studienreferendar an einem Gymnasium. Veröffentlichungen in Zeitungen und Periodika. Buchveröffentlichung: a. „Es war unser Lehrer“. Bertolt Brechts Leninrezeption am Beispiel der „Maßnahme“, des „Me-ti-Buch der Wendungen“ und der „Marxistischen Studien“, Köln 1981. (Pahl-Rugenstein, Hochschulschriften, Bd. 88). Arbeitet z. Z. an einem Projekt über die Theatralik des Faschismus.

KELTER JOCHEN, geb. 1946 in Köln. Lebt heute auf der Schweizer Seite des Bodensees bei Konstanz. Studium in Köln. Aix-en-Provence und Konstanz, Studentenbewegung. Lehrtätigkeit an der Uni Konstanz. Von 1974 bis 76 Beschäftigungsverbot im öffentlichen Dienst des Landes Baden-Württemberg. Lehrtätigkeit in Zürich. Mitarbeiter des Südfunks, Stuttgart. Mitglied im VS und im Schweizer Schriftstellerverband „Gruppe Olten“. Letzte Buchveröffentlichungen: „Land der Träume“ (Gedichte 1979). 1982 erscheint ein von ihm zusammengestelltes Lesebuch mit dem Titel „Konstanzer Trichter – Kaleidoskop einer Region“ und ein neuer Gedichtsband.

KIBGIS ILSE, sh. kk 2/80.

KÖPF GERHARD, sh. kk 2/81 und 4/81.

KRUG JOSEF, geb. 1950 in Bad Brückenau/Unterfranken. Abitur; 18 Monate Bundeswehr. Studium der Soziologie und Germanistik in Bochum. Während des Studiums Arbeit in verschiedenen Betrieben, darunter

Gießerei und Hüttenwerk, anschließend Kraftfahrer, dann Sozialarbeiter für arbeitslose Jugendliche. Z. Z. Sprachlehrer für türkische Jugendliche. Mitglied der IG Bergbau und Energie.

MÜLLER ANDRÉ, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein“.

REIS JORGE, geb. 1949 auf der Kapverdischen Insel (liegt westlich der Afrikanischen Küste). Verließ 1967 seine Heimat und fuhr zwei Jahre auf See. Danach Studium der Elektronik und Besuch der Schauspielschule. 1972 Schauspieler in Bochum. Ende Juli wurde sein Theaterstück „Mingo“ aufgeführt.

RICHTER WALTER, geb. 1924 in Gottschdorf/Sachsen. Lebt heute in Eschlkam. Nach mehreren Jahren kaufmännischer Tätigkeit Arbeit im Öffentlichen Dienst. Veröffentlichung in Tageszeitungen, später Kurzgeschichten, Beiträge zur Malerei und Gedichte in Zeitungen und Anthologien.

RITTER ROMAN, geb. 1943 in Stuttgart. Lebt in München. Studium, Redakteur, Verlagslektor. Veröffentlichungen u. a.: „Vorlesungen“ (Gedichte 1968); „Einen Fremden in Postamt umarmen“ (*kürbiskern-Zeit-Gedichte* 1975).

SÄNGER HANS-MARTIN, geb. 1955 in Siegen, lebt z. Z. in Westberlin. Studium Deutsch und Englisch an der Gesamthochschule in Siegen. Zur Zeit Lehranwärter. Buchveröffentlichung: „Ein Tag im Leben des Soldaten S.“ (1976).

SENA JORGE DE, geb. 1919 in Lissabon. Bis 1959 Ingenieur. 1959 bis 61 Lehrstuhl für Literaturtheorie der Fakultät für Philosophie, allgemeine und Geisteswissenschaft in Assis (São Paulo). 1961 bis 65 Lehrstuhl für portugiesische Literatur in Araraquara (São Paulo). 1959 Gast des IV. Internationalen Kolloquiums lusobrazilianischer Studien in Brasilien: „blieb dort bis 1965, da ich in meiner von den Faschisten beherrschten Heimat weder leben noch schreiben konnte“. Von 1975 bis 78 lebte er in den USA: Erzähler, Literatur- und Theaterkritiker, Kultur- und Literaturhistoriker sowie Übersetzer und Herausgeber englischer und nordamerikanischer Autoren. Jorge de Sena starb im Mai 1978 in den USA. Die hier veröffentlichte Erzählung entstand 1961 in Assis, São Paulo. Portugiesischer Titel: Os Salteadores.

SCHNETZ WOLF PETER, geb. 1939 in Regensburg. Studium Germanistik, Anglistik, Geschichte, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft in Erlangen, Mainz und München. Promotion über Oskar Loerke. 1968 bis 73 Kulturdezernat in Regensburg. Seit 1973 Kulturdezernat in Erlangen. Seit 1962 zahlreiche Buchveröffentlichungen, zuletzt „Und Gott wurde sterblich“. Gedichte zum Nordatlantischen Bündnis“ (Verlag Renner), (1981). Mitglied im VS; Europäische Autorenvereinigung DIE KOGGE; Freundeskreis P.E.N.-Zentrum; Mitbegründer der Neuen Gesellschaft für Literatur, Erlangen.

SCHOOF RENATE, geb. 1950 in Bremen. Arbeitete als Buchhändlerin, Dokumentarin (bei der dpa) und Kassierin im Supermarkt. Seit 1977 Lehrerin. Gedichte in Zeitungen veröffentlicht.

SCHRÖDER ROLFRAFAEL, geb. 1928 in Dresden. Verschiedene Arbeiten. 1972 bis 76 Initiator und Organisator der Düsseldorfer Kneipenlesungen im SASSAFRAS. Initiator und Organisator des 1. Düsseldorfer Literatur-Marktes. Leitung Literarischer Werkstätten in Viersen und Krefeld. Autorenportraits in Zeitschriften und Rundfunk. Mitarbeit in deutschen und ausländischen Anthologien und Zeitschriften. Eröffnete zusammen mit Lore Schaumann das Literaturbüro in Düsseldorf.

STANGE SABINE, geb. 1950. Studium an der Gesamthochschule Kassel. Arbeitet als freie Autorin und Regisseurin. Z. Z. Studienreferendariat für die Sekundarstufe II. Fächer: Kunsterziehung/Gemeinschaftskunde. Veröffentlichungen in Anthologien.

STIEFELE WERNER, geb. 1953, lebt in Stuttgart. Studierte Deutsch und Geschichte. Arbeitet als Lehrer (Deutsch für Ausländer). Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften.

TREICHEL HANS-ULRICH, geb. 1952 in Versmold/Westfalen. Seit 1972 in Westberlin. Studium der Germanistik und Politologie. Doktorand an der FU Berlin. Veröffentlichungen: „Nicht ewig auch unbelehrbar“, Gedichte und Bilder (zusammen mit Carl Timmer, 1978); „Ein Restposten Zukunft“, Gedichte (beide Edition Neue Wege, Berlin 1979).

TONDERN ALF, geb. 1940. Abitur, journalistische Ausbildung. Arbeit für Zeitungen, Funk, Fernsehen sowie in der Erwachsenenbildung – literarische Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, Lesungen mit Liedermachern.

WEISSENBORN THEODOR, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließt der Rhein“.

AB 14. OKTOBER
AN JEDEM KIOSK:

NR.6

1981/82

5 MARK 1981/82
literatur



Zwischen Kriegskredit
und Weierlichkeit: Selbst-
gebackenes & Selbst-
geschriebenes: Der Renegat
als literarisches Prinzip -
Sinn und Verderb der Gewerksleserei - Vom
Risiko der Krücker GmbH & Co. KG
Beitrag von: Bernd Engelmann - Hermann
P. Piwitt - Gerd Fuchs - P. C. Delius - Klaus
Stiller - Christian Geissler - Uwe Timm -

**DIE VERHURUNG
DES
GEWERBES**

Hermann L. Gremli
Gunter Herburger - Hans-
Christoph Buch - Michael
Scharang - Walter Boshli
Christel Dormagen
Wolfgang Pohrt - Martin Walser - Michael
Schneider - Horst Tomayer - Henryk M.
Broder - Roman Ritter - Peter Dahl - Karl
Pawek - Stephan Reinhardt - Paul Kersten
Lothar Bauer - Arno Klönne

konkret

**DIE VERSAFTUNG
MITTELEUROPAS**

**LITERATUR
AUF DEM STRICH**

**PHÖNIXE,
FRISCH GEHÄUTET**

**GEHT DOCH
NACH DRÜBEN**

**DIE PRIVATE
ANEIGNUNG
DES DRAMAS**

**DICHTUNG
UND NEUROSE**

**APOKALYPTISCHES
TAGEBUCH**

**BOB DYLAN'S
HOPE-SHOW**

**KULTURFÖRDERUNG
UND DEUTSCHE
PROVINZIALITÄT**